

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

**Themenheft
Universitäten im Dreißigjährigen Krieg**

**Hrsg. von Thomas Kossert
in Zusammenarbeit mit Matthias Asche und Marian Füssel**

15 (2011) Heft 1

Universitätsverlag Potsdam

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der
Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit**

**Themenheft
Universitäten im Dreißigjährigen Krieg**

**Hrsg. von Thomas Kossert
in Zusammenarbeit mit Matthias Asche und Marian Füssel**

**15 (2011) Heft 1
Universitätsverlag Potsdam**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de/> abrufbar.

Universitätsverlag Potsdam 2011

<http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm>

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: -2292

E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

wird herausgegeben im Auftrag des AK Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam.

ISSN 1617-9722 (print)

ISSN 1861-910X (online)

Satz: Thomas Kossert, Carmen Winkel, Kristin Schettler

Online veröffentlicht

auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2011/5389/>

URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-53892>

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-53892>

Zugleich gedruckt erschienen im Universitätsverlag Potsdam:

ISBN 978-3-86956-152-3

Editorial

Liebe AMG-Mitglieder, sehr geehrte Leserinnen und Leser,

Es ist mir eine Freude, Ihnen ein weiteres Themenheft unserer Zeitschrift präsentieren zu dürfen. Die Entscheidung, neben den thematisch offenen Bänden häufiger inhaltlich zusammenhängende Themenhefte in Druck zu bringen, hat sich bewährt. Zahlreiche positive Rückmeldungen zu den bislang erschienenen Themenheften – *Militär und materielle Kultur in der Frühen Neuzeit* (13/2009, 1) und *Militärische Eliten in der Frühen Neuzeit* (14/2010, 1) – haben uns auf diesem Wege bestärkt. Weitere Themenhefte sind in Vorbereitung.

Das nunmehr erschienene Themenheft vereinigt Beiträge eines von Thomas Kossert in Zusammenarbeit mit Marian Füssel und mir organisierten und durchgeführten Workshops zum Thema *Inter arma silent litterae? Universitäten im Dreißigjährigen Krieg*. Dieser fand am 6. und 7. Mai 2010 auf Schloss Friedenstein in Gotha in fruchtbarer Kooperation unseres Arbeitskreises mit dem *Forschungszentrum Gotha für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien* statt. Die Idee zu diesem Workshop ergab sich aus dem glücklichen Umstand, dass derzeit mehrere Dissertationsprojekte zum Thema *Universitäten und Dreißigjähriger Krieg* in Bearbeitung sind (Alexander Zirr, Wenke Richter, Susanne Häcker) beziehungsweise jüngst abgeschlossen wurden (Tobias Schönauer). Darüber hinaus konnte auch Prof. Dr. Herbert Langer (Greifswald) – der »Altmeister« der Forschungen zur Kulturgeschichte des Dreißigjährigen Krieges – für einen einschlägigen Beitrag gewonnen werden. Das auf diese Weise entstandene, nunmehr vorliegende Themenheft kann freilich das Problemfeld nicht erschöpfend darstellen, allerdings doch immerhin den Anspruch erheben, erstmals weiterführende Fragehorizonte eines bislang sowohl von der Militär- wie von der Universitätsgeschichtsforschung vernachlässigten Themas aufzureißen und somit vielleicht weitere Forschungen anzuregen.

Bei den zuweilen sehr mühsamen Korrekturarbeiten an diesem Themenheft haben sich zahlreiche gute Geister verdient gemacht. Die Herausgeber haben herzlichst Steffen Hölscher M.A. (Göttingen) sowie den Hilfskräften am Tübinger Frühneuzeit-Lehrstuhl Maximilian Baur, Uwe Folwarczny, Markus Gerstmeier, Elena Luckhardt und Antje Oswald zu danken. Ein nicht minder herzlicher Dank ergeht an das Redaktionsteam dieser Zeitschrift, die organisatorisch und technisch die Entstehung dieses Themenheftes begleitet haben – und zwar in gewohnt professioneller Weise, obwohl es seit dieser Ausgabe erstmals in ganz neuer personeller Formation auftritt: Die Redaktionsleitung hat nunmehr Carmen Winkel M.A. (Potsdam) übernommen. Ihr zur Seite stehen Urte Evert M.A. (Berlin) und Steffen Leins M.A. (Tübingen). Im Namen des Vorstands wünsche ich dem neuen Team viel Freude und Ausdauer bei der zuweilen mühsamen, aber verdienstvollen Redaktionsarbeit. Ebenfalls stellvertretend für den Vorstand darf ich mich an dieser Stelle nochmals herzlich bei den ausgeschiedenen Mitgliedern des Redaktionsteams – Dr. Ulrike Ludwig (Dresden) und Dr. Gundula Gahlen (Berlin) – für ihr enormes Engagement in den vergangenen Jahren und ihre bleibenden Verdienste um unseren Verein bedanken!

Ein abschließender Hinweis noch in Vereinsdingen: Sie finden in dieser Ausgabe die Einladung zur nächsten Mitgliederversammlung, die nach Vereinsbeschluss erstmals im Rahmen der 9. AMG-Jahrestagung in Göttingen (1. bis 3. Dezember 2011) stattfinden wird. Auf der Jahrestagung zum Thema *Militärische Wissenskulturen in der Frühen Neuzeit*, die ebenfalls in dieser Ausgabe offiziell angekündigt wird, werden erstmals die *Burkhardt- und Hannelore-Otto-Preise für Arbeiten zu Gewalt, Militär und Krieg in der Frühen Neuzeit* verliehen. Der Vorstand freut sich über eine rege Beteiligung von Mitglieder und Interessenten an der Jahrestagung.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre und verbleibe mit den besten Wünschen

Matthias Asche

Inhalt

AUFSÄTZE

Thomas Kossert

Inter arma silent litterae?

Universitäten im Dreißigjährigen Krieg.....9

Alexander Zirr

Universität und fremde Besatzung.

Die *Alma mater Lipsiensis* während der schwedischen

Herrschaft über Leipzig 1642 bis 1650 18

Wenke Richter

Die vier mitteldeutschen Universitäten in Leipzig,

Wittenberg, Jena und Erfurt im Dreißigjährigen Krieg.

Eine Frequenzanalyse 41

Tobias Schönauer

Landesfestung und Universität.

Ingolstadt im Dreißigjährigen Krieg..... 57

Herbert Langer

Die Universität Greifswald im Dreißigjährigen Krieg 72

Susanne Häcker

Universität und Krieg.

Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges

auf die Universitäten Heidelberg, Tübingen und Freiburg 98

Marian Füssel

Akademischer Sittenverfall?

Studentenkultur vor, in und nach der Zeit des

Dreißigjährigen Krieges..... 124

Matthias Asche

Der Dreißigjährige Krieg und die Universitäten im Heiligen

Römischen Reich. Ein Fazit und viele offene Fragen.....147

PROJEKTE

Anja Bröchler

Wahre Geschichten – Frühe Berichte über die Eroberungen
Amerikas im 16. Jahrhundert..... 183

Robert Oldach

Stadt und Festung Stralsund: Studien zur Organisation
und Wahrnehmung schwedischer Militärpräsenz in
Schwedisch-Pommern 1721–1807..... 187

REZENSIONEN

Jürgen Kloosterhuis

Marian Füssel, Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg
im 18. Jahrhundert, München 2010..... 193

Jürgen Kloosterhuis

Gundula Gahlen, Das bayerische Offizierskorps
1815–1866, Paderborn 2011..... 196

Ralf Pröve

Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Bestandsgruppen-Analyse
Generaldirektorium und Ute Dietsch (Bearb.), Familienarchive
und Nachlässe im Geheimen Staatsarchiv preußischer
Kulturbesitz : ein Inventar, Berlin 2008..... 199

Ulrike Ludwig

Christoph Kampmann u. a. (Hrsg.), Bourbon –
Habsburg – Oranien. Konkurrierende Modelle im
dynastischen Europa um 1700, Köln 2008 201

Janine Rischke

Volker Schobeß, Friedrich der Große und die
Potsdamer Wachtparade 1740–1786, Berlin 2009..... 206

Stephan Theilig

Christiane Caemmerer, Jörg Jungmayr, Eef Overgaauw (Hrsg.),
Flugblätter von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart als
kulturhistorische Quellen und bibliothekarische
Sondermaterialien, Frankfurt/M. 2010..... 211

ANKÜNDIGUNG

| | |
|---|-----|
| Militärische Wissenskulturen in der Frühen Neuzeit, 9. Jahrestagung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 216 |
| Dreißigjähriger Krieg online/The Thirty Years War online | 219 |
| Artillerie und Festungsbau in Franken, Bayern und Europa 1500–1800, Tagung des Bayerischen Armeemuseums | 224 |

INFORMATION

| | |
|--|-----|
| Protokoll der Mitgliederversammlung..... | 225 |
| Autorenverzeichnis | 226 |
| Veröffentlichungen des AMG..... | 228 |

Thomas Kossert

Inter arma silent litterae? Universitäten im Dreißigjährigen Krieg

So bald als der Krieg ins Land kam, hiess es: inter arma silent musae, schrieb der Magdeburger Gymnasiallehrer und Kantor Christoph Krause (1601–1662) in seinem in den 1630er Jahren verfassten Tagebuch.¹ Ereignisse wie etwa der Raub der berühmten *Bibliotheca Palatina* oder die brutale Hinrichtung des Rektors der Prager Karlsuniversität Johann Jessenius (1566–1621), dem vor seiner Enthauptung bei lebendigem Leib die Zunge herausgeschnitten wurde, bestätigen dieses zeitgenössische Bild von den schweigenden Musen auf den ersten Blick. Tatsächlich trafen Kampfhandlungen, Seuchen, Hunger und die Auswirkungen der Inflation auch die Universitäten des Reiches und ihre Mitglieder. Andererseits haben Untersuchungen aus den Bereichen der Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte gezeigt, dass es sehr wohl auch in Kriegszeiten ein teilweise blühendes kulturelles und geistiges Leben auch und gerade im Heiligen Römischen Reich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges gegeben hat.² Umso mehr verwundert es, dass die klassische Bildungs- und Universitätsgeschichtsforschung bislang noch weitgehend einen Bogen um diese Epoche zu machen scheint.³ Auch in Gesamtdarstellungen zum Dreißigjährigen Krieg sucht man allzu oft vergeb-

¹ J[ulius] O[tto] Opel, Denkwürdigungen des Gymnasiallehrers und Pfarrers Christopherus Krause in Magdeburg, in: Neue Mittheilungen aus dem Gebiet der historisch-antiquarischen Forschungen 14,2 (1878), S. 313–384, hier S. 340.

² Vgl. etwa die zahlreichen Beiträge in: Klaus Bußmann/Heinz Schilling (Hrsg.), 1648. Krieg und Frieden in Europa. Bd. 2: Kunst und Kultur, Münster 1998.

³ Ein neuerer 325seitiger Sammelband zur Geschichte der Universität Helmstedt widmet diesem Zeitabschnitt beispielsweise nur knapp zwei Spalten. Vgl. Jens Bruning, Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810, in: ders./Ulrike Gleixner (Hrsg.), Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810, Wolfenbüttel 2010, S. 23–37. Auch Howard Hotson, A dark Golden Age. The Thirty Years War and the Universities of Northern Europe, in: Allan McInnes u. a. (Hrsg.), Ships, Guns and Bibles in the North Sea and Baltic States c.1350–c.1700, East Linton 2000, S. 235–270, nimmt lediglich eine erste, noch sehr oberflächliche Frequenzanalyse vor.

lich nach Abschnitten über die Situation universitärer Forschung und Lehre in jener Zeit.⁴

Der vorliegende Band will sich daher erstmals und explizit dem Phänomen Universität und Dreißigjähriger Krieg widmen und insbesondere die immer wiederkehrende pauschale These vom Niedergang der Hochschulen und des akademischen Lebens in jenen Kriegszeiten kritisch hinterfragen. Da der Krieg nicht überall im Alten Reich gleichermaßen und gleichzeitig präsent war, behandeln die Beiträge des Bandes insgesamt neun Universitäten, die sowohl in den Hauptkampfzonen, als auch in vom Krieg weitgehend verschonten Landstrichen lagen.⁵

Im Folgenden wird – anstatt des sonst üblichen Überblicks über die ohnehin sehr spärliche Forschung⁶ – ein erster Versuch unternommen, die Probleme und Herausforderungen, vor die sich Studenten und Hochschullehrer in der kriegerischen ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gestellt sahen, aus der Nähe zu betrachten. Als Quellenbasis für den Blick auf den universitären Alltag inmitten der Katastrophe wurden vor allem exemplarisch Selbstzeugnisse und andere Egodokumente von Studenten und Professoren herangezogen und analysiert.

Zunächst war von jenem Krieg, den man später den Dreißigjährigen nennen sollte, in den meisten Teilen des Reiches noch relativ wenig zu spüren. Zwar hatten einige Gegenden vermehrt Truppendurchzüge und erste Kontributionsforderungen zu gewärtigen, doch anfangs blieb der Konflikt noch weitestgehend auf das Königreich Böhmen und Teile der Pfalz beschränkt. Der Jenaer Student Adrian Beier (1600–1678) konnte 1623 beispielsweise noch problemlos an die Universitäten in Leipzig und Erfurt wechseln.

⁴ Eine erfreuliche Ausnahme bildet nach wie vor Herbert Langer, *Hortus Bellicus. Der Dreißigjährige Krieg. Eine Kulturgeschichte*, Leipzig 1978, S. 186–196.

⁵ Zu dieser immer noch grundlegenden, wenn auch nicht unumstrittenen Unterteilung in Schon-, Übergangs- und Zerstörungsgebiete vgl. Günter Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte*, 4. überarb. Aufl., Stuttgart/New York 1979. In kritischer Auseinandersetzung dazu Wolfgang Behringer, *Von Krieg zu Krieg. Neue Perspektiven auf das Buch von Günter Franz *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk* (1940)*, in: Benigna von Krusenstjern/ Hans Medick (Hrsg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, Göttingen 1999, S. 543–591.

⁶ Vgl. dazu den abschließenden Beitrag von Matthias Asche in diesem Band.

Doch während es in Erfurt zu wenig akademische Veranstaltungen gegeben habe, sei es in Leipzig viel zu teuer gewesen, so dass Beier bald enttäuscht nach Jena zurückkehrte.⁷ Hier wie andernorts hatten die Studenten also vor allem unter der allgemeinen Geldverschlechterung zu leiden. Beiers Kommilitone Martin Bötzing (1599–1673) beschrieb die Situation in seinem Lebensbericht wie folgt: *Dieneil aber eben die Kipperzeit in solche Jahr mit einfiel, konnte man für das lose Geld fast gar nichts schaffen.*⁸ Auch an den benachbarten Universitäten Leipzig und Wittenberg sah es nicht besser aus. Der Schmiedemeistersohn und spätere Pfarrer Christian Köhler (1604–1687) aus dem kursächsischen Schneeberg berichtet etwa von seinem Studium in Leipzig, das er 1625 mit dem Baccalaureat in Philosophie abschloss. Gerne hätte er weiter studiert, doch aufgrund des *allzugrosse[n] Unvermögen[s]* seines Vaters *wegen der dohmaligen Wipperey* musste Köhler es abbrechen und Dienste als Präzeptor annehmen.⁹ Dem eingangs erwähnten Christoph Krause erging es ähnlich. Als er nach einer zweijährigen Unterbrechung 1625 sein Studium in Wittenberg wieder aufnehmen wollte, musste er feststellen, dass dort im Zuge der Kipper- und Wipperinflation alles *viel theurer* geworden sei und er die Fortsetzung seines Studiums nicht mehr finanzieren könne.¹⁰ Der Sohn des Jeßnitzer Landrichters Joachim Rese (1604–1683) wurde von seinem Vater ebenfalls aus Geldgründen später als ursprünglich geplant vom Zerbster Gymnasium Illustre an die Leipziger Universität geschickt und noch 1639 musste der spätere Pfarrer Matthäus Hoffmann (1615–

⁷ Vgl. Gustav Richter, Teil einer Selbstbiographie Adrian Beiers, in: Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde NF 2 (1882), S. 317–329, hier S. 328; Herbert Koch (Hrsg.), Chronologus Jenensis [...], Jena 1914, S. 27. Dass das Studentenleben Leipzig schon vor dem Krieg als verhältnismäßig teuer galt, zeigt beispielsweise auch Emil Reinhardt, Benjamin Schütz, insbesondere seine Stellung zur Erfurter Revolution 1662–1664, Erfurt 1936, S. 65.

⁸ Vgl. Extract aus Hr. Martin Bötzingers [...] Vitæ Curriculo, in: Johann Werner Krauß (Hrsg.), Beyträge zur Erläuterung der Hochfürstl. Sachsen-Hildburghäusischen Kirchen- Schul- und Landes-Historie, Theil 1, Greitz 1750, S. 349–368, hier S. 349.

⁹ Vgl. [Georg] Buchwald, Selbstbiographie eines 83jährigen erzgebirgischen Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert, in: Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte 4 (1888), S. 224–234, hier S. 227.

¹⁰ Vgl. Opel, Krause (wie Anm. 1), S. 321.

1667) sein Studium in Wittenberg abbrechen, weil ihm die finanziellen Mittel ausgegangen waren.¹¹

Während die allgemeine Teuerung in besonderer Weise die Studenten betraf und ihnen teilweise die Aufnahme oder Vollendung des Studiums erheblich erschwerte oder sogar unmöglich machte, hatten Scholaren und Professoren gleichermaßen unter den Folgen von Seuchenzügen zu leiden. Besonders die Pest, die durch die großen, durch das Land ziehenden Söldnerheere eine raschere Verbreitung als in Friedenszeiten gefunden zu haben scheint, machte auch den Hochschulen schwer zu schaffen. Die im Sommer 1625 an der Universität Helmstedt ausgebrochene Pest hatte zur Folge, dass *auch die studiosi haufenweise [...] von dannen* zogen. Der Rostocker Student Johannes Eckhorst, der eigentlich seinem frisch nach Helmstedt berufenen akademischen Lehrer, Joachim Jungius (1587–1657), an die welfische Hochschule folgen wollte, entschloss sich daher nach Ausbruch der Krankheit kurzerhand um und ließ sich in Wittenberg einschreiben.¹² Knapp hundert Kilometer südwestlich grassierte zur gleichen Zeit im sächsischen Jena ebenfalls die Pest, wie der Coburger Pfarrerssohn Johannes Michael Langguth (1604–1666) berichtet. Im Jahr 1626 starben dort *viel Studiosi und andere Leute* an den Folgen der Seuche. Auch Langguth litt offenbar an einer *gefährlichen Haupt-Kranckheit* und war daher zu seinen Eltern nach Coburg zurückgekehrt. Erst nach vier Jahren versuchte er, sein Studium wieder aufzunehmen, was aber mittlerweile *durch das Krieges-Wesen* unmöglich geworden war.¹³

¹¹ Max Mueller, Aus dem Tagebuche des Jeßnitzer Bürgermeisters Joachim Rese über die Jeßnitzer Pflege im 30jährigen Kriege, soweit es die Kreise Bitterfeld und Delitzsch angeht, in: Mitteilungen der Kreise Bitterfeld und Delitzsch 4 (1928), S. 50–55, hier S. 51; Ders., Was der Jeßnitzer Bürgermeister Joachim Rese aus seiner Zerbster Gymnasialzeit (13. August 1623 bis 1626) erzählt, in: Alt-Zerbst 25/9 (1928), S. 9–12, hier S. 11. Eberlein, Tagebuch des Matthäus Hoffmann gen. Macharopeus, Pastors zu Laasan und Peterwitz, später zu Schweidnitz, in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens 8 (1903), S. 64–93, hier S. 64.

¹² Johannes Eckhorst an Joachim Jungius, Wittenberg 25. Juli/4. August 1625, zitiert nach: Martin Rothkegel (Hrsg.), Der Briefwechsel des Joachim Jungius, Göttingen 2005, S. 121f. (Nr. 68).

¹³ Reinhard Buchwald, Das Leben des thüringischen Pfarrers Johannes Langguth. Von ihm selbst aufgezeichnet, Leipzig 1907, S. 25–26.

In Helmstedt hatten einige Studenten aufgrund der freundschaftlichen Verbindungen zwischen dem Niederländer Matthias van Overbeke und dem Helmstedter Theologen Georg Calixt (1586–1656) das Glück, durch ein mehrjähriges Stipendium an der niederländischen Universität Leiden weiter studieren zu können. Diese außerhalb des Reiches gelegene Ausweichuniversität entwickelte sich in jenen Tagen zu einer *ausgesprochene[n] Friedensinsel* und erlebte mit zeitweise bis zu 800 Neueinschreibungen pro Jahr in dieser Zeit ihre wohl größte Blüte.¹⁴ Der Student Johann Caspar von Dörnberg (1616–1680) aus dem hessischen Herzberg geriet in einem Brief an seinen Vater regelrecht ins Schwärmen: Es seien *bey die 20 professores dieses orts, soe zwar alle publice lesen, aber keine collegia privata halten, sie werden dan daezue sonderlich abngesprochen vndt genugsamb belohnet; von studenten sindt bey die 1000 hier, daerunder etwa bey die 100 hochteutsche, das vbrige bestehet von andern nationen.*¹⁵

Auch der Lebens- und Reisebericht des Greifswalder Professors für Poesie und orientalische Sprachen, Jakob Gerschow (1587–1655), zeigt, zu welchen Migrationsbewegungen an kriegsverschonte Ausweichuniversitäten am Rande oder außerhalb des Alten Reiches die Angehörigen der *res publica literaria* fähig waren. Gerschow flüchtete regelrecht vor dem Krieg von einer Universität zur anderen und reiste schließlich bis weit in den Süden des Reiches nach Straßburg, um sich dort dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen. Als der Krieg nach seiner Rückkehr nach Greifswald auch Pommern erreichte, wich er erneut aus und erwarb seinen Doktorgrad in der vom Krieg ebenfalls verschonten niederländischen Universität Franeker.¹⁶ Der ehemalige Heidelberger reformierte Theologieprofessor Heinrich Alting (1583–1644) lehnte hingegen einen 1625 erfolgten Ruf nach Franeker ab und ging ein

¹⁴ Inge Mager, Studium im Krieg – Studium im Frieden. Die Beziehungen zwischen den Universitäten Helmstedt und Leiden im frühen 17. Jahrhundert, in: Helwig Schmidt-Glintzer (Hrsg.), Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810. Vorträge zur Ausstellung *Das Athen der Welfen*, Wiesbaden 2011, S. 111–139.

¹⁵ Joh[annes] Kretschmar, Die Jugendzeit Johann Caspars v. Dörnberg, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde NF 19 (1894), S. 217–291.

¹⁶ Friedrich Latendorf, Das Leben des Doctor Jakob Gerschow, von ihm selbst beschrieben, in: Baltische Studien 16/2 (1857), S. 174–225.

Jahr später an die dritte große niederländische Ausweichuniversität nach Groningen.¹⁷

Neben den niederländischen Universitäten waren auch die Hochschulen im Ostseeraum ein beliebtes Ziel, um dem Kriegsschauplatz im Reich den Rücken kehren zu können. Der schon erwähnte Michael Langguth versuchte, sich nach seiner Genesung mit zwei Kommilitonen nach Königsberg durchzuschlagen, was aber aufgrund der *ankommenden vielen Regimenten-Völker* nicht möglich gewesen sei.¹⁸ Dem Tuchmachersohn Simon Segers (1623–1684) aus Tangermünde gelang hingegen die Flucht nach Königsberg, nachdem er durch Hauslehrerstellen und Theateraufführungen in Hamburg genügend Geld für die Überfahrt angespart hatte.¹⁹

Während die Universitäten außerhalb des Reiches vom Zustrom neuer Studenten profitierten, litten viele der etablierten Universitäten im Alten Reich sehr unter dieser Abwanderung. Nachdem sich Mitte der 1620er Jahre auch der Kriegsschauplatz nach Norddeutschland verlagert hatte, verwaiste etwa die Helmstedter *Academia Julia* immer mehr. Der bereits erwähnte Joachim Jungius, der sich zwischenzeitlich mit seiner Familie vor der Pest in die benachbarten Städte Braunschweig und Wolfenbüttel geflüchtet hatte, nahm daher Verhandlungen mit dem Rat in Rostock über eine Rückkehr an die Warnow auf, weil als Folge der fehlenden Studenten auch die Professorengehälter in Helmstedt nicht mehr ausgezahlt wurden.²⁰

Tatsächlich erhielt Jungius einen erneuten Ruf nach Rostock. Doch holte ihn das Kriegsgeschehen dort abermals ein. Der kaiserliche Feldherr Albrecht von Wallenstein hatte nach der Verhängung der Reichsacht über die beiden Mecklenburger Herzöge deren Territo-

¹⁷ Erich von Reeken, Handschriftliche Aufzeichnungen des Emdener Predigers Menso Alting (1541–1612) und seines Sohnes, des Professors der Theologie Dr. Heinrich Alting (1583–1644), in: Quellen und Forschungen zur ostfriesischen Familien- und Wappenkunde 24 (1975), S. 1–24.

¹⁸ Buchwald, Langguth (wie Anm. 13), S. 26.

¹⁹ Gustav Sommerfeldt, Die Reisebeschreibung eines Altmärkers, Simon Segers aus Tangermünde, um das Jahr 1664, in: Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst 4 (1914), S. 30–40.

²⁰ Hermann Hofmeister, Die Universität Helmstedt zur Zeit des 30jährigen Krieges, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen (1907), S. 241–277.

rien kurzerhand besetzt, so dass sich Jungius zunächst nach Lübeck zurückzog, um kurze Zeit später eine Stelle am Akademischen Gymnasium in Hamburg anzutreten. Die reiche Hansestadt hatte durch eine geschickte Neutralitätspolitik größeren militärischen und wirtschaftlichen Schaden abwenden können und ging letztlich sogar gewissermaßen als Kriegsprofiteur gestärkt aus dem Krieg hervor.²¹ Ähnlich wie das Hamburger Gymnasium scheint auch die katholische Universität in Köln im Schutz der für alle Kriegsparteien wichtigen Handelsmetropole relativ unbeschadet durch den Krieg gekommen zu sein, so dass im Lebens- und Reisebericht des Borkener Richtersohns Georg Rave (1599–1675) keine durch kriegerische Ereignisse hervorgerufenen Beeinträchtigungen während seiner Kölner Studienjahre verzeichnet sind.²²

Diese knappe Analyse der ausgewählten Selbstzeugnisse und Korrespondenzen hat gezeigt, dass auch die Universitätsangehörigen vor allem unter den indirekten Folgen des Krieges zu leiden hatten. Besonders die Studenten hatten offenbar oftmals mit den Folgen der Kipper- und Wipperinflation zu kämpfen, die ihre Studienzeit verlängerte oder sie in einigen Fällen sogar zum Abbruch des Studiums zwang. Daneben waren auch die Studenten und Professoren den Gefahren von Seuchenzügen ausgesetzt. Im Gegensatz zu vielen Nichtakademikern verfügten die Universitätsangehörigen jedoch über ein dichtes Korrespondenznetz, das es ihnen ermöglichte, schnell und flexibel auf kriegsbedingte Ereignisse oder den Ausbruch der Pest in einer Universitätsstadt zu reagieren und geeignete Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Dabei wählten sie offenbar am häufigsten die Flucht – oder milder ausgedrückt – den Wechsel an eine andere Universität, die nicht selten am Rande oder außerhalb des Reiches gelegen zu haben scheint.

Dagegen lässt sich etwa die Frage nach der aktiven Beteiligung von Akademikern am Krieg anhand des vorliegenden Quellenkorpus‘ kaum beantworten. So wäre im Anschluss an diese Überlegungen beispielsweise zu prüfen, ob der Kriegsdienst für die Studienabbrecher eine realistische Alternative zu den sonst üblichen Anstel-

²¹ Vgl. dazu die Beiträge in Sven Tode (Hrsg.), *Der Krieg vor den Toren. Hamburg im Dreißigjährigen Krieg 1618–1648*, Hamburg 2000.

²² Wilhelm Rave, *Das Stammbuch des Georg Rave*, in: *Westfälische Zeitschrift* 95 (1939), S. 1–44.

lungsmöglichkeiten – etwa als Schreiber oder Hauslehrer²³ – in Friedenszeiten bot. Ein zeitgenössisches Lied mit dem Titel *Als ein Studiosus in Krieg zog* schildert den vermeintlichen Alltag solcher Studenten mit den folgenden Worten:

*Die Fürsten in der Schlacht
Sind meine Professores,
Bei welchen Tag und Nacht
Wir tapfern Auditores.
Mars ist Magnificus,
Alwo sein Stab regieret,
Den Purpurmantel führet,
Der Alles schlichten muß.*²⁴

Ob und wie viele Studenten im Dreißigjährigen Krieg die Feder gegen das Schwert eintauschten, ist bislang aufgrund der sehr dünnen Quellenlage sehr schwer einzuschätzen.²⁵

Neben diesen Reaktionen auf die direkten und indirekten Folgen der kriegerischen Ereignisse fragen die folgenden sieben Beiträge vor allem nach den konkreten Bedingungen des Studiums an den Universitäten im Alten Reich. Dabei steht besonders das Verhältnis von Stadt und Universität im Vordergrund. In seinem Beitrag über Ingolstadt widmet sich *Tobias Schönauer* dem besonderen Spannungsfeld von Universität, Stadt und Festung. *Susanne Häcker* nimmt hingegen durch einen Vergleich der lutherischen Universität Tübingen mit der reformierten Heidelberger und der katholischen Hochschule in Freiburg im Breisgau konfessionsspezifische Gemeinsamkeiten und Unterschiede der drei südwestdeutschen Bildungseinrichtungen in den Blick. Ebenfalls komparatistisch arbeitet *Wenke Richter*, die eine Frequenzanalyse der vier mitteldeutschen Universitäten in Erfurt, Jena, Leipzig und Wittenberg vornimmt. *Alexander Zirr* legt seinen Fokus hingegen auf die besondere Situation militärischer Okkupation und untersucht die Auswirkungen

²³ Vgl. etwa K[arl Theodor Friedrich] Schapper, Johannes Grube, ein altmärkischer Pfarrer aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in: *Altmärkischer Hausfreund* 17 (1896), S. 22–37.

²⁴ Heinrich Wuttke, *Jahrbuch der deutschen Universitäten. Sommerhalbjahr 1842*, Leipzig 1842, S. 412–413 (Nr. 13).

²⁵ Zahlreich überliefert ist die Beteiligung von Studenten an der Verteidigung ihrer Universitäts- und Heimatstädte. Vgl. etwa P[hilipp] C[arl] G[otthard] Karche, *Coburgs Vergangenheit. Jahrbücher der Herzogl. Sächs. Residenzstadt und des Herzogthums Coburg 741–1822*, Coburg 1910, S. 527–563.

Inter arma silent litterae?

der schwedischen Fremdherrschaft auf die Universität Leipzig. Wechselnde militärische Besetzungen, zunächst durch kaiserliche und dann durch schwedische Truppen, hatte auch die Greifswalder Universität zu bewältigen, die Gegenstand der Ausführungen von *Herbert Langer* ist. *Marian Füssel* überprüft die bislang nicht kritisch hinterfragte These von der allgemeinen Verrohung der Sitten und der erhöhten Gewaltbereitschaft von Studenten im Dreißigjährigen Krieg und *Matthias Asche* fasst in seinem abschließenden Beitrag die Ergebnisse des Bandes noch einmal zusammen und zeigt weiterführende Fragestellungen auf.

Alexander Zirr

Universität und fremde Besatzung. Die *Alma mater Lipsiensis* während der schwedischen Herrschaft über Leipzig 1642 bis 1650

Leipzig war im 17. Jahrhundert nicht zuletzt dank seiner dreimal jährlich stattfindenden Messen eine der bedeutendsten und wohlhabendsten Städte des Reiches. Am Schnittpunkt mehrerer bedeutender Fernhandels- und Heeresstraßen militärstrategisch günstig gelegen, stellte die Stadt nach dem kursächsischen Kriegseintritt 1631 damit ein verlockendes Ziel für die ewig geldklammen Heere jener Zeit dar. Die Pleißestadt war dabei zwischen kaiserlichen und schwedischen Truppen heiß umkämpft, wurde mehrfach belagert und eingenommen. Nachdem im Herbst 1642 die Schweden Leipzig erneut unter ihre Gewalt gebracht hatten, blieb es bis zum Sommer 1650 unter deren Verwaltung.¹

Der vorliegende Beitrag richtet sein Augenmerk auf die Auswirkung der über siebeneinhalb Jahre währenden schwedischen Besatzung der Stadt auf die von ihr beherbergte *Alma mater*, die, 1409 gegründet, eine der ältesten Universitäten im deutschsprachigen Raum war.² Nach einem Blick auf die direkten Folgen der Ein-

¹ Die Zeit der schwedischen Besetzung 1642 bis 1650 ist bisher weder von der Leipziger Stadtgeschichtsforschung noch von der allgemeinen Forschung zum Dreißigjährigen Krieg näher beleuchtet worden. Dieses Forschungsdesiderat zu beheben, beabsichtigt der Autor im Rahmen einer Dissertationsschrift. Einen ersten Überblick dazu bietet: Alexander Zirr, Die Schweden in Leipzig 1642–1650. Ein stadtgeschichtlicher Überblick zur Spätphase des Dreißigjährigen Krieges, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins e.V., Jb 2009, S. 67–87. Dort finden sich auch Verweise auf weitere Literatur.

² Zur Geschichte der Stadt Leipzig während des Krieges existieren bisher nur einige vereinzelte Arbeiten, die den Fokus vor allem auf die 1630er Jahre richten. Einen Überblick zum aktuellen Forschungsstand bietet: Detlef Döring, Leipzig in der Frühen Neuzeit. Forschungsbericht, in: Markus Cottin, Detlef Döring, Michael Schäfer, 1000 Jahre Leipzig. Forschungsstand zur Stadtgeschichte im Vorfeld des Jubiläums der Ersterwähnung von 1015 (Leipziger Hefte 17), Beucha 2009, S. 36–78. Ähnlich rar sind Untersuchungen zur Geschichte der Universität Leipzig im 17. Jahrhundert. Auf die bestehenden Forschungsdesiderate hat vor Kurzem Wenke Richter hingewiesen in einer Abhandlung, die sich mit der Universität während der beiden Belagerungen und Verhandlungen zu den Übergaben der Jahre 1631 an die

nahme sollen drei Aspekte, die den Handlungsspielraum der Universität kennzeichneten – die durch die Übergabe unklare Rechtssituation gegenüber der Obrigkeit, ihre konfliktreichen Beziehungen zu Rat und Bürgerschaft sowie ihr Verhältnis zu Besatzern und Militär – näher beleuchtet werden.

*Die Situation der Universität Leipzig nach
der Einnahme durch die Schweden*

Die Auswirkungen des langwierigen Krieges hatten die Universität hart getroffen. Feindlicher Beschuss wie auch Verteidigungsmaßnahmen während Belagerungen hatten, nicht nur 1642, schwere Schäden an der Bausubstanz der Stadt verursacht. In den völlig ruinierten Vorstädten waren Häuser und Gärten von Universitätsangehörigen ebenso betroffen wie der *Hortus botanicus* der Universität und das Georgenhospital. Schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden aber auch die Innenstadtgebäude, vor allem im Grimmischen Viertel im Südosten – aus dieser Richtung erfolgten die meisten Angriffe – mit den dort liegenden Gebäuden der Universität.³

Kaiserlichen und 1642 an die Schweden beschäftigt: Wenke Richter, Die Alma mater lipsiensis im Dreißigjährigen Krieg (1630–1650). Die Universität als ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ in einer Krisenzeit, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 13 (2009), H. 2, S. 224–255, besonders S. 225, Anm. 4. Ergänzend zu den dortigen Verweisen auf die bisherige Forschung neuerdings: *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*. Ausgabe in fünf Bänden, hrsg. im Auftrag des Rektors u. a., 5 Bde, Leipzig 2009, hier vor allem: Manfred Rudersdorf, Weichenstellung für die Neuzeit. Die Universität Leipzig zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg 1539–1648/1660, in: Enno Bünz, Manfred Rudersdorf, Detlef Döring, *Spätes Mittelalter und frühe Neuzeit 1409–1830/31 (Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Bd. 1)*, Leipzig 2009, S. 327–515. Neuerdings auch: Alexander Zirr, Stadt und Universität Leipzig im Dreißigjährigen Krieg, in: Detlef Döring (Hrsg.), *Stadt und Universität Leipzig. Beiträge zu einer 600-jährigen wechselvollen Geschichte (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig 1)*, Leipzig 2010, S. 145–166.

³ Zu den Schäden an der Bausubstanz der Universität siehe: Birgit Hartung, Die Bauten der Universität Leipzig vom Dreißigjährigen Krieg bis 1830, in: Michaela Marek, Thomas Topfstedt (Hrsg.), *Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext (Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Bd. 5)*, Leipzig 2009, S. 51–75; Erich Franke, Die Universitätsgebäude von 1409 bis ins 17. Jahrhundert, in: Heinz Füßler (Hrsg.), *Leipziger Universitätsbauten. Die Neubauten der Karl-Marx-Universität seit 1945 und die Geschichte der Universitätsbauten*, Leipzig 1961, S. 121–166, hier S. 162–164.

Die baulichen Schäden waren für die Universität umso schwieriger zu verkraften, als ihr die Mittel zu deren Behebung fehlten. Kriegsbedingt waren die regulären Einnahmen der Universität massiv zurückgegangen, ja fehlten quasi völlig: Bei den Zerstörungen des Umlandes durch langjährige Kriegshandlungen waren besonders auch die Universitätsdörfer und -güter geplündert und großteils ruiniert worden.⁴ Auch trugen die zur Versorgung der Akademie zugewiesenen Ämter, die selbst oft schwer vom Krieg getroffen worden waren, nicht mehr regelmäßig zum Unterhalt der Akademie⁵ bei, Stipendien wurden nicht mehr ausgezahlt, die Entlohnung der Schul- und Kirchendiener blieb aus.⁶ Darunter litt auch die Attraktivität von Professuren, die oftmals lange Zeit vakant blieben. Die kriegsbedingten negativen Auswirkungen auf die allgemeine Wirtschaft, Handel und Messen bekamen auch Akademiker indirekt – etwa durch Mangelversorgung oder gestiegene Waren- und Dienstleistungspreise – zu spüren.⁷ Bedingt durch den langwierigen Krieg hatte auch der eigentliche Lehrbetrieb gelitten. In den 1630er und 1640er Jahren waren die Immatrikulationszahlen stark gesunken und hatten ihren Tiefpunkt zur Zeit der schwedischen Einnahme Leipzigs erreicht. Damit korrespondierend zeig-

⁴ Zu den Schäden an den Universitätsdörfern siehe u. a.: Karlheinz Blaschke, Die fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer. Ein Beitrag zur Geschichte der Universität und des Leipziger Landes. Diss. phil. (Universität Leipzig) 1950, besonders S. 81–84.

⁵ Zum Unterhalt der Universität sollten u. a. der Geleitsmann zu Weißenfels, die Amtsschösser zu Leipzig, Delitzsch, Freyburg an der Unstrut und Bitterfeld sowie der Verwalter zu Sornzig aus den kurfürstlichen Steuereinnahmen einen gewissen Geldbetrag sowie der Leipziger Kornschreiber eine bestimmte Menge Getreide jährlich liefern. Vgl. Universitätsarchiv Leipzig (UAL), Rektor B 16, Bl. 463r.

⁶ Eine wichtige Einnahmequelle für die Professoren waren ihre Ämter an Kirchen und Schulen. So klagte z. B. der Superintendent und Professor Dr. Johannes Höpner (1582–1645) im Sommer 1644 gegenüber einigen Bürgern, dass der Rat, allen voran aber Bürgermeister Leonhard Schwendendorffer († 1652), in den vergangenen acht Jahren, in denen er der Kirche St. Niklas vorstände, den Kirchen und Schulen mehrere tausend Gulden zu ihrem Unterhalt vorenthalten habe. Vgl. Stadtarchiv Leipzig (StadtAL), Tit. LVII.A 25, Bl. 302–306.

⁷ Zu den Auswirkungen des Krieges auf die Wirtschaft siehe allgemein: Manfred Straube, Die Leipziger Messen im Dreißigjährigen Krieg, in: Uwe John, Josef Matzerath (Hrsg.), Landesgeschichte als Herausforderung und Programm. Festschrift für Karlheinz Blaschke zum 70. Geburtstag, Stuttgart 1997, S. 421–441; Ernst Hasse, Geschichte der Leipziger Messen, Leipzig 1885 (ND 1963), S. 109–122.

te sich ein starker Abfall der Promotionsfrequenz bei allen vier Fakultäten.⁸

Ausgehend von den kriegsbedingten Schäden und der finanziellen Situation hatte die Universität kein Interesse an einer langanhaltenden Belagerung, sondern drang ebenso wie der Leipziger Rat auf eine diplomatische Lösung mit den Schweden.⁹ Die Universität nahm – getrieben von dem Streben, ihre Privilegien zu bewahren – durch ihre Mitglieder direkt (als aktiv Beteiligte) bzw. indirekt (als juristische Berater) an jenen wochenlangen Verhandlungen teil, die in den am 23. Dezember 1642 geschlossenen Vergleichen zwischen der Krone Schweden einerseits, sowie Universität und Rat andererseits mündeten. Laut diesen sollte die Universität u. a. bei ihrer Jurisdiktion, ihren Privilegien und Freiheiten sowie der vorigen Verfassung verbleiben. Auch sollten der Akademie ihr Besitzstand und ihre Einkünfte gelassen werden. Den Universitätsmitgliedern und ihren Angehörigen wurde der Schutz der Besatzer versprochen sowie die Befreiung von Einquartierung und ungerechtfertigten Abgaben.¹⁰ Die finanziellen Verpflichtungen für Stadt und Universität waren dabei beachtlich. Sie hatten einmalig eine Ranzion zur Abfuhr der schwedischen Hauptarmee¹¹ zu zahlen und übernahm-

⁸ Vgl. Rudersdorf, Weichenstellung (wie Anm. 2), S. 466–468. Die Zahl der Graduierungen hatte einen natürlichen Zusammenhang mit jener der Inskriptionen. Ebd., S. 469. So erwarben z. B. zwischen 1630 und 1650 nur 114 Studenten einen akademischen Grad bei den drei höheren Fakultäten. Vgl. Georg Erler (Hrsg.), Die jüngeren Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, 3 Bde, Leipzig 1909, hier Bd. 1, S. CXI bzw. Bd. 2, S. XXXXVII. Zu den Inskriptionen der einzelnen Semester zwischen 1630 und 1650 siehe: Ebd., Bd. 1, S. CI–CII bzw. Bd. 2, S. XXXXVIII–LI.

⁹ Zu Einzelheiten der Verhandlungen, die sich über mehrere Wochen hinzogen, siehe: Richter, *Alma mater* (wie Anm. 2), besonders S. 237–250. Aus der älteren Literatur ferner: Hermann Boettger, *Die Ereignisse um Leipzig im Herbst 1642*, Halle 1882.

¹⁰ Zu den Übergabebedingungen siehe u. a.: StadtAL, Urk. 95, Nr. 10 (Verfügung Torstenssons betr. Besatzungs- und Kontributionsangelegenheiten, Leipzig 23. Dezember 1642). Abdrucke des von Universität und Rat ausgestellten Revers und den darauf von Torstensson bewilligten Punkte finden sich bei: Boettger, *Ereignisse* (wie Anm. 9), S. 85–89.

¹¹ Insgesamt waren 154.000 Reichstaler zu erlegen. Für die Armee wurden 120.000 Taler bar gefordert, weitere 30.000 Taler in Tuch zur Einkleidung und Ausstattung der Truppen. Auch mussten 400 Pferde gestellt werden. Vgl. ebd., S. 81. Zusätzlich musste Leipzig für die Auslösung seiner Glocken 4.000 Taler, je die Hälfte bar und

men die Pflicht zur regelmäßigen Zahlung von Kontribution, Fouflage und Servis für die reguläre schwedische Garnison¹² sowie die kurzzeitige Versorgung vorbeiziehender verbündeter Truppen oder des wiederholt in der Stadt anwesenden Generalstabs.¹³ Weitere Belastungen entstanden durch erzwungene Fuhr- und Baudienste. Hinzu kamen die Kosten durch die Einquartierungen der Soldaten bei den Hausbesitzern.¹⁴

Balance zwischen legitimer und faktischer Herrschaft

Konnten die Bedingungen der Übergabe trotz der belastenden finanziellen Zugeständnisse für die Universität dank der Rechtsgarantien als Erfolg gelten, so hatten sie auch ihre Kehrseite. Die Tatsache, dass die Universität durch den Vergleich mit den Schweden auch weiterhin in ihren überkommenen Pflichten verblieben war, steckte ihrem Handlungsspielraum enge Grenzen. *De jure* war die Universität nämlich weiterhin an ihre Eide gegenüber den Kur-

assigniert, zahlen. Vgl. StadtAL, Tit. I.1, Bl. 387 (Schuldverschreibung des Rates über 2.000 Rtl. Glockengelder, Leipzig 23. Dezember 1642).

¹² Der monatliche Bedarf zum Unterhalt der Leipziger Garnison wurde z. B. in einer Verordnung des Pfalzgrafen Carl Gustaf vom 1. September 1648 auf 10.030 Rtl. 3 gr. festgelegt. Vgl. Krigsarkivet Stockholm (KrA), Militieräkningar 1648/8. Die monatlich aus Leipzig zu entrichtende Kontribution von 2.500 Reichstalern reichte dafür bei Weitem nicht aus, sondern es mussten noch Gelder aus dem Fürstentum Anhalt, dem Saalkreis und der Stadt Halle sowie kursächsische Armistitien-gelder dafür herangezogen werden. Über die Gesamthöhe der an die Schweden zu leistenden Geldzahlungen aus Leipzig gibt es verschiedene (zum Teil stark voneinander abweichende) Aufstellungen. Ein Extrakt im Leipziger Stadtarchiv gibt z. B. für den Zeitraum von Dezember 1642 bis Dezember 1649 für Zahlung von Ranzion, Kontribution und Servitien Kosten in Höhe von 483.297 Rtl. 9 gr. 9 d. an. Vgl. StadtAL, Tit. I.22e, Vol. IV, Bl. 284. Vgl. dazu auch: Ernst Kroker, Leipzigs Bankrott und die Schweden in Leipzig seit 1642, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde 13 (1892), S. 341–346, hier S. 345. Der Leipziger Rat bezifferte 1650 seine Belastungen auf insgesamt 1.075.280 Reichstaler. Vgl. Friedrich Theodor Richter, Jahrbüchlein zur Geschichte Leipzigs und Kalender zu den Gedenktagen seiner merkwürdigsten Einwohner, Leipzig 1863, S. 35.

¹³ So befand sich z. B. vom Herbst 1645 bis Frühjahr 1646 der aus gesundheitlichen Gründen vom Kommando der Hauptarmee abgedankte Feldmarschall Torstensson mit einer Reihe weiterer Offiziere in Leipzig.

¹⁴ Zwar hatte Torstensson bei der Übergabe versprochen, die Bürger vor Einquartierungen zu verschonen. Wegen fehlender Alternativen mussten dennoch vorerst die Bürgerhäuser belegt werden.

fürsten gebunden, auch wenn dieser *de facto* keine Verfügungsgewalt über die besetzte Stadt mehr hatte. Alle Entscheidungen mussten daher sowohl den primären Interessen der Schweden entsprechen, als auch gleichzeitig unter dem Vorbehalt getroffen werden, dass sie gegebenenfalls auch vor dem Kurfürsten verantwortbar wären. Die rechtliche Situation in Leipzig blieb zudem unklar, solange sich die Dinge – das lehrten die Erfahrungen früherer Besetzungen – in Abhängigkeit vom wechselnden Kriegsglück jederzeit ändern konnten.

Im Wissen um die zentrale strategische Position Leipzigs gingen die Schweden zwar einerseits sofort nach der Einnahme daran, diesen für die Versorgung der Armee, Truppennachschub und zentrale Kriegsfinanzierung wichtigen Posten abzusichern. Neben einer starken Garnison – bis Kriegsende 1648 gehörte die schwedische Garnison in Leipzig mit etwa 1.200 Mann zu einer der größten im Reich¹⁵ – wurden die Fortifikationsanlagen repariert und erweitert.¹⁶ Zur Versorgung der Truppen innerhalb und außerhalb der Stadt wurden eine Kriegskasse und ein Magazin errichtet. Die Schweden bauten die Stadt zu einem der wichtigsten administrativen Zentren – neben oder sogar noch vor Erfurt – in Mitteldeutschland aus. Leipzig, von dem aus der gesamte Meißnische Kriegsstaat verwaltet wurde, bildete damit einen Sicherungsposten

¹⁵ Zu den Besatzungsstärken am Ende des Krieges siehe: Antje Oschmann, *Der Nürnberger Exekutionstag 1649–1650. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland*, Münster 1991, S. 550–567. Erhaltene Musterungsrollen zeigen für den Juni 1646 acht Kompanien schwedischer Regimenter in der Stadt Leipzig sowie eine weitere auf der Festung Pleißenburg. Dazu kam noch eine Kompanie geworbener deutscher Soldaten in der Stadt. Vgl. *KrA*, Rullor 1646, Nr. 19. Beim Friedensschluss 1648 waren 12 Kompanien in Leipzig stationiert. Vgl. dazu u. a.: Riksarkivet Stockholm (RA), *Oxenstiernska samlingen*, Axel Oxenstiernas arkiv, E 812 (Schwed. Armee beim Friedensschluss 1648).

¹⁶ Ab dem Frühjahr 1643 ließ der schwedische Gouverneur planmäßig die Verteidigungsanlagen ausbessern. Begonnen wurde dabei an den Gräben und Wällen bei der Petersbastei und vor dem Grimmischen Tor. Im April 1644 wurde die Mauer am Paulinerkollegium, wo von den Schweden Bresche geschossen worden war, vollendet. Kurz darauf begann der Bau vor dem Thomastor, auch wurde von Mai bis Oktober 1644 die Fortifikation vor dem Hallischen Tor erneuert. Vgl. dazu: Johann Jacob Vogel, *Leipzigerisches Geschicht-Buch Oder Annales, Das ist: Jahr- und Tage-Buecher Der Weltberuehmten Koenigl. und Khurfuerstlichen Saechsichen Kauff- und Handels-Stadt Leipzig [...]*, Leipzig 1714, S. 605, 608, 610–612 u. 616.

weit im Feindesland, der die schwedischen Besitzungen an der Küste absicherte sowie Ausfälle in die Umgebung, aber auch weiter entfernte Militäraktionen der Hauptarmee ermöglichte, da die Leipziger Garnison gegnerische Kräfte in Mitteldeutschland band.¹⁷

Andererseits war aber klar, dass weder Kurfürst noch Kaiser gewillt wären, die strategisch und finanziell wichtige Stadt dauerhaft in den Händen der Schweden zu lassen. Doch waren beide militärisch nicht stark genug, um gegenüber der Garnison in Leipzig eine militärische Lösung zu erzwingen. Blockadeversuche, wie im Frühjahr 1643 und Sommer 1644 wurden nur halbherzig geführt und blieben ohne Wirkung.¹⁸ Auch wenn somit der Stadt eine erneute Belagerung erspart blieb und sie insgesamt weit weniger von Militäraktionen betroffen war als die umliegenden Städte und Dörfer¹⁹, spürte Leipzig doch weiterhin die Auswirkungen von Kriegshandlungen. Bereits die Nachricht vom Anrücken größerer Truppenteile beider Seiten versetzte die Bevölkerung wiederholt in Unruhe. Wohlhabende Personen, unter ihnen auch viele Akademiker, flohen an sichere Orte außerhalb, Bewohner des Umlandes suchten hingegen Schutz hinter den Mauern Leipzigs.²⁰

Eine rechtliche Klärung des Status der besetzten Stadt und militärische Entspannung brachten die Bestimmungen der mit Kursach-

¹⁷ So wäre ohne die Einnahme Leipzigs z. B. der Torstenssonsche Feldzug nach Dänemark, bei dem die Schweden seit 1643 militärische versuchten, den traditionellen Konkurrenten um die Vorherrschaft im Ostseeraum (*Dominium maris Baltici*) ins politische Aus zu drängen, nur schwer möglich gewesen. Zum schwedisch-dänischen Krieg siehe u. a.: Klaus-Richard Böhme, Lennart Torstensson und Helmut Wrangel in Schleswig-Holstein und Jütland 1643–1645, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 90 (1965), S. 41–82.

¹⁸ Siehe dazu: Vogel, *Annales* (wie Anm. 16), S. 610 u. 613.

¹⁹ So mussten die Schweden unter militärischem Druck um den Jahreswechsel 1643 auf 1644 z. B. Grimma, Torgau und Oschatz aufgeben, Eilenburg wurde durch die Kursachsen zurückerobert. Im Juni 1644 ging den Schweden Zeitz verloren, Chemnitz im Juli 1644 mit Akkord an den Kurfürsten. Anfang August 1644 mussten die Schweden schließlich auch Rochlitz und Leißnig räumen. Vgl. ebd., S. 609 f. u. 613 f. Wie gefährlich dies sein konnte, zeigte der Fall der nahegelegenen Stadt Pegau, welche während einer schwedischen Belagerung im Dezember 1644 in Flammen aufging und nahezu vollständig zerstört wurde. Vgl. Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (HStADD), loc. 9261/15 (Beschreibung der schwed. Einäscherung der Stadt Pegau).

²⁰ So etwa im November 1643. Vgl. Vogel, *Annales* (wie Anm. 16), S. 609.

Universität und fremde Besatzung

sen geschlossen Waffenstillstände von Kötzschenbroda 1645 bzw. Eilenburg 1646, welche den Schweden den Besitz Leipzigs bis zu einem endgültigen Friedensschluss garantierten, auch wenn dieser auf sich warten ließ.²¹ So sah sich die Universität bis zum Ende der Besetzung dem politischen Balanceakt zwischen dem Besatzungsrecht der Schweden und dem (*de jure* weiterbestehenden) landesherrlichen Regiment ausgesetzt, der sowohl das traditionell gute Verhältnis der Universität zum Kurfürsten belastete, als auch Schwierigkeiten beim schwedischen Gouvernement verursachte.²²

Streit mit Rat und Bürgerschaft

Die in den Vergleichspunkten garantierten Rechte bargen ein weiteres Problem, denn sie verschärften die bestehenden Spannungen zwischen Universität, Rat und Bürgerschaft. Deren Keim lag in der rechtlichen Sonderrolle der Universität, die dank jahrhundertealten Privilegien einen konkurrierenden Rechtsraum bildete, der sich dem Zugriff des Rates entzog. Dabei schuf die Universität jedoch Grundlagen für die Verwaltung (Juristenausbildung, Rechtsgutachten für den Rat) und es existierten enge personelle Verflechtungen zwischen Akademikern und Ratsherren. Somit war das Verhältnis zwischen dem Rat der Stadt und der Universität seit ihrer Gründung ambivalent.²³ Der Bürgerschaft ihrerseits – zum Großteil eine

²¹ Auch nach dem Abschluss des Friedensvertrags in Osnabrück, von dem man in Leipzig am 25. Oktober 1648 erfuhr, blieben die Schweden bis zur endgültigen Ausbezahlung der ihnen zugesprochenen fünf Millionen Reichstaler in Leipzig. Zu den in Nürnberg geführten Verhandlungen siehe allgemein: Oschmann, Exekutionstag (wie Anm. 15).

²² Genannt sei dabei beispielsweise die gerichtliche Untersuchung bezüglich der Übergabe von Stadt und Schloss, die der Kurfürst, den nicht zuletzt der Verlust der Leipziger Intraden schmerzte, angeordnet hatte. Untersucht werden sollte vor allem die Rolle der beiden Kommandanten, aber auch, welche Rolle Vertreter von Universität, Rat und Bürgerschaft gespielt hatten. Der Kurfürst ließ daher auch Akademiker nach Dresden zitieren. Vgl. HStADD, loc. 9258/4, Bl. 2 (Kfst. Johann Georg an Rat zu Leipzig *mutatis mutandis* an Universität, Dresden 2. Mai 1643). Jedoch verbot der schwedische Gouverneur ihnen die Abreise. Vgl. z. B. HStADD, loc. 9258/4, Bl. 10 (Schreiben aus des Gouverneurs Kanzlei, Leipzig 10. Mai 1643). Das in seinen Augen unentschuld bare Fernbleiben der Zitierten erboste den Kurfürsten zutiefst. Ebd., Bl. 11 (Rat zu Leipzig an Kurfürst, Leipzig 12. Mai 1643).

²³ Die Konflikte zwischen Universität und Stadt waren nicht neu, sondern bestanden seit ihrer Gründung. Vgl. dazu z. B.: Henning Steinführer, Stadt und Universität

selbstbewusste und wohlhabende Kaufmannschaft – widerstrebten die bestehenden Sonderrechte von Universität und Rat in Steuerangelegenheiten. Daneben versuchten die Bürger auch, seit dem Mittelalter verlorengegangene Mitwirkungsrechte in der städtischen Verwaltung zurückzuerlangen.²⁴

Die Belastungen des Krieges hatten seit Beginn der 1630er Jahre die lange schwelenden Konfliktlinien erneut offen aufbrechen lassen.²⁵ Die kriegsbedingte Anwesenheit größerer Militärverbände verkomplizierte die Situation in der Stadt, denn in Ergänzung und Konkurrenz zu den traditionellen Rechtsbereichen – der Stadtgerichtsbarkeit des Rates sowie der Jurisdiktion der Universität – trat nun noch das Militärrecht der (ab 1642 schwedischen) Garnisonstruppen.

Der vielschichtige Streit betraf vor allem zwei Kernfragen: die Mitbestimmung der Bürgerschaft in städtischen Angelegenheiten und die allgemeinen Belastungen durch den Krieg. In wichtigen Fragen, vor allem jenen, die ihr Vermögen betrafen, wollten die Bürger sich selbst vertreten und mitentscheiden. Daher fühlten sie sich auch nicht an die Vergleiche zur Übergabe gebunden, die Rat und Uni-

Leipzig am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit, in: Detlef Döring (Hrsg.), *Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen*, Leipzig 2007, S. 25–40. Ein Vertrag zwischen der Universität und dem Rat zu Leipzig vom 15. Februar 1605 klärte u. a. die Streitigkeiten über die Auslegung und den Gebrauch der Universitätsprivilegien. Darin wurde festgelegt, dass die Universitätsverwandten nur in bürgerlichen Dingen (also z. B. als Hausbesitzer) dem Rat unterworfen waren, in peinlichen Dingen jedoch der Jurisdiktion der Universität unterlagen. Insbesondere enthielt er Bestimmungen, auf welche Personen solche Privilegien angewendet werden durften, wer also als „Universitätsverwandter“ galt. *StadtAL*, Tit. I.1, Bl. 57–77.

²⁴ Bereits Ende des 16. Jahrhunderts hatte es Bestrebungen der Bürgerschaft nach mehr städtischer Mitsprache gegeben. Eine vom Administrator Kursachsens wegen des Streits zwischen dem Rat und der Leipziger Bürgerschaft eingesetzte Kommission verbot jedoch in ihrem Abschied vom 17. März 1593 ausdrücklich jegliche sonderliche Vertretung der Bürgerschaft. Vgl. *StadtAL*, Tit. I.1, Bl. 31–40.

²⁵ Mit den Konflikten zwischen Bürgerschaft und Rat eingehend beschäftigt hat sich: Woldemar Glafey, *Die Streitigkeiten zwischen dem Rate und der Bürgerschaft der Stadt Leipzig während des dreissigjährigen Krieges*, Leipzig 1888. Auf Glafey aufbauend ferner: Philip R. Hoffmann, *Rechtmäßiges Klagen oder Rebellion? Konflikte um die Ordnung politischer Kommunikation im frühneuzeitlichen Leipzig*, in: Rudolf Schlögel (Hrsg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2004, S. 309–356.

versität ohne ihr Zutun geschlossen hatten, und wollten die sich daraus ergebenden Verpflichtungen und finanziellen Forderungen nicht ohne Weiteres akzeptieren. Entscheidungen ohne ihre Mitbestimmung lehnten die Bürger als eigenmächtiges Vorgehen ab und verweigerten sich eines solchen *absoluten Dominats* des Rates. Insgesamt betonten die Bürger die Stellung des Rats als *Unterobrigkeit*, endgültige Entscheidungen konnte nur der Kurfürst treffen. Vorschriften seitens der Universität, der sie nicht untertan waren, lehnten die Bürger rundweg ab.²⁶

Der Rat hingegen betonte seine Rolle als rechtmäßiger Vertreter des Kurfürsten. Da dieser nun keinen direkten Zugriff mehr hatte, schuldeten die Einwohner der Stadt nach Ansicht des Stadtmagistrats in allen Belangen den Ratsherren Gehorsam. Eine korporative Vereinigung der Bürger lehnten diese ab, eine bürgerliche Mitbestimmung sahen sie als unverantwortlichen Eingriff in ihre von Gott und dem Kurfürsten gegebene Jurisdiktion. Dieser Argumentation folgte auch die Universität, die keinerlei Einmischung seitens der Bürger duldete. Ebenso wie der städtische Magistrat beurteilte die akademische Obrigkeit das Gebaren der Bürger schlicht als Rebellion.²⁷

Den zweiten Kernpunkt der Streitigkeiten bildeten wegen ihrer Höhe vor allem aber ihrer ungleichen Verteilung die Kriegslasten. In der Auffassung, dass es ihren Privilegien entgegenliefe, forderten Rat und Universität nicht nur ihren Anteil an der Ranzion zurück, sondern stellten generell ihre Verpflichtung zur Zahlung der regulären Kriegskosten, zu denen die Stadt verpflichtet worden war, infrage. Dieser Argumentation hatte sich jedoch bereits früher der Kurfürst in mehreren Erlassen entgegengestellt. Er hatte verfügt, dass die Professoren zwar grundsätzlich ebenso wie die Ratsmitglieder, Kirchen- und Schuldiener von wirklichen Einquartierungen befreit sein sollten. Diese Vergünstigung befreite sie aber weder von der Zahlung von normalen Kontributionsgeldern und

²⁶ Die Auffassung der Bürger zeigte sich u. a. in verschiedenen Protestschreiben wie z. B. einer Eingabe des Bürgerschaftsausschusses an die schwedischen Kommissare vom 30. August 1643. Vgl. RA, Oxenstiernska samlingen, Axel Oxenstiernas arkiv, E 891.

²⁷ Zur Auffassung der Universität siehe beispielsweise: UAL, Rep. II/XIII, Nr. 23, S. 70–73 (Universität an schwed. Kommissare, Leipzig 23. August 1643).

Servis, noch entband es sie von Sonderabgaben wie der Ranzion. Im Notfall, welchen der Krieg darstellte, waren sogar diese Ausnahmen und Befreiungen obsolet. Kontributionen und davon abhängige Kosten hatten alle Einwohner zu tragen.²⁸

Unter Hinweis darauf, dass mit der Übernahme der bestehenden Rechtssituation auch diese kurfürstlichen Erlasse galten, forderten die Schweden, ganz im Sinne der Bürger, auch einen Beitrag der Universität. Da alle Einwohner der Stadt durch die Lösegeldzahlung geschützt und von Plünderung verschont worden waren, sollten alle, also auch die Universitätsverwandten, die Ranzion tragen. Zu den übrigen Belastungen des Krieges war die Universität ebenfalls verpflichtet beizutragen.²⁹

Dennoch versuchten vor allem die Universitäts- und Ratsangehörigen unter Verweis auf innehabende Privilegien sich der Kriegslasten zu entziehen, z. B. indem sie eigenmächtig das Einquartierungsprivileg auf andere Bereiche und weitere Personenkreise ausweiteten.³⁰ Befreit von der Last der Einquartierung, die für die

²⁸ So z. B. im kurfürstlichen Erlass vom 18. April 1631 (StadtAL, LVII A.23, Bl. 347–352), im Bescheid einer kurfürstlichen Kommission vom 31. Mai 1638 (StadtAL, Tit. I,1, Bl. 161 f.) oder im kurfürstlichen Resolution an den Stadtkommandanten Schleinitz vom 22. Februar 1640 (StadtAL, LVII A.55, unfol.). Zwar formulierte der Kurfürst in diesen deutlich seine Auffassung, jedoch überließ er Änderungen dem Wohlwollen und der Einsicht des Rates. Vgl. dazu auch: Glafey, Streitigkeiten (wie Anm. 25), S. 11 f.

²⁹ Vgl. dazu u. a. den Erlass Torstenssons vom 12. Dezember 1642 betreffend der Modalitäten der Rückzahlung eines für die Ranzionsabstattung bestimmten Vorschusses. Der neueingesetzte Kommandant erhielt danach Order, *die gesambte Bürgerschaft, alle Vniversitetsverwante, beambte, vndt Einwohner, nach der Obrigkeit gemachter Anlage ohne einzigen Respect vndt Vnterscheidt dahin abnzuhalten, daß sie dieselben [...] innerhalb Monatsfrist contentiret vndt bezahlen sollen.* UAL, Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 164v. Wenke Richter beurteilt das Heranziehen der Universität als nicht rechtmäßig, konstatiert eigenmächtiges Vorgehen, ja sogar *Übergriffe der Bürgerschaft* gegenüber der Akademie. Vgl. Richter, Alma mater (wie Anm. 2), S. 250 bzw. 252. Damit folgt sie der damaligen Argumentation der Universität, wie sie sich aus der (deutlich parteiischen) universitären Überlieferung, auf die sie ihre Aussagen stützt, unweigerlich ergibt. Die Überlieferung des Rates und der Bürgerschaft (beides zum größten Teil verwahrt im Stadtarchiv Leipzig) zeigt hingegen ein durchaus anderes Bild. Eine Verweigerung der Beteiligung an den Kriegskosten von Seiten der Universität war demnach nicht rechtmäßig.

³⁰ So beschwerten sich die Bürger u. a. wegen der unrechtmäßigen Ausweitung des Einquartierungsprivilegs auf die Befreiung von Zahlung zur Kontribution und Servis, wobei sie zwar einräumen wollten, dass Torstensson der Universität ihre Privi-

Bürger besonders drückend war, verweigerten sich Universitäts- und Ratsangehörige auch der Delogierung der Soldaten. Solange keine ausreichenden Quartiere in den Zwingern zur Verfügung standen (zu deren Bau eigentlich der Rat verpflichtet worden war), mussten die Soldaten in den Bürgerhäusern einquartiert bleiben, wo sie von den Hausbesitzern auch direkt ihren Servis empfangen, statt ihn wie die in den Baracken wohnenden Soldaten aus der Bürgerkasse zu erhalten. Da auch die Universitäts- und Ratsverwandten ihre Kontribution in die Bürgerkasse entrichten mussten, bevorzugten sie den Verbleib der Soldaten in den Bürgerhäusern.³¹ Hinsichtlich der finanziellen Belastungen sorgten aber auch rein praktische Dinge, wie etwa die Berechnungsgrundlage und der Modus der Kontributionserhebung, die Rechnungsführung und die korrekte Verwendung der Gelder für Streit. Auch persönliche Anfeindungen schufen Auseinandersetzungen, die von allen Seiten sehr emotional und mit einigen Ehrverletzungen geführt wurden.³² Eine Kommission, die der schwedische Gouverneur Axel Lillie³³ kurz nach Einnahme der Stadt eingesetzt hatte, um die Sachverhal-

legen bestätigt habe; jedoch glaubten sie nicht, *das solche Privilegia Einer Bürgerschaft zu Schaden vndt Nachtheil gereichen oder wieder sie extendiret werden können*. UAL, Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 95–103 und 204 f. (Memorial des Bürgerausschusses an die schwed. Kommissare, Leipzig 6. Nov 1643), hier Bl. 97v. Daneben finden sich z. B. Klagen über die Nutznießung der akademischen Privilegien durch Personen, die nicht dem akademischen Rechtsverband angehörten, wie etwa die in den Kollegien wohnenden Handwerker, oder Universitätsverwandte, die aufgrund des Betreibens eines bürgerliche Gewerbes eigentlich als Bürger zu behandeln und zu belegen wären. Vgl. z. B. UAL, Rep. II/XIII, Nr. 26, Bl. 11–18 (Verzeichnis von in den Kollegien wohnenden Personen, die nicht zur Universität gehören, November 1648).

³¹ Nach und nach wurden zwar vereinzelt in den Zwingern Baracken für die Soldaten gebaut, doch standen bis 1650 zu wenige Quartiere zur Verfügung, so dass es bis zum Ende der Besatzung darüber Anlass zur Klage gab.

³² So fordert z. B. die Universität, *daß E.E. Rath in denen Memorialien, derer schon ezliche auf einander gefolget, die man auch wegen der gebrauchten spizigen feder glimpffshalben nicht beantwortten wollen, mit dergleichen anzüglichen wordten vndt vnbillichen zuemuthen hinführo verschonet [...] werden möge*. UAL, Rektor B 017, Bl. 12v–13v (Memorial des Rates an die Universität, Leipzig 25. Mai 1643), hier Bl. 13r–v.

³³ Axel Lillie af Löfsta (1603–1662). Oberst des Östgöta Infanterieregiments, schwedischer Generalmajor, (Vize-)Gouverneur in Pommern, von 1642 bis 1648 Gouverneur im schwedischen Estat in Meißen und Oberkommandant der Stadt Leipzig. Später Generalgouverneur in Pommern, dann in Halland, Reichsrat und Freiherr.

te zu klären und nach Möglichkeit den Streit zu schlichten, entschied viele Fragen zugunsten der Bürger. Diese sollten nicht mehr nur für die Verwaltung der Kontribution zuständig sein, sondern auch bei der Anlage derselben maßgeblich mitbestimmen. Das Decisium der schwedischen Kommissare vom 10. August 1643 erkannte ausdrücklich einen Ausschuss aus 60 Mann als Bürgervertretung an. Mittels der sogenannten *Sechziger* war die Bürgerschaft nun als eigenständiges und gleichberechtigtes Corpus neben Universität und Rat getreten, in Kontributionsangelegenheiten sogar mit deutlich höherem Entscheidungsgewicht gegenüber jenen. Laut kommissioneller Entscheidung konnte in Kontributionssachen nichts ohne Vorwissen der Bürger entschieden werden; andererseits konnten die Deputierten der Bürger auch beim Fernbleiben der anderen beiden Corpora bindende Entscheidungen treffen.³⁴ Mit dem durch die Kommission festgeschriebenen Zuwachs bürgerlicher Rechte wollten sich weder Rat noch Universität dauerhaft abfinden. Immer wieder versuchten sie, offen oder versteckt, die Mitwirkung der Bürger zu hintertreiben.³⁵ Zur Durchsetzung der eigenen Interessen erwies sich die Universität, wie bereits bei den Übergabeverhandlungen als eigenständiger Akteur, wobei die *Litterati* ihre stärkste Waffe, das Wort, trefflich zu nutzen wussten. Eine Vielzahl von mündlichen und schriftlichen Protestationen und Eingaben, allein oder gemeinsam mit dem Rat, gab es hierzu bei schwedischen Offizieren und Beamten, aber auch beim Kurfürsten.³⁶

³⁴ StadtAL, Urk. 95, Nr. 2 (Decisium der schwedischen Kommissare, Leipzig 10. August 1643).

³⁵ So erreichte z. B. die Universität beim Kurfürsten, dass einem ihrer Angehörigen, dem Notar Lorenz Nißke (1590–1665), der den Ausschuss mehrfach juristisch beraten hatte, die Unterstützung der Bürger verboten wurde. Vgl. HStADD, loc. 9260/1, Bl. 46 f. (Laurentius Nißke an Universität und Rat, Leipzig 11. August 1645). StadtAL, Tit. I,1, Bl. 407 f. (Kfstl. Erlass an Universität und Rat zu Leipzig, Dresden 31. Juli 1645). Vgl. Niedersächsisches Staatsarchiv Stade (StASTD), Rep. 32, Nr. 303, Bl. 22–31. Auch wurde gegen den Bürgerschaftsausschuss von den Kanzeln gepredigt. Vgl. Boettger, Ereignisse (wie Anm. 9), S. 83 f.

³⁶ Vgl. z. B.: UAL Rektor B 17, Bl. 10 f. (Universität und Rat an Kurfürst, Leipzig 26. Mai 1643); Ebd., Bl. 11 f. (Universität und Rat an Torstensson, Leipzig 26. Mai 1643). Im Sommer 1644 mahnten sie z. B. gemeinsam die Rechnungslegung beim Bürgerschaftsausschuss an. StadtAL Tit. LVII.A,25, Bl. 215 und 221 (Universität und Rat an die 60er, Leipzig 19. Juli 1644). Daneben finden sich in den Archiven

Auch erfolgten gemeinsame Abschiekungen an die schwedische Generalität.³⁷

Der Erfolg war jedoch begrenzt, viele Ungleichheiten wurden im Sinne der Bürgerschaft aufgehoben und Belastungen zu ihren Gunsten abgemildert. Hingegen mussten Universitäts- und Ratsverwandte einen stärkeren Beitrag zu den Kriegsbeschwerden leisten. So fand z. B. neben dem Steuerschock der Häuser nun auch das Vermögen Eingang in der Berechnung der Kontribution, außerdem wurden die Landgüter von Rats- und Universitätsverwandten mit Steuern belegt. Zur Kontribution wurden letztlich auch diejenigen Ratsherren und Universitätsangehörigen herangezogen, die bürgerliche Häuser besaßen. Auch mussten sie einen größeren Anteil an demjenigen Vorschuss übernehmen, der für die Ranzionszahlung bewilligt worden war. Jene Nichtakademiker ohne akademisches Bürgerrecht, die bisher auf den Kollegien gewohnt hatten, sollten diese verlassen müssen.³⁸

In einzelnen Aspekten, wie der Frage der Servisreichung und Delogierung, konnten sich jedoch Universität und Rat durchsetzen.³⁹ Auch dank der Tatsache, dass ihre althergebrachten Privilegien nie grundsätzlich infrage gestellt und sie mittels der gemeinsamen Anlage der Kontribution Einfluss nehmen konnten auf Höhe und Verteilung der Lasten, blieb trotz Moderation die Hauptlast der Kriegsbeschwerden deutlich auf den Schultern der Bürger liegen.

unzählige Schreiben an die schwedische Generalität im Feld und vor Ort, wie die Gouverneure oder die jeweiligen Oberkommandanten Leipzigs.

³⁷ So z. B. im Herbst 1643 in das schwedische Hauptquartier zu Torstensson. Vgl. UAL Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 87–90 (Instruktion für die Abgeordneten von Uni und Rat, Leipzig 30. Oktober 1643).

³⁸ Vgl. dazu u. a.: UAL Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 234 f. (Erlass Axel Lillies für die Universität, betr. Landgüter von Bürgern und Universitätsverwandten, Leipzig 5. März 1644); StadtAL, Urk. 95,5 (Torstensson an den Rat zu Leipzig, FL bei Bernburg 13. Oktober 1644); StadtAL, Urk. 95,3 (Resolution Torstenssons, HQ Zeitz 16. Januar 1645).

³⁹ Im vierten Punkt seiner Resolution vom 16. Januar 1645 bestimmte Torstensson, dass die gemeine Soldateska zwar delogiert werden sollte, aber die Servitien nicht aus der Bürgerkassa, sondern von denjenigen, welche die Soldaten zuvor in Logis gehabt hatten, abgeführt werden. Daher sollte es auch jedem Hauswirt freistehen, entweder die Soldaten bei sich im Haus zu behalten oder wenn er auf die Posten quartiert wird, den Servis in Geld zu reichen. Vgl. StadtAL, Urk. 95,3 (Resolution Torstenssons, HQ Zeitz 16. Januar 1645).

Auch die Frage der Mitbestimmung an städtischen Angelegenheiten wurde schließlich zu Ungunsten der Bürger entschieden. Nachdem sie auf Dauer die Unterstützung durch die Schweden verloren hatten, besonders als sich das Ende ihre Besatzung abzeichnete, wurde der Sechziger-Ausschuss schließlich Ende 1649 auf kurfürstlichen Beschluss abgeschafft.⁴⁰

So sehr sich im Widerstand gegen die Begehrlichkeiten der Bürgerschaft eine politisch gemeinsame Linie zwischen Universität und Rat zeigte, so sehr war die Universität auf die Abwehr von Eingriffen in ihre Rechte seitens des Rates bedacht. Dies betraf vor allem Bemühungen seitens des Rates, Kriegslasten stärker den Universitätsverwandten aufzubürden, aber auch Versuche, einzelne, fiskalische Vorrechte der Akademie infrage zu stellen, wie etwa den freien Bierausschank in den Kollegien oder die steuerfreie Menge Bier und Wein der Professoren.⁴¹ Auch hierbei suchte die Universität aktiv nach Fürsprechern auf kursächsischer wie auch auf schwedischer Seite.⁴²

Das Verhältnis der Universität zu den schwedischen Besatzern

Der Versuch, sich einer Beteiligung an den Lasten des Krieges zu entziehen, belastete ebenso wie der Streit mit Rat und Bürgerschaft das Verhältnis zu den Schweden, denn beides behinderte die reibungslose Erhebung der Mittel zur Versorgung ihrer Truppen. An mehreren Stellen kollidierten die Interessen der neuen Herren auch direkt mit jenen der Universität. Konflikte resultierten dabei aus vermeintlichen oder tatsächlichen Eingriffen der Schweden in den Besitzstand der Universität, wie etwa die planmäßige Beräumung der Häuser und Gärten in den weitgehend ruinierten Vorstädten

⁴⁰ Vgl. StadtAL Urk. 95, Nr. 46,1 Bl. 68 f. (Johann Georg I. an Gottfried Trübe, Amtsschösser zu Leipzig, Dresden 23. November 1649). Siehe dazu: Glafey, Streitigkeiten (wie Anm. 25), S. 40.

⁴¹ Klagen der Universität gegen Eingriffe des Rates u. a. in: UAL, Rektor B 017, Bl. 3v–4v (Memorial Universität an Rat, Leipzig 26. April 1643); UAL, Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 50 f. (Universität an Rat, Leipzig 2. Juli 1643).

⁴² Mehrfach rief die Universität z. B. den Kriegsrat und Präsidenten Alexander Erskine, der in den 1620er Jahren selbst in Leipzig studiert hatte, um Hilfe an. Besonders während der wiederholten persönlichen Anwesenheit Erskines in der Stadt – wie um den Jahreswechsel 1645/1646 – gelang es der Akademie, sich Gehör zu verschaffen. Vgl. dazu z. B.: StASTD, Rep. 32, Nr. 236, passim.

und die Einziehung der Reste des universitären *Hortus botanicus* im Rahmen des Ausbaus der Fortifikation oder die Weiternutzung einiger vom vorherigen kursächsischen Kommandanten der Universität entfremdeten Gebäude im sogenannten Petrinum.⁴³

Die Anwesenheit vieler bewaffneter und ortsfremder Truppen führte zwangsläufig zu Spannungen. Zwar waren die schwedischen Oberbefehlshaber zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung bestrebt, Zucht unter den Soldaten zu halten, so wurde z. B. gegen eigenmächtiges Plündern hart durchgegriffen.⁴⁴ Auch trafen die Offiziere und Estatsbedienten Maßnahmen, um sich gegenüber den Bürgern – die beharrlich die Unterschrift unter den von Universität und Rat getroffenen Vergleich mit den Schweden verweigerten – zu versichern und möglichen gewaltsamen Aufständen vorzubeugen. So ließen sie z. B. die Waffen der Bürger einziehen. Im Mai 1644, so überliefert ein Chronist, *musste die Bürgerschaft auff Begehren General Königsmarcks / weil sie den Vergleich nicht unterschreiben wollten / den sie vor diesen mit Torstensohn gemacht / damit man sich keines Aufstandes zubefahren / darzu die auffgeworffenen Sechziger grosse Lust hatten / so wohl Ober= als Unter=Gewehr bey 500 Thaler Straffe in E.E. Raths Zimmerhoff liefern.*⁴⁵ Etliche blieben aber säumig, so dass im Juni 1644 der schwedische Generalauditeur das Gebot wiederholen musste und die Bürger einen Eid schwören ließ.⁴⁶

Auch wenn durch solche Maßnahmen die öffentliche Ruhe bewahrt blieb, gelang es nicht immer, Handgreiflichkeiten zu vermeiden. Besonders im akademischen Milieu waren bewaffnete Händel nicht selten.⁴⁷ Im Juni 1643 wurde z. B. bei einem nächtlichen Ge-

⁴³ Das der Pleißenburg gegenüberliegende Ordinariatshaus im Petrinum in der Schlossgasse war während der Belagerungen 1632 schwer beschädigt worden. Später war es zeitweise als Lazarett zweckentfremdet, schließlich vom kursächsischen Kommandanten eingezogen und dort Baracken für die Soldaten errichtet worden. Vgl. Hartung, Bauten (wie Anm. 3), S. 54–56. Zu Klagen der Universität gegen den Fortifikationsbau siehe z. B.: UAL, Rektor B 017, Bl. 49v–50r (Universität an Axel Lillie, Leipzig 2. Oktober 1643).

⁴⁴ Vgl. u. a.: StASTD, Rep. 32, Nr. 229, Bl. 63 (Erlass Torstenssons, HQ Hadersleben 14. Februar 1644).

⁴⁵ Vgl. Vogel, Annales (wie Anm. 16), S. 612.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 613.

⁴⁷ Konflikte der Studenten mit der Stadtbevölkerung, auch bewaffneter Art, waren nicht neu, wurden aber durch die anwesenden Garnisonstruppen deutlich angeheizt. Die Ursachen lagen dabei sicherlich auch in den Auswüchsen des Pennalismus und

rangel mit Studenten ein schwedischer Soldat getötet, ein anderer lebensgefährlich verletzt. Nach diesem Vorfall wurde von der schwedischen Kommandantur angeordnet, dass sich bei Strafe kein Soldat nach dem Zapfenstreich mehr auf der Straße finden lassen dürfe.⁴⁸ Im Juli 1649 erregte sich auf dem Alten Neumarkt ein Tumult zwischen Studenten und Soldaten. In den sich anschließenden, fast straßenkampftartigen Auseinandersetzungen wurden etliche Soldaten schwer verletzt, ein Musketier sogar erstochen.⁴⁹ In beiden Fällen forderten die schwedischen Offiziere bei der Universität die Herausgabe der Rädelsführer und Überstellung in ihre Gerichtsbarkeit, wogegen das Professorenkollegium auf das Heftigste protestierte. Die Schweden lenkten schließlich ein, so dass die Universität erfolgreich ihre Rechte verteidigen konnte.⁵⁰

Um Entscheidungen in ihrem Sinne – auch gegen den Rat – zu beeinflussen, war für die Universität das Wohlwollen der jeweiligen Gouverneure bzw. Kommandanten von größter Bedeutung. Dieses versuchte sie durch eine Reihe von Gunsterweisungen an die Besatzer zu erlangen. So gestattete sie, dass viele hohe schwedische Offiziere und Verwaltungsbeamte, die bei verschiedenen Kriegshandlungen getötet worden waren, in der Universitätskirche St. Pauli ihre letzte Ruhestätte fanden.⁵¹ Auch durften die Schweden mehrfach in der Paulinerkirche predigen, sogar in schwedischer

der Deposition unter den Studenten jener Zeit. Vgl. dazu: Rudersdorf, Weichenstellung (wie Anm. 2), S. 479–484.

⁴⁸ Vgl. Vogel, *Annales* (wie Anm. 16), S. 607.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 646.

⁵⁰ Vgl. z. B.: UAL, Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 16 u. 18.

⁵¹ So fanden z. B. der Major Christian Buchte im Oktober 1643, die Obristen Johann Finlesohn († 1643) sowie Alexander König († 1644) im November 1645 ihre letzte Ruhestätte in der Paulinerkirche. Am 13. Juni 1646 begrub man dort den Obersteuereinnahmer Philipp Herlin. Vgl. Vogel, *Annales* (wie Anm. 16), S. 622 f. und 626. Zu ihren Ehren wurden jeweils Holztafeln aufgerichtet, die leider heute nicht mehr erhalten sind. Reste, die verschiedene Umbauten des 18. Jahrhunderts überstanden haben mögen, fielen spätestens der Sprengung der Paulinerkirche 1968 zum Opfer. Einen Überblick über die Ende des 17. Jahrhunderts noch vorhandenen Inschriften gibt: Salomon Stepner, *Inscriptiones Lipsienses, das ist Verzeichnis allerhand denckwürdiger Überschriften, Grab- und Gedächtniss-Mahle in Leipzig [...]*, Leipzig 1675.

Sprache, sowie ihre Dankfeste feiern.⁵² Für die Interessen der Universität vorteilhaft erwies sich die räumliche Nähe zu den Machthabern – von Leipzig aus wurde der gesamte Meißnische Estat aus verwaltet, häufig war die Generalität hier anwesend –, denn sie ermöglichte einen besseren Zugriff auf die wirklichen Entscheidungsträger.

Positive Auswirkungen der Besatzung auf die Universität Leipzig

Der Erfolg zeigte sich u. a. darin, dass die Universität eine Reihe von *Salva Gardien* für die ihr gehörenden Dörfer erreichte.⁵³ Die Besatzer halfen der Universität beim Eintreiben offener Forderungen und die Akademie erhielt auch direkte Zuwendungen von den Schweden – so assignierte z. B. 1645 Generalfeldmarschall Torstensson der Universität 1.000 Taler und auch schwedische Offiziere und Beamte vermachten den Kollegien und Nationen kleinere Geldbeträge.⁵⁴ Mit Hilfe der Schweden konnten noch während des Krieges einige der durch die Belagerungen schwer in Mitleidenschaft gezogenen Universitätsgebäude ersetzt werden. 1648 erwarb die Akademie das sogenannte Fürstenhaus mit dem angrenzenden Garten, wo anstelle des zerstörten, ein neuer *Hortus botanicus* angelegt wurde.⁵⁵ Nicht zuletzt dank der garantierten Privilegien und des engen Kontakts zu den Machthabern konnte die *Alma mater* fremde Einflussnahme in innere Angelegenheiten ver-

⁵² So beging man Dankfeste für die Siege der Schweden gegen die Dänen bei Femern (10. November 1644) oder gegen die Kaiserlichen in Jankau (13. April 1645). Man feierte ein Ehrenfest anlässlich der Thronbesteigung der Königin Kristina (1. März 1645). Vgl. Vogel, *Annales* (wie Anm. 16), S. 617 bzw. 619 f.

⁵³ Am 3. Dezember 1642 konnte sie einen entsprechenden schriftlichen Schutzbrief von Torstensson erhalten. Vgl. UAL, Rektor B 16, Bl. 463v. Zwar war dessen Effekt sicherlich nur gering, da die Dörfer zum Teil bereits zerstört waren oder zumindest stark gelitten hatten, aber es war zumindest ein symbolischer Akt, und zumindest neu erfolgte Übergriffe waren bei den Schweden einklagbar.

⁵⁴ Vgl. UAL, Rep. II/XIII, Nr. 23, Bl. 218–221 (Universität an Torstensson, Leipzig 22. Januar 1645). Im Juni/Juli 1643 erhielt z. B. die Bayrische Nation vom Leipziger Gouverneur und schwedische Generalmajor Axel Lillie fünf Reichstaler, vom Kriegskommissar Peter Brandt vier Reichstaler, vom Kommandanten der Leipziger Garnison, Oberstleutnant Johan Nern, drei Reichstaler usw. Vgl. UAL, Bayr. Nation B 3, Bl. 188–190.

⁵⁵ Vgl. Hartung, Bauten (wie Anm. 3), S. 54–56; Rudersdorf, Weichenstellung (wie Anm. 2), S. 464 f.

hindern: Die schwedischen Besatzer versuchten nicht, Einfluss auf den Lehrbetrieb zu nehmen, weder auf das Personal noch auf die Inhalte. Auch kam es nicht zu Plünderungen von Herrschaftsinsignien, Kunst, Bibliotheks- oder Archivgut, wie dies andere Städte und Universitäten zu verzeichnen hatten.⁵⁶

Trotz mancher Spannungen, vieler kriegsbedingter Probleme und harter Belastungen bot die schwedische Besatzung auch Vorteile für Leipzig. Die Anwesenheit einer starken Garnison sorgte in erster Linie für Stabilität und Schutz, die sich nicht nur militärisch bemerkbar machten. Es gab viele Phasen relativer Ruhe, in denen ein weitgehend geordnetes Leben stattfand: Die Bewohner Leipzigs gingen, soweit möglich, ihrem Nahrungserwerb weiter nach und hatten sich schnell mit der neuen Situation arrangiert. Feste z. B. wurden weiterhin pompös gefeiert, so dass der Rat Kleider- und Luxusordnungen gegen Ausschweifungen erlassen musste.⁵⁷ Die Stabilität kam auch der allgemeinen Wirtschaft zugute, die zwar durch den Krieg stark angeschlagen, jedoch nie völlig zum Erliegen gekommen war. Die schwedische Generalität ging zudem aktiv daran, den kriegsbedingten Hindernissen der Wirtschaft entgegenzuwirken, etwa durch Patente zum Schutz der Kommerzien.⁵⁸ So funktionierten Messe und Handel trotz Einbußen⁵⁹ weiterhin. Da ihnen an einer längerfristigen Nutzung Leip-

⁵⁶ Viele Fälle von Plünderungen schwedischerseits sind im Dreißigjährigen Krieg dokumentiert. Am bekanntesten sind sicherlich die Plünderungen der Bibliotheken von Mainz und Würzburg 1631 (heute u. a. ein Grundstock der Universitätsbibliothek Uppsala) sowie des Prager Hradschin 1648.

⁵⁷ So berichtet die Chronistik, dass sich der Rat bereits im März 1643 gezwungen sah, eine neue Kleiderordnung zu erlassen, *Diweil auch ihrer viel der ausgestandenen Krieges=Angst/ Noth und Elend so bald wieder vergessen/ allerhand frembde Moden und Trachten eingeführet/ sich derselben befließen/ und über ihren Stand und Herkommen sich erhoben [...]*. Vogel, Annales (wie Anm. 16), S. 605.

⁵⁸ Vgl. u. a. StadtAL, Tit. I.1, Bl. 264 (Erlass Torstenssons betr. des Handels in Leipzig, HQ vor Freiberg 20. Januar 1643), Bl. 265 (Bestätigung des obigen Erlasses betr. des Handels in Leipzig, FL bei Bernburg 13. Oktober 1644) bzw. Bl. 275 (Erlass Torstenssons betr. des Handels in Leipzig, Würben 5. Dezember 1644); StadtAL, Urk. 95, Nr. 6 (Patent Carl Gustaf Wrangels betr. Schutz des Handels und der Messen zu Leipzig, Bregenz 20. Februar 1647).

⁵⁹ So wurde z. B. der Ostermarkt 1644 zwar wie üblich eingeläutet, jedoch fanden sich aufgrund der sowohl durch Kaiserliche als durch Schweden verursachten Unsicherheit der Straßen keine auswärtigen Kaufleute ein, so dass die Buden und Gewölbe gar nicht erst eröffnet wurden. Ebenso erging es dem Michaelismarkt 1644.

zigs gelegen war, durften die Besatzer die Stadt nicht ruinieren. Blickt man daher hinter die andauernden Klagen über die Unmöglichkeit der Aufbringung, zeigt sich doch, dass die finanziellen Belastungen zur Unterhaltung der schwedischen Garnison trotz ihrer in der Tat enormen Höhe nie das Maß der Leistungsfähigkeit der Stadt überstiegen, so dass die Stadt die gesamte Zeit der Besatzung über in der Lage war, die geforderten Gelder aufzutreiben.⁶⁰ Insgesamt konnten viele Personenkreise der Stadt sogar direkt vom Krieg profitieren. Leipzig war Umschlagplatz für Kriegsmaterial und Versorgungsmittel für die Truppen. Garnisonssoldaten waren Kunden auf den Märkten und Abnehmer von Handwerkserzeugnissen, Leipziger Großkaufleute Geldgeber und Ausstatter für Offiziere.⁶¹ Das auf den Notwendigkeiten der Kriegsführung beruhende Nachrichtenwesen, bei dem Leipzig ein wichtiger Knotenpunkt war, ließ das Druckerei- und Zeitungswesen aufblühen.⁶² Hiervon profitierten indirekt auch die Akademie und ihre Angehörigen.

Der Neujahrsmarkt 1645 musste bis auf Lichtmess verschoben werden. Vgl. Vogel, *Annales* (wie Anm. 16), S. 612 und 616 f. Zu den Folgen des Krieges auf die Wirtschaft siehe: Vgl. Straube, *Messen* (wie Anm. 7). Mögen die erlassenen Patente auch nur stumpfe Schwerter gegen marodierende Kräfte gewesen sein, so zeigten sie doch die Bedeutung, welche die Schweden dem Erhalt des Handels beimaßen. Dies zeigte durchaus positive Wirkung bei den Fernhändlern.

⁶⁰ Ein Blick auf die Zeit vor 1642 und nach 1650 zeigt, dass die Belastung durch die reguläre kursächsische Garnison ebenfalls drückend war, wie z. B. die unzähligen Klagen über den Kommandanten Joachim von Schleinitz († 1644) vor 1642 zeigen. Vgl. dazu: Johannes Heinrich Gebauer, Joachim von Schleinitz, kursächsischer Generalquartiermeister unter Johann Georg I., in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde* 28 (1907), S. 187–199. Für die Kosten der Garnison nach 1650 siehe z. B.: *StadtAL*, Urk. 41b.

⁶¹ Zu nennen sind z. B. die Leipziger Kaufleute und Bürger Johann Zipfel († 1652) und Franz Bex († 1661), die in großem Maße Geld an die Schweden aber auch an den Kurfürsten liehen, oder der Kaufmann Georg Winckler († 1654), der das 1642 von den Schweden geforderte Tuch lieferte.

⁶² Seit 1643 gab unter schwedischer Aufsicht der Leipziger Buchdrucker Timotheus Ritzsch († 1678) eine sogenannte „Wöchentliche Zeitung“ heraus, die vier Mal in der Woche erschien. Aus dieser ging schließlich mit der sogenannten „Einkommenden Zeitung“, die am Tag nach Abzug der Schweden (1. Juli 1650) erstmals erschien, die weltweit erste Tageszeitung hervor. Vgl. Jürgen Schlimper, Die erste Tageszeitung der Welt erschien in Sachsen, in: *Sächsische Heimatblätter* 46 (2000), S. 345–354.

Direkten Profit erwarb die Universität von der Stabilität, welche die schwedische Besatzung bot, durch positive Impulse auf den Lehrbetrieb: Ab Mitte der 1640er Jahre, besonders in Folge der Waffenstillstandsverträge 1645/46, stieg die Immatrikulationszahl wieder deutlich an.⁶³ Im Gefolge der Besatzer kamen auch eine Reihe neuer Studenten, sicherlich nicht nur aus Schweden, sondern auch aus schwedischen Einflussgebieten, wie dem Baltikum und Pommern, an die Leipziger Universität.⁶⁴ Einige dieser Studenten wurden auch finanziell unterstützt.⁶⁵ Schließlich eröffnete die hochentwickelte schwedische Verwaltung nicht nur innerhalb Leipzigs Karrierechancen für Gelehrte und ihre Familien.⁶⁶

⁶³ Vgl. dazu: Rudersdorf, Weichenstellung (wie Anm. 2), S. 466–468.

⁶⁴ Auch wenn ihre Zahl sicherlich nicht allzu hoch eingeschätzt werden darf – schließlich waren die Universitäten rund um die Ostsee für die Skandinavier verlockender – lässt sich doch in der zweiten Hälfte der 1640er Jahre eine Reihe von schwedischen Studenten in den Matrikeln nachweisen. Vgl. z. B. Erler, Matrikel (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 632, 658 u. 675. Bemerkenswert ist sicherlich, dass der schwedische Gouverneur Axel Lillie seine vier minderjährigen Söhne zum Wintersemester 1646 an der *Alma mater* immatrikulieren ließ und sie damit deren Gerichtsbarkeit und Schutz unterstellte. Mit adligen Studenten aus Schweden v. a. an deutschen Hochschulen hat sich beschäftigt: Simone Giese, Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und „peregrinatio academica“ des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung, Stuttgart 2009. Der Untersuchungszeitraum dieser Arbeit endet jedoch um 1637, also vor der Einnahme Leipzigs; auch lässt sie den Aspekt der Studenten aus schwedischem Einflussgebiet unberücksichtigt.

⁶⁵ Die Rechnungsbücher der Leipziger Kriegskasse verzeichnen z. B. den schwedischen Studenten Johann Arvidt Gründel, der vom März 1648 bis September 1649 monatlich erst sechs, später 15 Reichstaler aus der Leipziger Kriegskasse erhielt. Vgl. u. a. RA, Räkenskaper för krigsstaten i Leipzig, Vol. 14–16.

⁶⁶ Zum Beispiel schrieb der Assessor der Philosophischen Fakultät Lic. Andreas Corvinus (1589–1648) wegen seines Sohnes Hans Adam im Sommer 1647 an Alexander Erskein, bei dem er bereits zuvor um ein Stipendium für ihn angesucht hatte: *Wann er sich aber nunmehr lieber gar im königl[ich] Schwedische Dienste, in eine Canzley, es wehre hier, in Pommern oder zu feld, oder bey einem Obristen zu einem Secretario sich gebrauchen zu lassen, Ibro hoche[dlar] Gest[renger] aber ihm hierinnen mächtig beförderlich sein kann, Alß Bitte ich auch Ibro hoche[dlar] Gest[renger] mir hierinnen großgünstig erscheinen wolten, er schreibet sonsten eine zimliche Handt lateinisch vndt deutzsch, wie Ibro hoche[dlar] Gest[renger] hieraus unschwer abnehmen können, denn ich meiner handt nicht so mächtig, auch nur meinen Nahmen zu schreiben.* StASTD, Rep. 32, Nr. 236, Bl. 288 (Memorial L. Andreas Corvinus an Erskein, Leipzig 16. Juli 1647), hier Bl. 288v.

Fazit

Die Universität hatte in den Bedingungen zur Übergabe an die Schweden Ende 1642 ihr Hauptziel, die Garantie ihrer Privilegien, durchsetzen können. Deren Bewahrung blieb die treibende Kraft hinter der Politik gegenüber den Schweden, die bis Sommer 1650 Leipzig dauerhaft besetzt hielten, aber auch gegenüber den anderen Akteuren der Stadt.

Dadurch wurden gleichzeitig aber auch die bestehenden innerstädtischen Spannungen befeuert. Die schwedische Besetzung Leipzigs markierte somit einen Höhepunkt einer Zeit, in der kriegsbedingt lange schwelende Konfliktlinien zwischen Universität, Rat und Bürgerschaft wieder aufbrachen. Die Streitigkeiten kreisten dabei zum einen um die Kriegsbeschwerden (also die Höhe, vor allem aber die ungleiche Verteilung der Lasten), zum andern um einen Verfassungsstreit (sowohl um Sonderrechte der Universität, als auch um Mitbestimmung der Bürgerschaft). In der Krisenzeit des Krieges mussten Universität und Rat Zugeständnisse machen, auch gelang es den Bürgern Leipzigs, gestützt auf die Schweden einen unvergleichlichen Grad an Selbstorganisation und Partizipation in städtischen Angelegenheiten zu erlangen, indem sie über ihren Ausschuss als gleichberechtigtes Corpus neben Universität und Rat traten. Im Endeffekt, als sich die Entspannung des Friedens abzeichnete, waren letztere aber erfolgreich im Zurückdrängen der Begehrlichkeiten der Bürger.

Während der Zeit der schwedischen Besatzung war die Universität Leipzig, trotz ihres angesichts der rechtlich unklaren Situation begrenzten Handlungsspielraums, nicht nur Spielball der Mächte, sondern gestaltete – wie während des gesamten Dreißigjährigen Krieges – aktiv ihre Geschicke mit. Bei der Abwehr bürgerlicher Ansprüche gelang es der Universität mit dem Rat, bei der Abwehr von tatsächlichen oder vermeintlichen Eingriffen in ihren Besitzstand und ihre Sonderrechte auch gegen ihn, die eigenen Interessen zu behaupten. Durch bewusste Suche nach Unterstützung bei den jeweiligen Entscheidungsträgern konnte sie erfolgreich Eingriffe in ihre Gerichtsbarkeit seitens des Rates oder der Besatzung abwehren und bewahrte grundsätzlich ihre Unabhängigkeit. Es kam weder zu Eingriffen beim Personal noch den Lehrinhalten. Gleichzei-

tig bestimmte man in Kontributionsangelegenheiten über deren Höhe und Verteilung mit. Zwar mussten auch die Universitätsverwandten ihren Anteil an den Kriegsbeschwerden tragen, doch verblieb die deutlich größte Belastung auf den Schultern anderer. Die Schweden sorgten dabei durch ihre starke Garnison für Stabilität und Schutz in unsicherer Zeit, so dass – von einzelnen Konflikten abgesehen – das wirtschaftliche und soziale Leben in Leipzig vergleichsweise reibungslos verlief. Durch die dauerhafte Anwesenheit der Schweden profitierte man sogar, denn trotz weiterhin hohen finanziellen Belastungen konnte sie bis zu einem gewissen Grad die allgemeinen negativen Folgen des Krieges für die Universität – Gebäudeschäden, massiver Rückgang der Einnahmen, rückläufige Immatrikulations- und Promotionsfrequenz – abmildern. Unter der stabilisierenden Wirkung der schwedischen Besatzung konnte sich der Universitätsbetrieb, der trotz deutlicher kriegsbedingter Einbußen nie zum Erliegen gekommen war, allmählich und noch vor Ende des Krieges von dessen Auswirkungen erholen. Die Zeit der schwedischen Besetzung darf daher, wie im Übrigen der gesamte Dreißigjährige Krieg, für die Universität Leipzig nicht als eine Phase des Niedergangs verstanden werden. Vielmehr kann man von einer Zeit des erfolgreichen Sich-Behauptens unter schwierigen Bedingungen sprechen.

Wenke Richter

Die vier mitteldeutschen Universitäten in Leipzig, Wittenberg, Jena und Erfurt im Dreißigjährigen Krieg. Eine Frequenzanalyse

Aus Sicht der Bildungs- und Universitätsgeschichte sticht Mitteldeutschland in der Frühen Neuzeit auf besondere Art und Weise heraus.¹ Es ist eine der wenigen Regionen Mitteleuropas, die mit vier Universitäten in Erfurt (gegründet 1392), Leipzig (1409), Wittenberg (1502) und Jena (1548/58) innerhalb eines begrenzten geographischen Raumes eine hohe Dichte von akademischen Bildungsinstitutionen aufweist. Ihre Gründungen beruhen überwiegend auf Konkurrenzsituationen. Es ist daher hinsichtlich der Konstitution von so genannten „Bildungslandschaften“² besonders interessant, wie Koexistenz und Konkurrenzsituationen die Entwicklung der einzelnen Hochschulen bedingten – erst recht unter den Bedingungen einer Krisenzeit, wie es der Dreißigjährige Krieg ganz zweifellos war.

Neben den klassischen methodischen Zugängen zur Erforschung solch eines Themenkomplexes bietet eine Matrikelanalyse einen andere, bisher noch wenig genutzte Methode.³ Durch eine umfas-

¹ Der Aufsatz beruht auf dem Leipziger Dissertationsprojekt „Zwischen Krieg und Frieden. Eine Matrikelanalyse der mitteldeutschen Universitäten in Leipzig, Wittenberg, Jena und Erfurt im konfessionellen Zeitalter (1570–1650)“.

² Zum Begriff „Bildungslandschaft“ vgl. u. a. Anton Schindling, *Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800*, München 1994, S. 3.

³ Trotz eines problematischen methodischen Zugangs ist das Werk von Franz Eulenburg, *Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart*, Leipzig 1904, immer noch grundlegend für eine Matrikelanalyse. Zur Methodik der Matrikelanalyse vgl. u. a. pars pro toto Rainer Christoph Schwinges, *Deutsche Universitätsbesucher im späten Mittelalter. Methoden und Probleme ihrer Erforschung*, in: Hermann Weber (Hrsg.), *Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich*, Wiesbaden 1980, S. 37–51; Rainer Christoph Schwinges, *Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches*, Stuttgart 1986; des weiteren Rainer A. Müller, *Universität und Adel. Eine soziostrukturelle Studie zur Geschichte der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt 1472–1648*, Berlin 1974; zuletzt Uwe Alschner, *Universitätsbesuch in Helmstedt 1576–1810. Modell einer Matrikelanalyse am Beispiel einer norddeutschen Universität*, Wolfenbüttel 1998; und Matthias Asche, *Von der reichen hansi-*

sende Untersuchung der Hochschulmatrikel eröffnen sich neue Perspektiven mit neuen Erkenntnissen. Die Zugehörigkeit zu einer Universität begann in der Frühen Neuzeit für Hochschulbesucher durch die Einschreibung in die Universitätsmatrikel. Mit diesem Vorgang unterstanden sie nun der Autorität der akademischen Korporation. „Wer immer den Status des Studenten anstrebte, musste feierlich schwören, die Rechte, Privilegien, Statuten und Gewohnheiten der Universität zu beachten, Frieden, Ruhe und Eintracht zu bewahren und zu fördern sowie dem Rektor in ‚rechtmäßigen und ehrenhaften Angelegenheiten‘ zu gehorchen“ erklärt di Simone.⁴ Die Universitätsmatrikel bilden somit den Zugang zu einer umfassenden sozialgeschichtlichen Analyse der Universitätsangehörigen, mit der man in besonderer Weise Aussagen zur Anziehungskraft oder sogar zur Qualität einer Hochschule treffen kann.

Im Folgenden sollen mittels der Methode von Matrikelanalysen komparatistisch die vier mitteldeutschen Universitäten in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges untersucht werden. Der Untersuchungszeitraum umfasst dabei die Jahre zwischen 1618 und 1650 – dem Jahr des Abzugs der Schweden u. a. aus Leipzig, mithin dem endgültigen Schlusspunkt des Krieges für Mitteldeutschland. Nach einer kurzen Vorstellung des Quellenmaterials und ihrer statistischen Erschließung wird anhand einer Analyse der Immatrikulationsfrequenz, d. h. der jährlichen Einschreibezahlen, der Universitäten in Leipzig, Wittenberg, Jena und Erfurt während der Zeit des Krieges vorgestellt.

Das Quellenmaterial liegt heute dank verschiedener Editionen in gedruckter Form vor und ist somit recht leicht zugänglich. Jedoch wurden die Matrikel und damit auch die enthaltenen historischen Informationen in verschiedener Art und Weise bearbeitet. So führte zu Beginn des 20. Jahrhunderts Georg Erler in einem dreibändi-

schen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universität Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500–1800), 2. Aufl., Stuttgart 2010.

⁴ Maria Rosa di Simone, Die Zulassung zur Universität, in: Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Bd. 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800), München 1996, S. 235–262, hier S. 235.

gen Werk die Edition der Leipziger Matrikel bis 1809 weiter.⁵ Er bereitete die jüngere Matrikel der *Alma mater* (1559–1809) einschließlich der Promotionslisten ihrer Fakultäten in einer umfangreichen, alphabetisch geordneten Bearbeitung auf. Da ein wortgetreuer Abdruck wie bei den älteren Matrikelbüchern aus finanziellen und drucktechnischen Gründen nicht möglich war, wurden sie in Form von Personen- und Ortsregistern veröffentlicht.

Im Gegensatz dazu ist die über sechs Jahrzehnte bearbeitete Edition der Wittenberger Matrikel in einem Vollabdruck von Otto Hartwig (1560–1602) und Bernhard Weißenborn (bis 1660) herausgegeben worden.⁶ Die Matrikel der *Leucorea* sind also getreu der Handschrift abgedruckt worden.

Für die thüringische Landesuniversität in Jena gab Georg Mentz kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs den ersten Band der Matrikeledition (1548–1652) heraus.⁷ Aus Ersparnisgründen wählte Mentz, angelehnt an die Edition der Leipziger Matrikel, die Form eines Personen- und Ortsregisters. In alphabetischer Reihenfolge wurden die Inskribierten des ausgewählten Zeitabschnittes unter Nennung des Namens und Herkunftsortes (lateinische Schreibweise), des Semesters und dem Hinweis auf deren Eidesleistung. Immatrikulationsgebühren sind dagegen wie in Leipzig oder Erfurt nicht angeführt, ebenso trifft dies auf die Promotionen zu. In der Regel sind nur diejenigen akademischen Grade verzeichnet, die der Immatrikulierte bei der Einschreibung schon vorweisen konnte.

Wie es bei solchen umfangreichen Quelleneditionen oftmals der Fall ist, erstreckte sich die Herausgabe der Matrikel der kurmainzischen Universität Erfurt über mehr als sechs Jahrzehnte.⁸ In drei

⁵ Georg Erler (Bearb.), Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Als Personen- und Ortsregister bearbeitet und durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt. 3 Bde., Leipzig 1909.

⁶ Carl Eduard Foerstemann/Otto Hartwig/Karl Gerhard (Bearb.), Album academiae Vitebergensis. Bd. 1, Leipzig 1841; Bd. 2, Halle 1894; Bd. 3, Halle 1905; Bernhard Weißenborn (Bearb.), Album Academiae Vitebergensis. Jüngere Reihe, Teil 1 (1602–1660), Magdeburg 1934.

⁷ Georg Mentz (Bearb.), Die Matrikel der Universität Jena. Bd. 1: 1548 bis 1652, Jena 1944.

⁸ J. C. Hermann Weißenborn (Bearb.), Akten der Erfurter Universität 1392–1636. 3 Bde., Halle 1881/99; Fritz Wiegand, Namensverzeichnis zur allgemeinen Studen-

Teilen gab Hermann Weißenborn sie im Vollabdruck zusammen mit den allgemeinen Universitäts- und den Fakultätsstatuten für die Jahre 1492 bis 1636 heraus. Für jedes akademische Jahr wurden die immatrikulierten Personen unter Nennung ihres lateinischen Namens, ihres Herkunftsortes sowie der gezahlten oder nicht gezahlten Immatrikulationsgebühr und der erbrachten oder nicht erbrachten Eidesleistung aufgelistet. Nur die bereits zum Zeitpunkt der Einschreibung erworbene akademische Grade wurden genannt, spätere – und dies liegt an der gewählten Darstellungsform als Vollabdruck – hingegen nicht. Im dritten Teil ergänzt ein Personen- und Ortsregister die Matrikeledition. Erst in den Jahren 1962 und 1963 wurde die Edition der Erfurter Universitätsmatrikel durch Fritz Wiegand fortgesetzt. Im Gegensatz zu der älteren Reihe wurde diese jüngere nun als alphabetisch geordnetes Personenregister abgedruckt. Wiegand fasste Namensvarianten der Eingeschriebenen unter einer aktualisierten Schreibweise zusammen, listete sie aber zugleich für weitergehende Recherchen mit auf. Neben dem Namen wurden freilich auch das jeweilige Einschreibungsjahr und der Herkunftsort, dagegen aber nicht die Immatrikulationsgebühr oder später erworbene akademische Grade genannt.

Man sieht also an der Vorstellung der verschiedenen Matrikeleditionen, dass die Informationen in unterschiedlicher Art und Weise vorliegen und teilweise durch Promotionslisten und andere akademische Quellen ergänzt wurden. Die methodische Schwierigkeit bei der Matrikelanalyse liegt nun darin, das Quellenmaterial zunächst für die Erschließung in einer Datenbank so aufzubereiten, so dass die Daten zwar vereinheitlicht werden, aber dennoch der in ihnen steckende Informationsgehalt nicht verloren geht. Ist dieser Schritt getan, steht ein quantitativ breites statistisches Datenmaterial zur Verfügung, das hinsichtlich ganz unterschiedlicher Fragestellungen analysiert werden kann. Am Beispiel der Immatrikulationsfrequenz der vier mitteldeutschen Universitäten während des Dreißigjährigen Krieges soll dies praktisch gezeigt werden. Der

tenmatrikel der ehemaligen Universität Erfurt für die Zeit von 1637 bis 1816, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt 9 (1962), S. 9–161, und 10 (1963), S. 13–165.

Vergleich, der dabei im Vordergrund steht, bietet dabei die Möglichkeit, einerseits die Spezifika der einzelnen Hochschulen herauszuarbeiten und andererseits ihre Stellung innerhalb des vorklassischen Universitätssystems im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation zu bestimmen.

Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 1618 begann für Mitteleuropa eine Krisenzeit, die mehr als drei Jahrzehnte andauern sollte. In unterschiedlicher Intensität wurden die Regionen vom Krieg und seinen Folgen direkt und indirekt heimgesucht: militärische Auseinandersetzungen, Belagerungen, Einquartierungen, Plünderungen und Verwüstungen von ganzen Landstrichen sowie Seuchenzüge prägten das Bild der betroffenen Gebiete in jener Zeit. Hinzu kamen noch Bevölkerungsverluste, Versorgungsschwierigkeiten, Unsicherheiten, wirtschaftliche Engpässe und Notlagen aller Art. Dagegen darf aber auch nicht vergessen werden, dass einige Landschaften im Alten Reich kaum oder überhaupt nicht vom direkten Kriegsgeschehen betroffen waren. Mitteleuropa jedoch, in dem die vier hier zu untersuchenden Universitäten lagen, gehörte nicht dazu. Aufgrund seiner verkehrstechnisch günstigen Lage, dem allgemeinen Wohlstand der Region und letztlich aufgrund der hohen Städtedichte, welche die unterschiedlichen Heere sehr gut versorgen konnten, war es von Beginn an ein militärisches Durchmarschgebiet gewesen.

Für alle vier Universitäten wurden für den Zeitraum 1618 bis 1650 insgesamt 38.908 Matrikeleintragungen ermittelt: Von diesen entfielen 16.969 Inskriptionen auf Leipzig, 11.606 auf Wittenberg, 8.303 auf Jena und 2.030 auf Erfurt. Zwei Erkenntnisse können aus diesen Zahlen schon gezogen werden. Erstens: Diese vier Hochschulen waren in der Krisenzeit des Dreißigjährigen Krieges gut besucht. Zweitens: Leipzig nahm rein quantitativ den ersten Platz ein und überholte nun endgültig die kursächsische Schwesteruniversität in Wittenberg.⁹

⁹ In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lag die *Leucorea* bezüglich der Immatrikulationsfrequenzen immer vor Leipzig, um die Jahrhundertwende dann nebeneinander.

Alma mater lipsiensis

Aufgrund der politischen Entscheidung des Kurfürsten Johann Georg I., den Böhmisches Aufstand nicht zu unterstützen und dagegen den Anschluss an die Politik des Kaisers zu suchen, blieb Kursachsen im ersten Jahrzehnt zunächst von militärischen Handlungen verschont. Dieser innere Friede wirkte sich positiv auf die Immatrikulationszahlen an den beiden kursächsischen Universitäten in Leipzig und Wittenberg aus. Von 1618 bis 1629 schrieben sich 8.562 Personen in Leipzig ein, durchschnittlich 713 Inskriptionen pro Jahr. Im ersten Jahrzehnt gestaltete sich die Entwicklung der Inskriptionszahlen nach einem Muster mit extremen Ausschlägen: Nach einem Jahr mit sehr guten Einschreibezahlen ist für das nächste genau das Gegenteil festzustellen. Beispielsweise trugen sich 1619 nur 368 Personen in Leipzig ein, ein Jahr später waren es 1.014. Die Inskriptionseinbrüche der 1620er Jahren lassen sich durch zwei Faktoren erklären: Einerseits beeinflussten Kriegseignisse in den Herkunftsgebieten der Studenten die Anzahl an Neuinskriptionen. Andererseits traten in der Stadt Leipzig Seuchen auf, die sich negativ auf die Inskriptionszahlen auswirkten, so beispielsweise 1626 oder 1630.¹⁰ Eine allgemeine Rückläufigkeit der Immatrikulationen ist trotz der starken Schwankungen nicht festzustellen. Die Trendkurve für die zwölf Jahre bestätigt diese Aussage.

Ab 1630 veränderte sich der Verlauf des Dreißigjährigen Krieges für Kursachsen erheblich. In diesem Jahr trat eine Wende in der kursächsischen Außenpolitik ein. Das 1629 von Kaiser Ferdinand II. erlassene Restitutionsedikt bedrohte auch kursächsischen Besitz, nämlich die säkularisierten Hochstifte Naumburg, Merseburg und Meißen, die zwar nicht formell Bestandteile Kursachsens waren, aber vom Kurfürsten als solche behandelt wurden. Diese Politik des Habsburgers trug schließlich zu einer allmählichen Abkehr des sächsischen Kurfürsten Johann Georgs von der kaiserlichen Seite bei. Im Herbst 1631 ging er mit dem schwedischen König Gustav II. Adolf im Vertrag von Coswig ein Bündnis ein. Die Abkehr von

¹⁰ Ernst Müller, [Art.] Leipzig, in: Erich Keyser (Hrsg.), Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Bd. 2: Mitteldeutschland, Stuttgart u. a. 1941, S. 120–129, hier S. 123.

der kaiserlichen Gefolgschaft war vollzogen. Als neuer Feind des Kaisers wurde Kursachsen nun von der kaiserlich-ligistischen Partei militärisch bekämpft. Nach mehr als zwölf innenpolitischen Friedensjahren wurde Kursachsen in den nächsten zwanzig Jahren zu einem zentralen Kriegsschauplatz, der mehrfach als Durchzugsgebiet und Winterquartier sowohl für verbündete Heere als auch für gegnerische Truppen diente sowie Plünderungen und Verwüstungen durch die Soldateska und Ausbrüchen von Seuchen verbunden mit finanzieller Not ausgesetzt war.

Diese weit reichende politische Entscheidung des Kurfürsten und ihre Folgen hatten enormen Einfluss auf die Besucherzahlen an den beiden kursächsischen Universitäten Leipzig und Wittenberg. In den nächsten zwölf Jahren wurde Leipzig fünfmal belagert (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642), wobei vier – nämlich mit Ausnahme des Jahres 1637 – erfolgreich für den Gegner waren.¹¹ Die Ereignisse spiegeln sich deutlich in den Einschreibewerten wieder, die ab 1632 stark zurückgingen. Als besonders schwere Krisenzeit sind die Jahre zwischen 1637 und 1642 zu werten, als die Schweden nach dem kursächsischen Koalitionswechsel im Prager Frieden nun als Feind Mitteldeutschland verwüsteten. Deutlich spiegeln die Immatrikulationen den Krieg wider. Erst ab Mitte der 1640er Jahren nahmen die Einschreibungen wieder zu. Bis zum Abzug der schwedischen Besatzung aus Kursachsen 1650 hielt der steile Anstieg der Immatrikulationen an, der schließlich ohne weiteres wieder den Vorkriegswert erreicht. Die *Alma mater lipsiensis* erholte sich bei den Inskriptionen sehr schnell von den Kriegsfolgen, was wohl neben ihrer grundsätzlichen Anziehungskraft vor allem auf die Bemühungen der schwedischen Besatzer zurückzuführen ist, die Situation in Leipzig zu stabilisieren und mit dem Wiederaufbau in der Stadt zu beginnen. Als Beispiel sei dafür der Schutzbrief des General Torstensons vom Dezember 1644 genannt, in dem er den Kaufleuten freies Geleit zur Leipziger Messe gewährte.¹² Mit dieser

¹¹ Vgl. Wenke Richter, *Die Alma mater lipsiensis im Dreißigjährigen Krieg (1630–1650)*. Die Universität als „Subjekt“ und „Objekt“ in einer Krisenzeit, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 13 (2009), S. 224–255.

¹² Ernst Kroker, *Handelsgeschichte der Stadt Leipzig. Die Entwicklung des Leipziger Handels und der Leipziger Messen von der Gründung der Stadt bis auf die Gegenwart*. Leipzig 1925, S. 119–121.

Anordnung nahmen die Handelstätigkeiten wieder zu. Zugleich war sie ein bedeutsames Signal für die Studenten, sich wieder vermehrt an der Leipziger Universität einzuschreiben. Denn dort, wo wieder verstärkt Kaufleute anwesend waren und Handel betrieben, war ein gewisses Maß an Sicherheit vorhanden. Da Kaufleute und Studenten oftmals dieselben Reiserouten benutzten, kann man davon ausgehen, dass sich solche Nachrichten schnell verbreiteten.

Leucorea

Überblickt man die Einschreibewerte an der *Leucorea* während der innenpolitischen Friedensjahre Kursachsens zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, so stellt man anhand der Trendkurve einen deutlichen Rückgang der Inskriptionszahlen im Gegensatz zu den Immatrikulationswerten an der Schwesteruniversität in Leipzig fest. Für die ersten drei Kriegsjahre können noch hohe Inskriptionszahlen ermittelt werden. Aber ab 1621 nahmen dann die Besucherzahlen signifikant ab; ein erster Tiefpunkt in diesem Untersuchungszeitraum war im Jahre 1626 erreicht. Gegenüber dem ersten Kriegsjahr 1618 bedeutet dies einen Rückgang von 61 Prozent. Als Ursache ist hier der Ausbruch der Pest in Wittenberg festzustellen.¹³ Ein weiterer Grund, der bis zum Ende des Krieges bestimmend blieb, waren die verschiedenen Kriegereignisse in den studentischen Herkunftsgebieten, die einen Universitätsbesuch erschwerten oder gar unmöglich machten.

Zunächst ging es nach diesem Tiefpunkt in den nächsten drei Jahren mit der Immatrikulationsfrequenz wieder aufwärts. Im letzten Friedensjahr für Kursachsen 1630 konnte die Universität an der Elbe 409 neue Studenten rekrutieren. Insgesamt schrieben sich in diesem ersten Jahrzehnt 6.218 Personen an der *Leucorea* ein, was einem jährlichen Durchschnittswert von 478 Inskriptionen entsprach. Jedoch zeigt die Trendkurve deutlich den Rückgang an Neubesucherzahlen an. Die *Leucorea* spürte trotz des Friedens in ihrem kursächsischen Trägerterritorium bereits die Auswirkungen des Krieges.

¹³ Richard Erfurth, [Art.] Wittenberg, in: Keyser, Deutsches Städtebuch (wie Anm. 11), S. 736–739, hier S. 737.

Die vier mitteldeutschen Universitäten

Ebenso wie die Leipziger Universität war auch die *Leucorea* erst seit 1630 konkret vom Krieg bedroht. Zu diesem Zeitpunkt gingen die Immatrikulationen nach dem kurzen Anstieg am Ende der 1620er Jahre bis 1635 zwar deutlich um ein Drittel zurück, jedoch kann keineswegs von einer generellen Existenzbedrohung gesprochen werden. Erst ab 1636 brach für die *Leucorea* mit dem erneuten kursächsischen Frontenwechsel die eigentliche Krisenzeit an: Schwedische Truppen zogen durch das städtische Umland, die Vorstädte wurden verwüstet und geplündert. Ab diesem Zeitpunkt gingen die Matrikeleintragungen an der *Leucorea* massiv zurück. Gegenüber dem Durchschnittswert der ersten Kriegsjahre musste die Wittenberger Hochschule nun eine Reduktion der Einschreibungen von 69 Prozent beklagen. Neben dem eigentlichen Kriegsgeschehen erschwerte das Auftreten der Pest und die Zerstörung der Elbbrücke durch die Schweden 1637 die Situation für die *Leucorea*.¹⁴ 1639 erreichen die Immatrikulationen an der *Leucorea* ihren absoluten Tiefstand während des Dreißigjährigen Krieges; nur ganze 94 Matrikeleinschreibungen konnte die Universität verzeichnen. Von nun an erholten sich die Immatrikulationen, zunächst noch allmählich, aber ab 1644 dann zügig und kräftig. Im Jahre 1650 wurden mit 562 Einschreibungen wieder ähnliche Werte wie im ersten Kriegsjahrzehnt erreicht. Jedoch blieben diese deutlich hinter den Zahlen der Leipziger Schwesterhochschule am Ende des Dreißigjährigen Krieges zurück. Die *Alma mater lipsiensis* hatte die Wittenberger Hochschule nunmehr überholt und hatte nun bezüglich der Immatrikulationsfrequenz den ersten Rang unter den protestantischen Universitäten im Heiligen Römischen Reich inne.

Salana

Die *Salana* in Jena verzeichnete zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges den Höhepunkt einer längerfristigen Zunahme der Besucherzahlen seit 1612: 430 Personen inskribierten sich ein Jahr nach dem Ausbruch des Krieges an der ernestinischen Universität. In zwei großen Teilabschnitten gingen seit diesem Zeitpunkt die Immatrikulationen früher als in Leipzig und Wittenberg kriegsbedingt zurück: Die erste Rückgangsphase dauerte bis 1623. Nach einem

¹⁴ Richard Erfurth, *Geschichte der Stadt Wittenberg*, Wittenberg 1910, S. 24.

leichten Anstieg reduzierten sich die Zahlen bis 1628 noch einmal deutlich. Insbesondere zwei generelle Ursachen sind für die Frequenzeinbußen festzumachen: Erstens geriet der thüringische Raum aufgrund seiner günstigen geostrategischen Lage, der Vielzahl seiner für Truppenversorgung gut geeigneten Städte und einer fehlenden zentralen Landesherrschaft schon früh zu einem militärischen Durchmarsch- und Zielgebiet. So war beispielsweise Herzog Christian von Braunschweig bereits 1622 plündernd und verwüstend durch das katholische Eichsfeld gezogen. Zweitens verschärften Seuchen- und Pestausbrüche in den 1620er Jahren die Situation.¹⁵

Der Thüringer Raum blieb auch in den folgenden Jahren eines der Hauptdurchzugsgebiete verschiedener militärischer Truppen, vor allem nach dem Eingreifen der schwedischen Partei in den Krieg im Jahre 1630. Herzog Wilhelm von Weimar wurde von König Gustav II. Adolf zum schwedischen Statthalter ernannt. In Erfurt wurde die schwedische Kriegskanzlei errichtet. Fortan wurde dieser westliche Teil Mitteldeutschlands zum logistischen Ausgangspunkt der schwedischen Kriegszüge. Von den infolgedessen eintretenden Einquartierungen, militärischen Durchmärschen, Verwüstungen und Plünderungen war unter anderem auch die nahe gelegene ernestinische Universität in Jena betroffen.

Zu Beginn der 1630er Jahre erreichten die Immatrikulationswerte an der *Salana* für 17 Jahre ihren letzten Höchststand: 1631 schrieben sich 302 Personen in die Hochschulmatrikel ein. Doch ab dem Folgejahr nahmen die Einschreibungen fast stetig ab, lediglich mit einer Ausnahme im Jahr 1635. Im diesem Jahr traten bis auf den Herzog Bernhard von Weimar alle thüringischen Fürsten dem Prager Frieden bei. Die damit verbundene Hoffnung auf einen schnellen Frieden erfüllte sich nicht. Durch den Frontenwechsel wurden die ernestinischen Gebiete wie Kursachsen von nun an von den ehemaligen Verbündeten, den schwedischen Truppen, heimgesucht. Es ist daher keineswegs verwunderlich, dass ab 1636 aufgrund der großen Unsicherheit durch die schwedischen Kriegszüge die Immatrikulationszahlen um fast 41 Prozent auf nur noch 152

¹⁵ Walter Lehmann, [Art.] Jena, in: Keyser, Deutsches Städtebuch (wie Anm. 11), S. 316–320, hier S. 317.

Die vier mitteldeutschen Universitäten

zurückgingen. Der Ausbruch der Pest im November 1636 tat sein übriges.¹⁶ Der Tiefpunkt der Immatrikulationsfrequenzen während des gesamten Dreißigjährigen Krieges wurde schließlich 1640 erreicht. Die Kriegsergebnisse, Einquartierungen und Verwüstungen des Umlandes, die Plünderung der Universitätsstadt, die Zerstörung der Infrastruktur, etwa der Brand und anschließende Abriss der Camsdorfer Brücke, sowie die allgemeinen Preissteigerungen forderten nun ihren Tribut.¹⁷ Selbst ein Schutzbrief, wie derjenige der französischen Generalität, half wenig, die Situation für die Universität zu stabilisieren.¹⁸ Bis 1642 hielt die Phase der geringen Immatrikulationsfrequenz in Jena an. Erst ab 1643 verbesserte sich die Situation. Die Immatrikulationen nahmen nun kontinuierlich wieder zu. Waren es 1643 noch 195 Personen, die sich neu an der *Salana* einschrieben, so konnte die Hochschule schon vier Jahre später 276 und schließlich 1650 – zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden – sogar 398 Inskriptionen verzeichnen. Dies bedeutete nicht nur mehr als eine Verdopplung der Einschreibewerte von 1643 auf 1650, sondern auch das Erreichen der Spitzenwerte der Jahre 1617/19 unmittelbar vor dem Kriegsausbruch.

Alma mater erfjordensis

Die Entwicklung der Besucherzahlen an der *Alma mater erfjordensis* während des ersten Kriegsjahrzehnts verlief nicht kontinuierlich, sondern unter extremen Schwankungen. Wie auch in Jena stiegen die Einschreibezahlen im Jahre 1619 überdurchschnittlich auf 112 Immatrikulationen an. Ab 1620 gingen die Studentenzahlen – mit Ausnahme der Jahre 1622 und 1624 – so stark zurück, dass sich 1626 sogar überhaupt niemand mehr in Erfurt immatrikulierte. Hierfür können neben der permanenten Besetzung der Stadt durch unterschiedliche militärische Truppen seit Mitte der 1620er Jahre, die von den Stadtbewohnern beherbergt und versorgt werden mussten, zwei konkrete Ereignisse des Jahres 1626 als wesentliche Ursachen genannt werden: die Forderung über 50.000 Taler durch

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Adrian Beier, *Jena von seinem Ursprunge bis zur neuesten Zeit*, Jena 1850, S. 359.

¹⁸ Ebd., S. 360.

den kaiserlichen Kommandeur Johann von Merode an die Stadt Erfurt sowie das Auftreten einer Pestwelle, die mehreren tausend Menschen das Leben kostete.¹⁹ Zwar erwarb die Stadt nach diesem Vorfall einen Schutzbrief, der aber von den Truppen missachtet wurde. Die Stadt und die Dörfer im Umland wurden geplündert und verwüstet. Trotz der Krisensituation wendete sich ab 1627 die Situation für die *Alma mater erffordensis*. Von nun an hatte sie wieder einen starken Zuspruch bis in die 1630er Jahre.

Im Gegensatz zu den anderen drei mitteldeutschen Universitäten verlief die Entwicklung der Immatrikulationszahlen an der *Alma mater erffordensis* zu Beginn der 1630er Jahre positiv. Seit 1630 nahmen die Inskriptionen signifikant zu; Höhepunkt dieses besonderen Verlaufs war das Jahr 1633 mit 150 Immatrikulationen. Zwei Jahre später wurde noch einmal mit 119 Inskriptionen eine annähernd hohe Frequenzziffer erreicht. Innerhalb dieser drei Jahre, in denen an den drei anderen Hohen Schulen die Besucherzahlen rückläufig waren, stiegen die Matrikeleinschreibungen an. Woran lag dieser enorme Zuwachs an den Inskriptionszahlen an der Erfurter Universität?

In diesem Zeitraum erlebte Erfurt und seine Hochschule eine kurze Blütezeit.²⁰ Kurz nach der Schlacht bei Breitenfeld zogen 1631 die schwedischen Truppen unter König Gustav II. Adolf in die thüringische Stadt ein, in der sie bis zu ihrem Abzug 1650 verblieben. Nicht nur als ein wichtiger geostrategischer Stützpunkt für ihre militärischen Aktionen wurde Erfurt in den nächsten Jahren von den Schweden genutzt, sondern auch zu einem kulturellen Zentrum ausgebaut. Ein Grundstein dafür war die in den folgenden vier Jahren betriebene umfassende Universitätsreform. Unter der Aufsicht des schwedischen Kanzlers Oxenstierna betrieb der Erfurter Magistrat Universitätsreformen, welche die zuvor formal katholische kurmainzische Hochschule zu einer dezidiert lutherischen werden ließen. In diesem Zusammenhang entstand eine evangelische Theologische Fakultät; zuvor gab es nur einen außerordentlichen, vom Rat besoldeten Lehrstuhl für einen evangeli-

¹⁹ Zur Geschichte der Universität Erfurt im Dreißigjährigen Krieg vgl. Erich Kleineidam, *Universitas Studii Erffordensis*. Bd. 3, Leipzig 1981, S. 128, auch zum Folgenden.

²⁰ Zum Folgenden vgl. ebd. Bd. 4, Leipzig 1981, S. 2–8.

schen Theologen. Für die neue Theologische Fakultät, die – wie die Universität als Ganzes – mit säkularisierten Kirchengütern neu fundiert wurde, konnten bedeutende Gelehrte wie Matthäus Meyfarth oder Nikolaus Zapf gewonnen werden, um ihr schon von Beginn an zu einem hohen Ansehen zu verhelfen. Diese Neugründung der Theologischen Fakultät hatte eine umfassende Änderung der Universitätsverfassung zur Folge. 1634 wurden die neuen Statuten erlassen. Im gleichen Jahr wurden an der Philosophischen Fakultät zwei neue Professuren eingerichtet: eine für Geschichte und Rhetorik, die andere für Mathematik. Dieses Reformwerk konnte aber seine Wirkung letztlich nicht voll entfalten, da sich die politische Situation 1635 mit dem Kurswechsel des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. erneut einschneidend veränderte. Als Schutzherr von Erfurt forderte er die Stadt auf, dem Prager Frieden beizutreten und auf die kaiserliche Seite zu wechseln. Da im Prager Friedenswerk auch die Restitution der konfessionellen Besitzverhältnisse gemäß *Normaljahr* 1627 festgelegt wurde, war der Erfurter Magistrat gezwungen, nach dem Abzug der schwedischen Truppen sämtliche Veränderungen am Konfessions- und Besitzstand der Universität wieder rückgängig zu machen. In Folge dessen sanken 1636 die Einschreibungen auf 58 Inskriptionen. Ein Jahr später waren es sogar nur noch elf Immatrikulationen – ein Einbruch um 81 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Neben den Folgen der zeitgleich ausgebrochenen Pest ist deutlich die Rekatholisierung der *Alma mater erffordensis* zu spüren. Die vom Erzbischof von Mainz geforderte schnelle Wiederherstellung der Universität in ihren Zustand vor den Reformen scheiterte an der erneuten Besetzung der Stadt durch die schwedischen Truppen 1636. Die Universität blieb bis 1648/50 weiterhin evangelisch ausgerichtet. Dennoch gelang der Hochschule eine Rückkehr zu den Verhältnissen der kurzen Blütezeit am Beginn der 1630er Jahre nicht. Dies lag vor allem daran, dass der Magistrat, der durch die Universitätsreform ein höheres Maß an Mitsprache an der Hochschule erreicht hatte, zugleich diese Einflussnahme mit der Finanzierung der neuen Lehrstühle an der evangelischen Theologischen Fakultät zwar bezahlen, jedoch im Prager Frieden die dafür vorgesehenen säkularisierten Kirchen und Klöster an die katholische Kirche zurückgeben musste. Somit konnten die Lehrkräfte man-

gels Geld nicht mehr zuverlässig besoldet werden, so dass viele sukzessiv die *Alma mater* in Erfurt wieder verließen.

Die Inskriptionszahlen spiegeln diese Entwicklung wider. Wohl in der Hoffnung auf eine Wiederholung der günstigen Verhältnisse während der Blütezeit 1631/34 trugen sich 1638 nochmals 75 Personen an der Universität ein. Im Folgejahr sanken die Einschreibezahlen schon wieder auf 35 Immatrikulationen; 1640 erreichten sie mit sechs Immatrikulationen einen weiteren Tiefpunkt in der Krisenzeit. Sieht man von dem kurzfristigen Einbruch der Jahre 1643/44 ab, so inskribierten sich ab 1642 wieder vermehrt Besucher an der Erfurter Universität. Besonders auffallend ist der Wert für das Jahr 1650, der noch einmal an die kurze Blütezeit Mitte der 1630er Jahre erinnert. Das Ende des Krieges und der Abzug der Schweden wirkten sich somit wohl letztlich doch positiv auf die Erfurter Hochschule aus.

Fazit

Anhand der Frequenzanalyse ist zu erkennen, dass der Dreißigjährige Krieg ohne Zweifel die Matrikeleinschreibungen der Universitäten im Reich stark beeinflusst hat, was hier am Beispiel der vier mitteldeutschen Universitäten gezeigt wurde. Sensibel reagierten Hochschulbesucher auf militärische Auseinandersetzungen oder Folgen des Krieges wie Seuchenzüge, Plünderungen und Verwüstungen. Die Hochschulen erlitten Einbuße – oftmals in unmittelbarem Zusammenhang mit Kriegsereignissen –, konnten sich aber nach Beendigungen von Kriegshandlungen zumeist rasch wieder erholen. Trotz der starken Eingebundenheit der mitteldeutschen Territorien und Städte in die militärischen Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges kam es nirgends zu einem völligen Zusammenbruch der Universitäten. Nach dem Ende des Krieges erlangten die bereits zuvor besucherstarken Hochschulen Leipzig und Wittenberg ihre alte Position zurück. Aufgrund ihrer katholischen Ausrichtung spielte die Universität Erfurt innerhalb der mitteldeutschen Bildungslandschaft eine ambivalente Rolle. Zu keiner Zeit war sie den lutherischen Hochschulen in Leipzig, Wittenberg oder Jena eine ernsthafte Konkurrenz, die ihrerseits jedoch – zumindest kurzfristig, etwa bei akuter Kriegsgefahr oder in Pestzeiten –

Die vier mitteldeutschen Universitäten

durchaus als Ausweichuniversitäten solche Studenten an sich binden konnten, die unter normalen Bedingungen eher an die benachbarten Hochschulen gezogen wären. Insgesamt betrachtet, kam es jedoch während der gesamten Kriegszeit zu keiner grundlegenden Verschiebung im Gefüge der mitteldeutschen Universitätslandschaft.

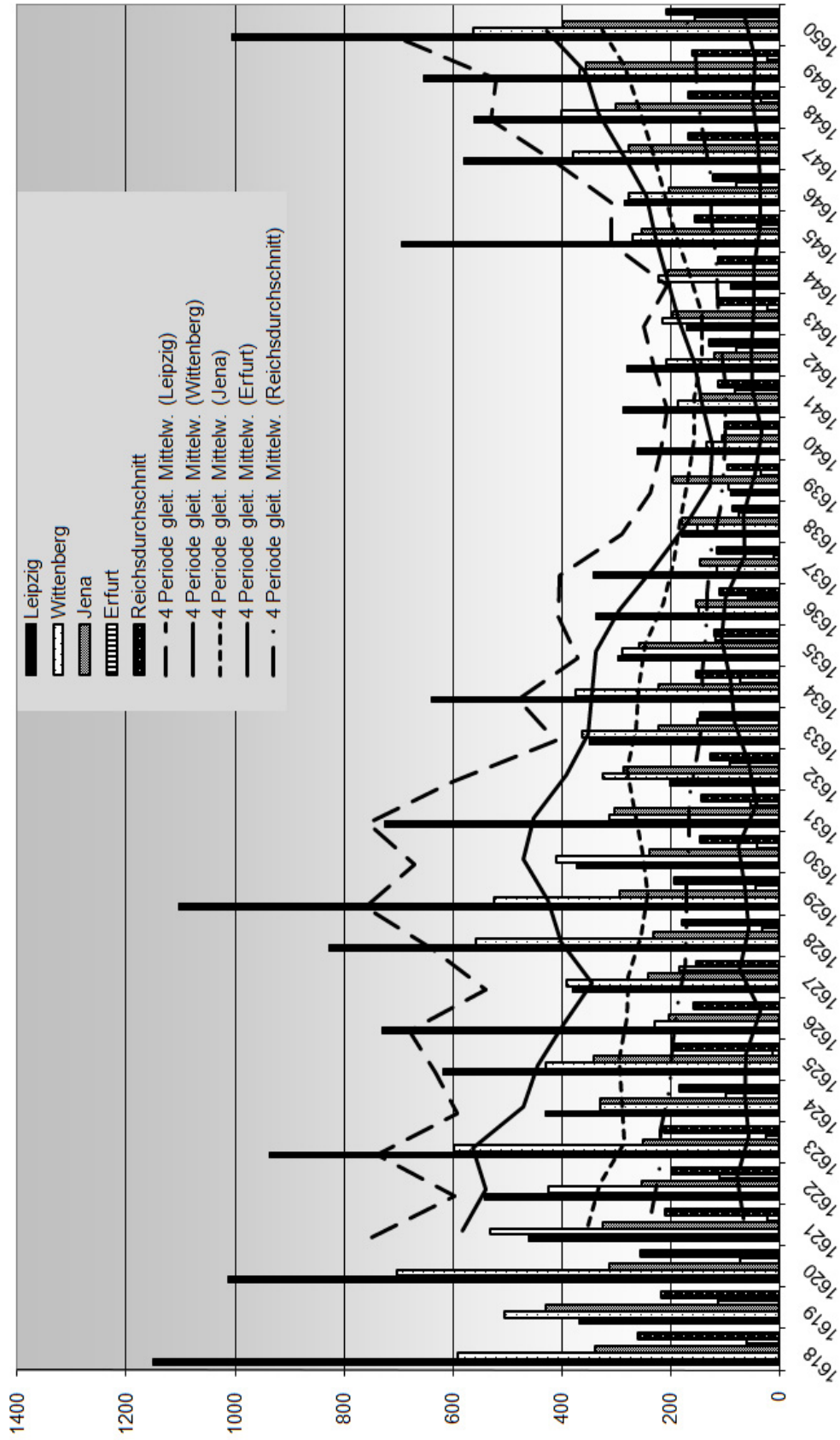


Abbildung 1: Frequenzanalyse

Tobias Schönauer

Landesfestung und Universität. Ingolstadt im Dreißigjährigen Krieg

Die Stadt Ingolstadt nahm während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine besondere Rolle ein. Zwar gab es hier – wie fast überall sonst im Reich auch – ruhige Phasen und Zeiten, in denen der Krieg unmittelbar Einfluss auf die Stadt und ihre Bewohner nahm.¹ Aber Ingolstadt war nicht nur eine unter vielen Städten im Süden des Reiches, sie war sowohl Universitätsstadt als auch bayerische Landesfestung. So wäre zu vermuten, dass eine der stärksten Festungen *uff dem Teutschen Boden*² in dieser Zeit eigentlich häufig im Fokus kriegerischer Auseinandersetzungen hätte stehen müssen, zumindest während der Zeit, in denen feindliche Truppen auch bayerisches Territorium erreichten. Dem war jedoch nicht so. Die erste und weitgehend einzige unmittelbare militärische Bedrohung dauerte in Ingolstadt vom 28. April bis 4. Mai 1632, also gerade einmal eine Woche.³ Während dieser sieben Tage versuchte das schwedische Heer unter seinem König Gustav II. Adolf, die Stadt einzunehmen bzw. zumindest die Donaubrücke zu zerstören, was aber nicht gelang. Die Stadt hielt stand und hatte kaum Opfer der Kämpfe zu beklagen. Spätere militärische Bedrohungen waren lediglich kleinere Scharmützel, die kaum ins Gewicht fielen und der Festung nicht gefährlich werden konnten.

Neben ihrem Charakter als Festung war Ingolstadt auch Universitätsstadt und somit einem ständigen Zuzug – und natürlich auch Wegzug – von Studenten und Hochschullehrern unterworfen. Neben der Mobilität der Universitätsangehörigen war auch eine mehr oder minder starke Fluktuation bei den Soldaten zu beobachten, welche die Festung bewachen sollten.

¹ Vgl. zu Ingolstadt im Dreißigjährigen Krieg Tobias Schönauer, *Ingolstadt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Soziale und wirtschaftliche Aspekte der Stadtgeschichte*, Ingolstadt 2007, passim.

² Stadtarchiv Ingolstadt (StadtAIN), XXII 1, fol. 139v.

³ Vgl. Schönauer, *Dreißigjähriger Krieg* (wie Anm. 1), S. 44–57; und Hanns Kuhn, *Die Schweden vor Ingolstadt. 28. April–4. Mai 1632*, in: *Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt* 50 (1931), S. 79–143.

An der 1472 gegründeten Universität war seit 1588 der Jesuitenorden stark präsent. Die Patres hatten die drei Lehrstühle der Artistenfakultät inne; später wurde der volle philosophische Kursus (Logik, Physik, Metaphysik, Ethik und Mathematik) ausschließlich im Jesuitenkolleg gehalten.⁴ Die Sprachkurse, Rhetorik und Poesie gab es nur im Jesuitengymnasium. Die Hochschule von Ingolstadt wurde somit zu einer Bastion der Gegenreformation im Alten Reich und blieb es während des gesamten Dreißigjährigen Krieges. Das gleiche gilt für die Universitätsstadt selbst, die dem Kurfürsten direkt unterstellt war und ebenfalls rein katholisch blieb.

Zur bayerischen Landesfestung wurde Ingolstadt erst ein dreiviertel Jahrhundert nach der Gründung der Universität. Dennoch gab es bereits früh Überlegungen, die Hochschule in eine andere Stadt des Herzogtums zu verlegen, da man den Studenten bzw. deren Loyalität misstraute. Darüber hinaus gab es – wie in allen Universitätsstädten – einen allgemeinen *Unruhefaktor* durch die Anwesenheit der Studenten. Im März 1590 schrieb der Landzeugmeister von Sprintzenstein in einem Gutachten über die Festung, dass er Bedenken wegen der Verteidigung im Kriegsfall habe, besonders wegen *zum Khriegswesen vnwilligen Burgern, Frembden, wenigen Studenten, darunter auch ainßthails Khötzer [= Ketzer] vnd wo nit öffentlich, doch im Herzen Verfolger der heiligen catholischen Religion*⁵ seien. In diesem Zusammenhang brachte er eine Verlegung der Universität ins Gespräch. Bis in das Jahr 1800 wurde dies immer wieder diskutiert, aber nicht in die Tat umgesetzt. Die Angst vor Spionage durch die Studenten war ein Hauptgrund für derartige Überlegungen und während des Dreißigjährigen Krieges gab es immer wieder konkrete Verdachtsmomente. Erhärtet haben sich jedoch nur wenige, und keiner richtete sich konkret gegen einen Universitätsangehörigen. Dennoch war dies das meist gebrauchte Argument für eine Verle-

⁴ Vgl. Karl Hengst, *Jesuiten an Universitäten und Jesuitenuniversitäten*, Paderborn u. a. 1981, S. 97; Arno Seifert (Hrsg.), *Die Universität Ingolstadt im 15. und 16. Jahrhundert. Texte und Regesten*, Berlin 1973, Nr. 116, S. 394–396; und Tobias Schönauer, *Die Studenten aus Ingolstadt zwischen 1392 und 1600. Eine sozialhistorisch-statistische Studie (Teil 1)*, in: *Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt* 115 (2006), S. 204–285, hier S. 231 f.

⁵ Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (HStAM), GL Fasc. 1421/26 (3. März 1590); und Siegfried Hofmann, *Geschichte der Stadt Ingolstadt 1506–1600*, Ingolstadt 2006, S. 583 f.

gung.⁶ Ganz von der Hand zu weisen sind diese Befürchtungen natürlich nicht, denn viele Studenten beschrieben in Briefen oder Reisebeschreibungen ihre Universitätsstadt. 1592 beispielsweise tat dies der böhmische Adelige Friedrich von Dohna sehr detailliert, indem er die genaue Zahl der Türme und Tore darlegte, einzelne Festungsbauwerke, die Gräben und vieles mehr beschrieb.⁷ Natürlich war von Dohna kein Spion, aber Details über die Festung wollte man aus verteidigungspolitischen Überlegungen selbstverständlich nicht preisgeben.

Das Spannungsfeld zwischen Universität, Stadt und Festung war in Ingolstadt besonders stark ausgeprägt. Deutlich wurde dies an den in den Quellen so genannten drei Obrigkeiten in der Stadt.⁸ Dies bedeutete, dass ein Bürger der Stadt von der städtischen Gerichtsbarkeit abgeurteilt wurde, ein Soldat der Festungsbesatzung hingegen vom herzoglichen Statthalter. Dieser Statthalter konnte in Kriegszeiten teilweise auch die Herrschaft über große Teile der Stadt übernehmen und Eingriffe in die städtischen und universitären Vorrechte nehmen.⁹ Die Studenten hingegen unterlagen der universitären Gerichtsbarkeit. Diese komplexe Kompetenzverteilung führte zu sehr schwierigen Situationen. So konnte der Rat beispielsweise bei Verbrechen einen Soldaten keineswegs einfach als Zeugen vorladen, sondern musste dazu beim Statthalter um Erlaubnis anhalten. Gleiches galt auch für Universitätsangehörige, was natürlich zu erheblichen Problemen bei der Aufklärung von Justizfällen führte. Viele Entscheidungen wurden dennoch mit Hilfe einer gütlichen Einigung getroffen: *Wo auch zwischen Statthaltern,*

⁶ Zu den Spionageverdachtsfällen vgl. Schönauer, *Dreißigjähriger Krieg* (wie Anm.1), S. 113 f.

⁷ Eine deutsche Übersetzung dieser Beschreibung bei Rainer A. Müller, *Friedrich von Dohnas Reise durch Bayern in den Jahren 1592/93*, in: *Oberbayerisches Archiv* 101 (1976), S. 301–313; und ders., *1592 – Skizzierung von Stadt und Universität durch einen böhmischen Adelsstudenten*, in: *Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt* 83 (1976), S. 179–186.

⁸ Vgl. Hofmann, *Geschichte* (wie Anm. 5), S. 65–67; und Schönauer, *Dreißigjähriger Krieg* (wie Anm. 1), S. 29–36.

⁹ Vgl. Ingrid Wittek, *Die Statthalter der Wittelsbacher in Ingolstadt von 1549–1626 nach den Ratsprotokollen im Stadtarchiv Ingolstadt und den Gerichtsliteralien im Staatsarchiv für Oberbayern*, München 1968 und Schönauer, *Dreißigjähriger Krieg* (wie Anm. 1), S. 187–193.

*der Universität oder Stat Mißverstandt zutragen, sollen dieselben guetlich auf der trinkstuben componiert werden.*¹⁰

Ein bezeichnendes Licht wirft der Eid der Festungssoldaten auf die Verhältnisse dieser Zeit: [...] *sonderlich weil es zu Ingolstatt ain Universitet, vil der Jungen Pursch und Studenten hat, mit denselben khainen lermen noch aufrbuer nit anfangen, noch Ihnen zur unainigkeit und zwispalt ursach geben, sonder sye zu den studis Ihre weg gehen, und gescheft verrichten lassen. Welcher solches ubertritt, solte nach erkhanntnus deß Statthalters gestraft werden.*¹¹ Dennoch ist wenig von Konflikten zwischen Soldaten und Studenten während des Dreißigjährigen Krieges bekannt.

Stadtverteidigung

Während eines Krieges spielte die Verteidigung einer Stadt eine wichtige Rolle; im Falle einer Landesfestung war dies natürlich noch viel bedeutsamer – zumal Ingolstadt auch Fluchtpunkt für die herzogliche Familie war. Außerdem galt die Festung als sicher, denn kurz vor der Ankunft der Schweden brachte man das kurfürstliche Münzkabinett hierher in Sicherheit,¹² und auch der Reliquienschatz des Kloster Andechs sollte *bei jedem Anzeichen akuter Feindesgefahr auf kurfürstlichen Befehl an einen befestigten Ort [...] in Sicherheit gebracht werden.*¹³ Und Ingolstadt war neben Braunau, Wasserburg und Burghausen einer dieser Orte.

Auch aus diesem Grund wurde die Stadtverteidigung einer besonderen Regelung unterworfen. Im Friedensfall wurden die äußeren Tore der Festung von der Besatzung bewacht.¹⁴ Die inneren Tore

¹⁰ StadtAIN, Ratsprotokolle 1565, fol. 39r.

¹¹ HStAM, GL Fasc. 1421/26 (18. Juni 1598), Punkte 49.

¹² Vgl. Franz Ignaz Streber, Versuch einer Geschichte des königlichen Münzkabinetts in München, in: Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, Bd. 1, München 1808, S. 377–428; und Wolf Bachmann, Die Attribute der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1807–1827, Kallmünz 1966, S. 239.

¹³ Hermann Hörger, Die Kriegsjahre 1632 bis 1634 im Tagebuch des P. Maurus Friesenegger. Nachmaligen Abtes von Andechs (1640–1655), in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 34 (1971), S. 866–876, S. 866 mit Verweis auf HStAM, Klosterliteralien Andechs, Nr. 39.

¹⁴ Vgl. Otto Kleemann, Geschichte der Festung Ingolstadt bis zum Jahre 1815, München 1883; und Schönauer, Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 204 f. Belege u. a. in StadtAIN, Ratsprotokolle 1624, fol. 1v f. bzw. 1619, fol. 366v.

jedoch unterstanden der Stadt. Die Universitätsangehörigen hatten hierbei keine Aufgaben zu erfüllen; dies gehörte zu ihren korporativen Privilegien seit der Gründung der Universität. Im Verteidigungsfall oder bei Gefahr konnte der Statthalter jedoch die Bevölkerung zur Verteidigung der Stadt heranziehen. In Zeiten einer besonderen Bedrohung wurden in der Regel alle wehrfähigen Männer in der Stadt erfasst bzw. gemustert. Als Gustav II. Adolf versuchte Ingolstadt 1632 einzunehmen, wandte man sich sogar an den Fürstbischof von Eichstätt, der sich in die Stadt geflüchtet hatte. Man bat ihn darum, *alle Kleriker zu konskribieren, die in der äußersten Not zur Verteidigung der Stadt bewaffnet werden könnten*.¹⁵ Zu dieser Zeit waren es immerhin 80 Geistliche, die als gesund und kräftig genug für den Notfall gemustert wurden. Die Studenten jedoch wurden erst ein Jahr später erfasst.¹⁶ Ein derartiger Vorgang war 1558 noch ausgeschlossen worden, da man damals davon ausging, dass die Studenten *in Kriegs Lauffen one das nit bleiben wurden*.¹⁷ Die Erfassung von 1633 war aber nötig geworden, da sich in der Umgebung von Ingolstadt die Truppen Herzog Bernhards von Weimar aufhielten und Stadt sowie Burgfried bedrohten.

Weshalb man die Universitätsangehörigen während der größten Bedrohung Ingolstadts im Dreißigjährigen Krieg nicht musterte, ist unklar. Vermutlich lag es daran, dass die Befreiung von diesem Dienst zu den üblichen Privilegien der Universität gehörte. Darüber hinaus legen die Quellen die Vermutung nahe, dass das Anrücken der Schweden so rasch vonstatten ging – anders als ein Jahr später die Armee Bernhards von Weimar –, dass man verspätet darauf reagierte.¹⁸ Zudem hielt sich zu diesem Zeitpunkt das bayerische Heer unter Kurfürst Maximilian in der Stadt auf, so dass hier mehrere Tausend Soldaten zur Verteidigung bereit standen. Aus-

¹⁵ Zitiert bei Franz Xaver Buchner, Das Bistum Eichstätt zur Zeit des Schwedenkrieges. Nach dem Tagebuch des Generalvikars Dr. Georg Motzel, in: Pastoral-Blatt des Bistums Eichstätt 60 (1913), S. 85–140, hier S. 105. Der erste Band des Tagebuchs von Motzel (1633–1638) ist nicht mehr erhalten. Buchner konnte noch darauf zurückgreifen.

¹⁶ Vgl. Carl Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, Bd. 1, München 1872, S. 376.

¹⁷ Zitiert bei Kleemann, Geschichte (wie Anm. 14), S. 125.

¹⁸ Vgl. Kuhn, Schweden (wie Anm. 3), passim; und Schönauer, Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 44–46 und S. 197 f.

schlaggebend mag auch das mangelnde Vertrauen in die Studenten gewesen sein, worauf bereits hingewiesen wurde.

Die Stellung als Landesfestung brachte Ingolstadt keineswegs nur Vorteile, wie etwa einen besseren Schutz der Stadtbevölkerung, Soldaten als zusätzliche Einnahmequelle für das städtische Gewerbe oder relativ gute Versorgung in Notzeiten. Ein wesentlicher Nachteil war eben auch die Sicherheit einer Festung. Dies bedeutete nämlich, dass die Bürger Wachdienst zu leisten hatten und dass Ingolstadt während des gesamten Krieges, vor allem jedoch in den 1630er Jahren, mit zwei Problemen zu kämpfen hatte, die eng miteinander zusammenhingen: den Flüchtlingen und Schanzarbeitern sowie den Einquartierungen.

Einquartierungen

Die Einquartierungen trafen große Teile der Bevölkerung und hatten schwerwiegende Auswirkungen. Man *khönde gleichwol nit in obröd stehen, das, alß etliche burger beysamen gestanden, und wegen des Schweden meldung geschehen, den derselb so übel nit hause, unnd die unsierige, wie dan der gemaine röd seye, er gesagt, Es khäme einem eben so mehr der schwöd, alß unnser volckh, weil sye einem sovil übertrangs nit thäten, alß die unserige.*¹⁹

Die Stimmung in der Stadt wird hier deutlich. Es spielte für viele keine Rolle, ob man den Feind in Form der Schweden in der Stadt hatte oder die Einquartierungen der eigenen Soldaten erdulden musste. Ein Quartiervater berichtete, dass *er sein lebttag so unverschambt, und unsaubere leuth nie gehabt noch gesehen hab, dan sye reverendo, den Wein gleich under den tisch lassen, und sonsten uf kein haimblich gemach gehen, sonder gleich under den fenster niderbockhen.*²⁰ Die hygienischen Bedingungen, die sich durch die Anwesenheit der Soldaten in der Stadt erheblich verschlechterten, werden hier im Ansatz deutlich.

Eigentlich waren neben den Geistlichen, Ratsherren und anderen Gruppen auch die Universitätsangehörigen von den Einquartierungen befreit.²¹ Man fragte zwar bei diesen Gruppen immer wie-

¹⁹ StadtAIN, Ratsprotokolle 1632, fol. 234v f.

²⁰ Ebd. fol. 5v.

²¹ Vgl. Schönauer, Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 212.

Landesfestung und Universität

der an,²² aber verständlicherweise war man freiwillig nicht bereit, Soldaten aufzunehmen. Schließlich wurde die Belastung der Landesfestung jedoch so groß, dass ab Oktober 1631 auch die Universitätsangehörigen trotz anhaltender Beschwerden Soldaten aufnehmen mussten.²³ Gerade während dieser Zeit hielten sich viele Soldaten wegen der schwedischen Gefahr für Bayern in der Stadt auf. Die Belastung der Stadt, die nun auch auf die Universitätsangehörigen den Druck verstärkte, lässt sich am besten an einigen Zahlen verdeutlichen: In Friedenszeiten lebten in der Stadt ca. 4.500 bis 5.000 Personen.²⁴ Ende 1631 kamen nunmehr noch ca. 2.000 Flüchtlinge, ca. 3.000 Schanzarbeiter, die am Ausbau der Festung arbeiteten, und mindestens 4.000 Soldaten hinzu.²⁵ Die Zahl der Soldaten stieg jedoch noch immens an. Somit war die Befreiung der Universitätsangehörigen von Einquartierungen schlichtweg unmöglich. Vermutlich wurde diese Maßnahme mit Unterbrechungen mindestens bis in den Sommer 1633 aufrecht erhalten.

Pest und Seuchen

Die größte Belastung der Stadt während des Krieges waren dennoch weder die Einquartierungen noch die Beschießung durch die Schweden 1632, sondern zwei Seuchen, die tausende von Opfern forderten.²⁶ 1632 brach unter den Soldaten das so genannte „Ungarische Fieber“ aus, bei dem es sich vermutlich um Fleckfieber handelte.²⁷ Vor allem Soldaten, aber auch viele Ingolstädter Einwohner erkrankten und starben. Ein Jahr später, als man diese Seuche überstanden hatte, traf die Stadt jedoch die nächste Katastrophe in Form der Pest. Zwischen 1632 und 1634 starben allein in der Pfar-

²² Vgl. z. B. StadtAIN, Ratsprotokolle 1620, fol. 4r f.

²³ Vgl. StadtAIN, Ratsprotokolle 1631, fol. 227r, 1632, fol. 115v f. und fol. 248v; oder Diözesanarchiv Eichstätt B 186 (Summarium de variis rebus Collegii Ingolstadiensis), S. 253 f.

²⁴ Vgl. HStAM, GL Fasc. 1421/26; und Schönauer, Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 24 f. und S. 67–76.

²⁵ Vgl. StadtAIN, Ratsprotokolle 1631, fol. 240r; und HStAM, Kurbayern Äußeres Archiv 2406, fol. 488v (9. März 1632).

²⁶ Vgl. Diözesanarchiv Eichstätt, Pfarrbücher Unserer Lieben Frau Bde. 33 und 34.

²⁷ Vgl. StadtAIN, A X 2.

rei Unserer Lieben Frau 2.277 Personen.²⁸ Diese Pfarrei deckte jedoch nur die Hälfte des Stadtgebietes ab. In den Jahren zuvor lag die Sterblichkeit normalerweise bei 120 bis 130 Personen, wobei die erheblich angestiegene Zahl an Personen in der Stadt zu beachten ist.

Die Pest traf natürlich auch die Universität. Da die Seuche nicht in den Griff zu bekommen war, wurde die Hochschule von September 1634 bis Juni 1635 geschlossen.²⁹ Ab Mitte Juli 1649 wurde der Unterricht eingestellt und der Beginn des Wintersemesters auf den Dezember verschoben, da erneut die Pest in der Stadt wütete.³⁰ Der Zusammenhang zwischen den hygienischen Bedingungen in einem Ort und dem Ausbruch von Seuchen war damals nur in Ansätzen bekannt³¹ und spielte dementsprechend auch eine große Rolle in Kriegszeiten, wenn man mit außergewöhnlichen Situationen zu kämpfen hatte.

Medizin und Hygiene

Die Universität war bei der öffentlichen Hygienevorsorge, aber vor allem auch bei der Medizin ein wichtiger Partner der Stadt. In der Regel waren drei Professoren der Universität beratend in der Gesundheitsvorsorge tätig.³² In aller Regel war das Stadtphysikat in Personalunion mit einer Medizinprofessur verbunden. Der Stadtphysicus übte die Oberaufsicht über die Bäder und Apothe-

²⁸ Vgl. Diözesanarchiv Eichstätt Pfarrbücher Unserer Lieben Frau Bde. 33 und 34; Ute Grimm, Beiträge zur Medizingeschichte von Ingolstadt (insbesondere Sterblichkeit 1620–1730), Erlangen-Nürnberg 1975; sowie Schönauer, Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 69–71 und S. 104–106.

²⁹ Vgl. Johannes Nepomuk Mederer, *Annales Ingolstadiensis Academiae*, Pars II, Ingolstadt 1782, S. 273.

³⁰ Vgl. Prantl, *Geschichte* (wie Anm. 16), S. 376 f.; und *Summarium* (wie Anm. 23), S. 367.

³¹ Vgl. zur Hygiene in Ingolstadt Schönauer, *Dreißigjähriger Krieg* (wie Anm. 1), S. 82–93; Susanne Claudine Pils, *Stadt, Pest und Obrigkeit*, in: Andreas Weigl (Hrsg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung – Gesellschaft – Kultur – Konfession*, Wien 2001, S. 353–378, hier S. 355; Kay Reinhardt, *Die Universität Ingolstadt*, in: *Ingolstadt – Vom Werden einer Stadt. Geschichten & Gesichter*, Ingolstadt 2000, S. 68–119, hier S. 105; Gundolf Keil, *Art. Pest*, in: *Lexikon des Mittelalters VI*, München 1993, Sp. 1915–1920; oder *StadtAIN, Ratsprotokolle 1635*, fol. 24r.

³² Vgl. Grimm, *Beiträge* (wie Anm. 28), S. 10; und *den Eid des Stadtarztes in StadtAIN*, B 23, fol. 44r–45r.

ken aus. Aktiv tätig im Sinne von Behandlungen waren die Stadtphysici in der Regel nicht. Als in einem Vorort von Ingolstadt 1627 die Pest ausbrach, gelang es dem Stadtphysicus und Medizinprofessor Wolfgang Höfer, durch einen umfangreichen Maßnahmenkatalog die Ausbreitung der Seuche auf andere Orte oder die Stadt zu verhindern. Die Stadt selbst besuchte er jedoch nicht.³³

Die Arbeit des Stadtphysicus war, sofern er auch Mitglied der Universität war, immer geprägt von einem gewissen Spagat. 1623 beispielsweise meldete Höfer *in namen einer Lobl. Facultet der Medicin, das etliche personen auch so gar die weiber [sich] understehen, den Leuthen artzneyen auß: unnd einzuegeben*. Dies sei der *lobl. Medicinischen Facultet zum despect angesehen*.³⁴ Hier spricht Höfer sowohl im Namen der Medizinischen Fakultät als auch als Stadtdoktor, der diese Dinge zu kontrollieren hatte.

Die Verbindung zwischen dem Stadtphysicus und der Universität brachte jedoch nicht nur Vorteile. Im August 1627 war der Rat an Höfer herangetreten. Man wollte die Gewissheit haben, *das er, auf den fal [...] dieselb [Seuche] auch alhir einreissen sollte, und etwan die Universitet sich von dannen begeben, [er] alhir verbleiben, und nit mit der Universitet ziehen wolle*. Höfer gab an, dass er baldmöglichst bei der Universität die *erlaubnus ausbringen wolle, das er auf solchen faal nit von binnen ziehen dürffe*.³⁵

Die Befürchtung war nicht unbegründet, denn während der Pestepidemie von 1632/34 verließen viele Universitätsangehörige die Stadt, Höfer jedoch blieb.³⁶ Er war beratend während der Seuche tätig und überlebte sie auch. Die Stadt war ihm deswegen sehr dankbar.

In hygienischen Sachfragen konnte es vereinzelt auch vorkommen, dass ein offizielles Gutachten bei der Medizinischen Fakultät angefordert wurde, beispielsweise als die Jesuiten 1629 ein Gewölbe bauen wollten, durch das Abwasser in den Stadtbach geleitet wer-

³³ Vgl. StadtAIN, Ratsprotokolle 1627, fol. 248r.

³⁴ StadtAIN, Ratsprotokolle 1623, fol. 161v.

³⁵ StadtAIN, Ratsprotokolle 1627, fol. 166v.

³⁶ Vgl. StadtAIN, Ratsprotokolle 1621, fol. 79v; und für 1649 Summarium (wie Anm. 23), S. 367.

den sollte.³⁷ Diese Gutachten waren jedoch sehr selten. Insgesamt gesehen blieb der Stadtphysicus während des gesamten Dreißigjährigen Krieges die oberste Instanz in der Gesundheitsfürsorge Ingolstadts.

Immatrikulationsfrequenz der Universität

Durch die Pest und die dadurch verursachte Schließung der Universität sanken in diesen Jahren natürlich auch die Immatrikulationszahlen. Überhaupt reagierte die mobile Gruppe der Studenten in vielfältiger Weise und sehr sensibel auf die sich rasch wandelnden Kriegsereignisse, was sich an der Immatrikulationsfrequenz ablesen lässt. Es soll an dieser Stelle auf detaillierte Zahlen verzichtet und nur Tendenzen aufgezeigt werden.³⁸ Zwischen 1610 und 1654 immatrikulierten sich in Ingolstadt fast 8.000 Studenten (7864).³⁹ Im Schnitt fanden pro Semester ca. 87 Einschreibungen statt. Bis 1624 blieben die Zahlen relativ konstant. Zwischen 1625 und 1629 jedoch sank die Zahl der Hochschulbesucher kontinuierlich. Zwei Gründe sind hierfür zu vermuten: Die Kipper- und Wipperinflation, die es für viele Familien schwierig machte, ein Hochschulstudium zu finanzieren, und eine Missernte im Jahr 1626, die erhebliche Auswirkungen auf die Lebensmittelpreise im Raum Ingolstadt hatte.⁴⁰ Militärische oder politische Gründe spielten in diesen Jahren wohl noch keine Rolle.

Ein darauf folgender Einbruch in den Jahren 1630 bis 1635 erklärt sich eindeutig durch die Beschießung der Stadt durch die Schweden und die Seuchen der Jahre 1632/34. Zudem war die Hochschule wegen der *pestilentia*⁴¹ vom 26. September 1634 bis zum Juni 1635 geschlossen.

³⁷ Vgl. Summarium (wie Anm. 23), S. 236 f.; und StadtAIN, Ratsprotokolle 1629, fol. 149v–192r. Der Vorgang wird ausführlich dargestellt bei Schönauer, Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 91.

³⁸ Vgl. die exakten Zahlen bei Schönauer, Studenten (wie Anm. 4); und ders., Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 1), S. 77–82.

³⁹ Die Immatrikulationszahlen finden sich bei Götz Freiherr von Pölnitz (Hrsg.), Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München, Teil 1: Ingolstadt, Bd. 2: 1600–1700, München 1939/40.

⁴⁰ Vgl. Summarium (wie Anm. 23), S. 222.

⁴¹ Mederer, Annales (wie Anm. 29), S. 273. Vgl. auch Prantl, Geschichte (wie Anm. 16), S. 376; und Pölnitz, Matrikel (wie Anm. 39), S. 579–582.

Landesfestung und Universität

In den folgenden Jahren erholte sich die Frequenz zwar etwas, erreichte aber nicht mehr die Werte der Jahre vor 1625. Die Gründe hierfür waren vielfältig: Die Pest, der schwedische Einfall in Bayern, die Einquartierungen von Soldaten, die Überfüllung der Stadt mit Flüchtlingen und die allgemeine Unsicherheit dieser Zeit bewogen viele Studenten, auf ein Hochschulstudium zu verzichten oder eine andere Universität aufzusuchen. Es gab viele Tote – auch unter den Studenten und Professoren. Von diesen Verlusten erholte sich die Hochschule nur sehr langsam. Den absoluten Tiefpunkt erlitt die Immatrikulationsfrequenz zwischen 1645 und 1649. Die Verwüstung Bayerns gegen Ende des Krieges trug wahrscheinlich genauso mit dazu bei, wie die erneute Pestepidemie der Jahre 1648/49. Wiederum starben viele Menschen und nochmals wurde die Universität für einige Monate geschlossen. Zwischen 1650 und 1654 waren bereits wieder 781 Studenten in den Ingolstädter Matrikeln verzeichnet, womit die Krise seit den 1630er Jahren überwunden gewesen zu sein schien. Wie lang anhaltend dieser Einbruch jedoch war, wird deutlich, wenn man die Immatrikulationszahlen bis zum Ende des Jahrhunderts betrachtet. Der Krieg hatte ganz offensichtlich so große demographische und wirtschaftliche Verluste nach sich gezogen, dass nur mehr durchschnittlich halb so viele Immatrikulationen stattfanden, wie im Jahrzehnt vor dem Krieg.

Die Auswirkungen auf die Stadt lassen sich aufgrund einer schlechten Quellenlage nur vermuten. Insgesamt gesehen nahm aber auch die Bevölkerung der Stadt ab, so dass sich die wirtschaftlich negativen Auswirkungen einer sinkenden Studentenzahl nicht so stark ausgewirkt haben dürften wie dies im Falle einer konstanten Einwohnerzahl passiert wäre. Gravierend war das Sinken der Immatrikulationszahlen für die Stadt aber auf jeden Fall, denn viele Handwerkszweige waren auf die Finanzkraft der Studenten angewiesen, etwa Bäcker, Metzger, Schneider oder Buchdrucker.

Studenten aus Ingolstadt

Es soll an dieser Stelle auch ein Blick auf die Ingolstädter Bürgersöhne geworfen werden, die sowohl in ihrer Heimatstadt als auch an anderen Hochschulen studierten. Blieben sie in ihrer Heimat-

stadt oder flohen sie vor Pest und Krieg zu weiter entfernten Universitäten? Wie veränderte sich die Zahl der Studenten? Wechselten sie ihre alma mater, wenn es die äußeren Umstände zu gefährlich erscheinen ließen, sich gerade in Ingolstadt aufzuhalten? Diese und andere Fragen können hier nur angerissen werden, verdeutlichen jedoch, wie wichtig die Matrikel einer Universität für die sozialgeschichtliche Erforschung einer Stadt sein können.

Zwischen dem Sommersemester 1610 und dem Wintersemester 1654/55 studierten 538 Ingolstädter an den untersuchten Hochschulen.⁴² Dies entspricht in etwa sechs Einschreibungen pro Semester. Die Kurve der Einschreibungen dieser Gruppe weist aber einen ganz anderen Verlauf auf als diejenige der Universität Ingolstadt.

Bis 1619 stiegen die Zahlen an, sinken dann jedoch bis 1624 stark. Die Ursachen hierfür sind nicht genau zu ermitteln. Vielleicht waren es die Truppendurchzüge, die in dieser Zeit begannen,⁴³ welche die Ingolstädter vom Studium abhielten. Einfluss hatte sicherlich auch die Kipper- und Wipperinflation, aber genau zu spezifizieren sind die Ursachen nicht. Erkennbar ist jedoch, dass die Zahlen kontinuierlich bis 1644 absinken. Beinahe 25 Jahre lang nahmen immer weniger Ingolstädter ein Studium auf, was ein bezeichnendes Licht auf die innerstädtische Entwicklung wirft. Auf die rückläufige Frequenzentwicklung der Universität Ingolstadt ist bereits hingewiesen worden. Ausschlaggebend für den Rückgang der nächsten Jahre war jedoch sicherlich die Pest von 1632, denn es fiel fast eine ganze Generation aus. Die Kindersterblichkeit war hoch gewesen, und viele junge Leute waren gestorben.⁴⁴ Somit war die Bevölkerungszahl gesunken. Eine Untersuchung der Immatri-

⁴² Ausgewertet wurden die Hochschulmatrikel von Basel, Dillingen, Erfurt, Frankfurt an der Oder, Freiburg im Breisgau, Graz, Greifswald, Heidelberg, Helmstedt, Herborn, Ingolstadt, Jena, Köln, Königsberg, Leipzig, Löwen, Marburg, Rostock, Salzburg, Tübingen, Wien, Wittenberg, Würzburg und Altdorf, zudem von Cambridge, Bourges, Siena, Straßburg, Utrecht, dem Pädagogium von Göttingen, dem Gymnasium von Weilburg und dem Gymnasium Illustre von Zerbst.

⁴³ Die ersten Hinweise auf Einquartierungen während des Krieges sind am 25. Juni 1619 zu finden (StadtAIN, Ratsprotokolle 1619, fol. 321r und fol. 325r). Zu den Einquartierungen allgemein vgl. Schönauer, *Dreißigjähriger Krieg* (wie Anm. 1), S. 210–224.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 71.

kulationen des 15. und 16. Jahrhunderts hat gezeigt, dass es in Ingolstadt wohl vor allem Zweitgeborene waren, die auf eine Hochschule geschickt wurden.⁴⁵ Das war jetzt nicht mehr möglich, denn jede Hand wurde in den heimischen Betrieben benötigt. Und weniger begüterte Familien konnten es sich nun nicht mehr leisten, einen ihrer Söhne zum Studium zu schicken. Viele Ingolstädter hatten jedoch offenbar mit einer Einschreibung gewartet, denn 1645/49 stiegen die Zahlen trotz Pest und der Verwüstung Bayerns wieder an und erreichten schließlich zwischen 1650 und 1654 den absoluten Höhepunkt der letzten 30 Jahre.

Es ist außerordentlich schwierig, diese Kurve zu deuten. Vielleicht ließ der Festungscharakter der Stadt die Ingolstädter am Ende des Krieges hier eine vermeintliche Sicherheit spüren. Vielleicht schrieben sich deshalb so viele gegen Kriegsende ein. Aber wenn dem so gewesen wäre, so stellt sich die Frage, warum diese Entwicklung nicht schon früher einsetzte. Hier scheint der Einwand mit der hohen kriegs- und epidemiebedingten Sterblichkeitsrate eine mögliche Erklärung zu sein.

Nur sehr wenige Ingolstädter – exakt 45 – studierten außerhalb ihrer Heimatstadt, was nicht verwunderlich ist, denn ein Studium in der eigenen Heimatstadt war erheblich billiger. Nur in Dillingen (5), Freiburg im Breisgau (5), Graz (12), Herborn (1), Königsberg (1), Perugia (1), Salzburg (5), Siena (1), Tübingen (2), Wien (10) und Würzburg (2) sind Ingolstädter Studenten zwischen 1610 und 1654/55 nachweisbar. Interessanterweise ist nicht Wien, sondern Graz die zweithäufigst besuchte Hochschule; somit änderte sich das Verhalten der Ingolstädter gegenüber dem 16. Jahrhundert, als Wien eindeutig die neben Ingolstadt meistbesuchte Universität war.⁴⁶

Zwischen 1610 und 1620 wählten 14 Ingolstädter einen anderen Studienort als Ingolstadt, während der Krisenjahre 1632 bis 1634 aber fünf. Dies bedeutet, dass in diesen Krisenjahren weit mehr Ingolstädter außerhalb ihrer Heimatstadt studierten, somit also offenbar der Gefahr auswichen. Um Studienortwechsler handelte es sich jedoch nicht. Zwischen 1637 und 1639 schrieben sich sechs

⁴⁵ Vgl. Schönauer, Studenten (wie Anm. 4), S. 272 f.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 251–253.

Studenten in Wien, Graz und Salzburg ein. Drei davon wechselten die Hochschule. Graz und Salzburg waren zu dieser Zeit wohl mit die sichersten Studienorte im Süden des Alten Reiches, weshalb sie vermutlich gewählt wurden. Während der zweiten großen Pestepidemie 1648/49 fanden außerhalb der Stadt keine Immatrikulationen von Ingolstädtern statt. Die Zahlen sind leider zu gering, um Rückschlüsse auf mögliche Motive zu ziehen, weshalb es an dieser Stelle bei diesen Anmerkungen bleiben soll.

Nicht einmal 2,5 Prozent aller Ingolstädter Studenten wechselten zwischen 1610 und 1654 die Hochschule. Im 15. und 16. Jahrhundert lag deren Anteil noch bei 7 Prozent. Sicherlich spielte die relative Sicherheit innerhalb einer Festungsstadt eine Rolle für die Entscheidung, Ingolstadt nicht zu verlassen. Während des Krieges konnten keine Studienunterbrecher identifiziert werden, was eine bemerkenswerte Beobachtung angesichts der äußeren Umstände ist.⁴⁷

Interessanterweise studierten während des 16. Jahrhunderts Ingolstädter, wenn sie außerhalb Ingolstadts eine Hochschule besuchten, vor allem in Wien. Während des Dreißigjährigen Krieges jedoch waren Graz und Salzburg die beliebtesten Studienorte nach Ingolstadt. Und obwohl erneut auf die geringe Anzahl verwiesen werden muss, so ist es doch ein Hinweis darauf, dass Graz und Salzburg wohl als sicherer angesehen wurden. Daneben war das Verhältnis der bayerischen Kurfürsten zu Habsburg in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges nicht unbelastet, so dass eine Wahl der Kaiserstadt Wien vielleicht auch deshalb nicht präferiert wurde, obwohl dies die am besten befestigte der drei Städte war.⁴⁸

Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Dreißigjährige Krieg in drei Phasen größeren Einfluss auf die Landesfestung und Universitätsstadt Ingolstadt genommen hatte: zunächst während der Kipper- und Wipperinflation 1620/23, sodann im Gefolge der Beschießung der Stadt durch die schwedische Armee 1632 und die

⁴⁷ Zur Problematik der Identifizierung von Studienunterbrechern vgl. ebd., S. 257.

⁴⁸ Für diesen Hinweis danke ich Matthias Asche.

damit zusammenhängenden Seuchen sowie schließlich während der Verwüstung Bayerns am Kriegsende in den Jahren 1646/48. Die Immatrikulationszahlen der Hochschule bilden diese Phasen weitgehend ab, weniger eindeutig jedoch das Studienverhalten der Ingolstädter Bürgersöhne. Die besondere Situation Ingolstadts als Festungs- und Universitätsstadt führte zu vielen Problemen rechtlicher und sozialer Art, hatte aber auch Vorteile – und das sowohl für die Bürger, als auch die Universitätsangehörigen. Die Stadt profitierte wirtschaftlich von den Studenten, aber auch von den Professoren, wenn juristische oder medizinische Gutachten eingeholt wurden oder hochqualifizierte Mediziner in Seuchenzeiten für die medizinische Beratung herangezogen wurden. Die Universitätsangehörigen konnten sich innerhalb der bayerischen Landesfestung weitgehend sicher fühlen, was sich 1632 auch auszahlte, sahen sich aber im Gegenzug auch mit dem Misstrauen der für die Festung verantwortlichen Militärpersonen konfrontiert und mussten während der größten Bedrohung der Stadt auch die Einquartierung tausender Personen mittragen.

Herbert Langer

Die Universität Greifswald im Dreißigjährigen Krieg

*O miseram rerum faciem!
Sors academiae nostrae fuit aflectissima.*

Mit diesen Worten beklagte im August 1628 der Verfasser des narrativen Textes in der Matrikel 1627/28 – unter dem Rektorat des Theologen und Superintendenten von Pommern Barthold Krakewitz – die Lage im Land und an der Universität, wie sie durch den nunmehr eingebrochenen *Großen Krieg* entstanden war.¹ Dieser lief in einer zweiten Phase (1625–1629) weiter, die später als *Niederdeutsch-* (oder *Niedersächsisch-*)*Dänischer Krieg* in die deutsche Geschichtsschreibung einging und in Dänemark als *Kaiserkrieg* bezeichnet wird.² Nach seinem Ende durch den Lübecker Frieden von 1629 dauerte es noch zwei Jahrzehnte, ehe 1648 die Verträge von Münster und Osnabrück diesen ersten europäischen Krieg beendeten. Er betraf die Universität mit solcher Härte, dass sie – wie einst im Gefolge des reformatorischen Umbruchs – nahe vor der Auflösung stand.

Bis zum Spätherbst 1627 spielte sich der reale Krieg noch auf Schauplätzen fern von Pommern ab, doch wichtige Ereignisse nahmen die Einwohner lutherischer Konfession durchaus wahr, denn wegen seiner konfessionellen Fronten war er ihnen nahe. Im Dekanatsbuch der Philosophischen Fakultät von 1620/21 heißt es, die *Hitze des Krieges* in Böhmen und Österreich habe nun auch Mähren, Schlesien, Ungarn und die Rheinpfalz erfasst, und die katholischen kaiserlich-bayerischen Streitkräfte hätten ihre protestantischen Gegner besiegt. Deren Niederlage am Weißen Berg bei Prag am 8. November 1620 wird zwar nicht vermerkt, aber die

¹ Ernst Friedländer (Hrsg.), *Ältere Universitäts-Matrikeln aus der Originalhandschrift. Abteilung 2: Universität Greifswald, Bd. 1 (1456–1645)*, Leipzig 1893 (ND Osnabrück 1965), S. 499.

² Julius Otto Opel, *Der niedersächsisch-dänische Krieg*, 3 Bde, Magdeburg 1878/94; Josef Kollmann (Hrsg.), *Der Dänisch-Niederdeutsche Krieg und der Aufstieg Wallensteins. Quellen zur Geschichte der Kriegereignisse der Jahre 1625–1630*, Prag 1974.

Tatsache, der böhmische König Friedrich I. (als Pfälzer Kurfürst Friedrich V.) sei vom Prager Thron *geweht* worden und ins holländische Exil gegangen. Notiert wird außerdem die durch die Kriegsfinanzierung maßgeblich verursachte Münzentwertung der *Kipper- und Wipper*-Jahre 1620/21, die an den *nervus rerum* der Universität rührte. Waren doch schon Jahre davor Gehaltsrückstände der Professoren aufgelaufen, die nun weiter wuchsen, zusammen mit den Schulden des Universitätsgutes Eldena, aus dessen Einkünften die Saläre größtenteils erbracht werden sollten.³ Zu diesen Unsicherheiten gesellten sich unheilverkündende Phänomene wie der *cometa scopiformis* vom November 1618, die Hexenjagd auf das Stiftsfräulein Sidonia von Borck, an deren Prozess auch Universitätsjuristen teilhatten – sie starb im August 1620 unter dem Henkersbeil –, sowie Gerüchte, es ziehe von Osten eine neue Gefahr auf in Gestalt der Kosaken, dieser *inkarnierten Teufel*.⁴ Kaum abgeklungen waren innerstädtische Auseinandersetzungen um die Mitwirkung von Bürgervertretungen in finanziellen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, die in Greifswald und anderen Städten Pommerns dem Rat das Regierungsmonopol entwandten.⁵ Unheil schien auch der Tod des dahinsiechenden Herzogs Philipp Julius von Pommern-Wolgast, des Patrons der Universität, am 6. Februar 1625 zu bedeuten. Es folgten ein Orkan und die erste Pestwelle im selben Jahr (weitere 1629, 1638 und 1642). Der Stettiner Herzog Bogislav XIV. übernahm 1625 auch den Wolgaster Teil und damit die Herrschaft über ganz Pommern.⁶

Er wie sein Vorgänger suchte sich angesichts des Krieges im Reich zur Verteidigung des Landes im Rahmen des *Obersächsischen Reichskreises* zu rüsten. Die Herzöge forderten die Stände zur traditionellen *Landesdefension* auf: den Adel zu Rossdiensten, die Städte zur

³ Hans Georg Thümmel (Bearb.), Das Dekanatsbuch der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald 1456–1662, Stuttgart 2008, S. 269, 276.

⁴ Ebd., S. 259 f.; Friedrich Wilhelm Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, 4. Theil/Bd. 2, Hamburg 1845, S. 485–499; Gottfried von Bülow, Der Komet von 1618, in: Baltische Studien 35 (1885), S. 139–153.

⁵ Horst-Dietrich Schroeder, Zur Geschichte des Greifswalder Stadtparlaments (1. Teil), in: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch 1 (1961), S. 106–114.

⁶ Zygmunt Boras, Książęta Pomorza Zachodniego. Z dziejów dynastii Gryfitów [= Die Herzöge von Pommern. Die Geschichte der Greifen-Dynastie], Poznań 1968, S. 221–252.

Mobilmachung ihrer Bürgermiliz, zur Anwerbung von Söldnerkontingenten sowie zum Festungsbau, die Bauern zu Grenzverhau und Fuhrdiensten und begannen, außerordentliche Steuern auszuschreiben. Diese Mobilmachung sollte der Abwehr von geworbenen Regimentern dienen, die die schwedischen Obristen Streiff von Lauenstein und Max Teuffel 1626 von Mecklenburg her über südliche Gebiete Pommerns auf den polnischen Kriegsschauplatz führten (insgesamt 3.000 Mann). Unbehelligt von den pommerischen Einheiten, durchzogen sie plündernd die Dörfer und schleppten Raubgut davon. Krieg, vor dem die Einwohner ein halbes Jahrhundert lang verschont geblieben waren, hatte das Land gestreift.⁷

In diesen frühen zwanziger Jahren lief der Universitätsbetrieb ohne ernste Hindernisse, sieht man vom fortdauernden Ausbleiben der Geldsaläre für die Professoren und von Versorgungsengpässen bei der *Communität* ab, wo Professoren und Studenten ihre Mahlzeiten einnahmen (unter letzteren eine Anzahl *Freitischler*), auch Wohn- und Schlafräume belegten und Geselligkeit pflegten. Vorlesungen und Disputationen fanden in Räumen des Kollegiums oder in Professorenwohnungen statt.⁸ Um Bedürftigen oder den Stiftern nahestehenden Studenten das Studium zu ermöglichen, leisteten private Spender (auch Professoren), geistliche Institutionen und in Einzelfällen auch die Stadt aus ihren Kassen Stipendien und Beihilfen. Manchen gewährten Rat und Kirchen Nebenverdienste als Hilfsprediger und Lehrer.⁹

⁷ Johann Gottfried Ludwig Kosegarten, *Das Friedländische Kriegsvolk zu Greifswald in den Jahren 1627–1631 (Teil I)*, in: *Baltische Studien* 15 (1853), S. 16–72. Informationsreiches Material zum Durchzug 1626/27 in den Landtagsakten, Stadtarchiv Greifswald (StadtHGW), Rep. 5, 1227.

⁸ Im Amtsbuch des Universitätsgutes Eldena, der wichtigsten Quelle für die Saläre, von Michaelis 1618 bis Michaelis 1619 sind an Ausgaben für die Universität 3.600 Mark Sund. verzeichnet, für den Amtmann und Hauptmann 360 bzw. 936 Mark Sund., Universitätsarchiv Greifswald (UAHGW), 5629; Felix Schönrock, *Zur Entwicklung der baulichen Strukturen der Greifswalder Universität bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*, in: Michael Lissok, Bernfried Lichtnau (Hrsg.), *Das steinerne Anlitz der Alma mater. Die Bauten der Universität Greifswald 1456–2006*, Berlin 2006, S. 25–30.

⁹ Oliver Auge, „Zum Nutzen der daselbst studierenden Jugend von gottseligen Herzen gestiftet.“ Private Stipendien und Studienstiftungen an der Universität Greifswald bis 1945, in: Dirk Alvermann, Karl-Heinz Spiess (Hrsg.), *Universität*

Als akademische Lehrer standen den Studenten im Jahre 1621 24 und 1625 20 Professoren in den ranggestuften vier Fakultäten zur Verfügung.¹⁰ Zu den bedeutendsten Gelehrten, die auch über Pommern hinaus Ansehen genossen, gehörten Barthold Krakewitz (Theologe und Generalsuperintendent), Bartholomäus Battus (Theologie), Mathias Stephani (Jura), Johann Schöne (Medizin, aus Edinburgh), Franz Joël III. (Medizin) und Laurentius Ludenius (Mathematik, praktische Philosophie, Moral und Geschichte, ging 1638 nach Dorpat).¹¹ Unter ihnen findet sich freilich kein Gelehrter von höchstem Rang wie die an der Rostocker Universität wirkenden David Chytraeus und Joachim Jungius.¹² Die Mehrzahl von Ordinarien und Extraordinarien rekrutierte sich aus pommerschen Gelehrtdynastien rekrutierte, in denen bestimmte Lehrstühle geradezu *vererbt* wurden.¹³ Zu einer fast *geschlossenen Gesellschaft* von

und Gesellschaft. Festschrift zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald, Bd. 2, Rostock 2006, S. 135–168.

¹⁰ Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 456, 481, 485.

¹¹ Katre Kaju, Laurentius Ludenius. Professor an der Universität Greifswald (1592–1654), in: Dirk Alvermann u. a. (Hrsg.), *Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums*, Berlin 2007, S. 211–229.

¹² Matthias Asche, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der frühen Neuzeit (1500–1800)*, 2. Aufl. Stuttgart 2010, S. 84–88, 108, 130–133.

¹³ Nils Jörn, *Die Herkunft der Professorenschaft der Greifswalder Universität zwischen 1456 und 1815*, in: Alvermann u. a. (Hrsg.), *Bildungslandschaft* (wie Anm. 11), S. 155–190, hier S. 167–169; Dirk Alvermann, *Die frühneuzeitliche „Familien-Universität“ im Spiegel Greifswalder Professorenporträts*, in: Dirk Alvermann/Birgit Dahlenburg (Hrsg.), *Gelehrtenporträts und Lebensbilder des 16.–18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität*, Rostock 2006, S. 23–30. Abwägende Einschätzung dieser (akademischen) „Verwandten- und Klientelpatronage“ durch Matthias Asche, *Über den Nutzen von Landesuniversitäten in der Frühen Neuzeit. Leistung und Grenzen der protestantischen „Familienuniversität“*, in: Peter Herde/Anton Schindling (Hrsg.), *Universität Würzburg und Wissenschaft in der Neuzeit. Beiträge zur Bildungsgeschichte. Gewidmet Peter Baumgart anlässlich seines 65. Geburtstages*, Würzburg 1998, S. 133–149; Ders., *Konkurrenz belebt das Geschäft, zuviel Konkurrenz schadet. Die Universitäten Rostock und Greifswald als ungleiche Schwestern*, in: Hans-Uwe Lammel/Gisela Boeck (Hrsg.), *Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2006/07*, Rostock 2010, S. 7–22; Ders., *Von Konfessionseiden und gelehrten Glaubensflüchtlingen, von Konvertiten und heterodoxen Gelehrten*, in: Henning P. Jürgens/Thomas Weller (Hrsg.), *Religi-*

Einheimischen entwickelte sich zuvorderst die Juristische Fakultät, aus der einzig die Karriere des 1638 aus Greifswald ins Stralsunder Syndikat und 1653 ans Wismarer Tribunal als Vizepräsident gewechselte David Mevius herausragt.¹⁴

Die Zahl der Einschreibungen seit 1612 bewegte sich bis 1625 um durchschnittlich 133 pro Jahr. Man kann daher mit (grob geschätzt) 300 bis 400 Studenten und anderen Universitätsangehörigen rechnen, was etwa einem Siebentel der Einwohnerzahl Greifswalds entsprach. Die große Mehrzahl der Zugänge stammte aus Pommern und angrenzenden Territorien Norddeutschlands.¹⁵ Aus Schweden kommend schrieben sich zwischen 1610 und 1629 achtzig Studenten ein, also zwanzig jährlich im Mittel.¹⁶ Eine wesentliche Bedingung für die Immatrikulation im Zeitalter des Konfessionalismus war das Bekenntnis zur *Confessio Augustana*, was nicht bedeutete, dass alle Studenten, Theologen eingeschlossen, als besonders fromm und glaubenstark galten.

Die Universität, meist *academia* genannt, seit alters ein auf Privilegien beruhender Personenverband und auch nach der Reformation ein *corpus ecclesiasticum* (mit Vorrechten des geistlichen Standes ausgestattet), sah sich mit dem Einbruch eines militärischen Gewaltkörpers und realer Kriegshandlungen vor großen Gefahren und Bewährungsproben gestellt. Sie war – ungeachtet eigenständigen Zivil- und Strafrechts, autonomer Verwaltung und besonderer Standesmentalität – ein Teil der Gesellschaft, existierte in einer Wirtsstadt lübischen Rechts mit vorwiegend *bürgerlicher Nahrung*, die

on und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa, Göttingen 2010, S. 375–382.

¹⁴ Siehe die Beiträge von Dirk Alvermann, Herbert Langer und Kjell Åke Modéer in: Nils Jörn (Hrsg.), *David Mevius (1609–1670). Leben und Werk eines pommerischen Juristen von europäischem Rang*, Hamburg 2007.

¹⁵ Angaben nach Friedländer, *Matrikel* (wie Anm. 1).

¹⁶ Simone Giese, Universität Greifswald. Ein kleiner Finger der *res publica litteraria* wird zur leitenden Hand der schwedischen Studenten, in: Alvermann u. a. (Hrsg.), *Bildungslandschaft* (wie Anm. 11), S. 191–210, hier S. 201–210; Jens E. Olesen, *Nordeuropäische Studenten in Greifswald 1456–2006*, in: Alvermann/Spiess (Hrsg.), *Festschrift* (wie Anm. 9), S. 261 f.; Lars Niléhn, *Peregrinatio academica. Det svenska samhället och de utrikes studieresorna under 16-talet*, Lund 1983, S. 161–162.

aus der akademischen Gesellschaft großen Nutzen zog.¹⁷ Die Universität besaß Haus- und Grundeigentum in Stadt und Land mit allen Rechten und Pflichten als Grund- und Gutsherr sowie als Patron über einige Kirchen im Umland. Dieser patrimoniale Komplex, der in zwei Schüben (1626 und 1634) bedeutend erweitert wurde, diente vor allem der materiellen Sicherstellung des Universitätsbetriebes.¹⁸ Brachen hier Militär und Krieg ein, dann litten die ungeschützten und vorzugsweise mit Reitern belegten Dörfer zu meist schwerer als die Stadt. In die Entwicklung der Universität wirkten auch die Landstände ein, in denen die Ritterschaft dominierte und die Interessen der adligen Grundherrschaft vertrat. Als *gesamtstaatliche* Einrichtung trug die Landschaft (mit eigener Finanzwirtschaft) Mitverantwortung für die Universität und das halbakademische Stettiner *Pädagogium*.

Am engsten war die *communitas academica* mit Obrigkeit, Kirchenwesen und Stadt verknüpft. Diese zuweilen *Union* genannte und *iure vicinitatis* bestehende *cohabitatio* von Stadt und Universität mit jeweils eigener Rechtsausstattung schuf sowohl gegenseitige Vorteile als auch permanente Reibflächen. Sie funktionierte durch Abgrenzung wie ebenso durch Übereinkommen. So blieben nach der Reformation die Pfarrstellen der Stadtkirchen St. Nikolai, St. Marien und St. Jakobi den ersten drei Theologieprofessoren vorbehalten, sie wurden gemeinschaftlich vom Rat der Stadt, der Universität und der Kirche besetzt, von letzteren auch Vorsitz und Assessorate des Geistlichen Konsistoriums. Gemeinsamkeit gab es bei der Auswahl der Provisoren und studentischen Hilfspredigern.¹⁹ Den

¹⁷ Allgemein zu Verfassung und Struktur, die weitgehend auch für Greifswald gilt, siehe Peter Baumgart, Universitätsautonomie und landesherrliche Gewalt im späten 16. Jahrhundert. Das Beispiel Helmstedt, in: Ders., Notker Hammerstein (Hrsg.), Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit, Nendeln 1978, S. 24–53; erstmaliger historischer Abriss der Verfassungsgeschichte der Greifswalder Universität, in: Dirk Alvermann u. a. (Hrsg.), Quellen zur Verfassungsgeschichte der Universität Greifswald, Bd. 1: Von der Universitätsgründung bis zum Westfälischen Frieden 1456–1815, Stuttgart 2011, S. XXVIII–LVIII.

¹⁸ Ivo Asmus, Die Universität Greifswald als Gutsherrin in der Frühen Neuzeit, in: Alvermann/Spiess (Hrsg.), Festschrift (wie Anm. 9), S. 65–96; Dirk Schleinert, Die Universität Greifswald als Kirchenpatron, in: ebd., S. 97–134.

¹⁹ Dazu laufende Angaben in der Matrikel sowie den Dekanatsbüchern der Philosophischen (wie Anm. 3) und Medizinischen Fakultät in: Hans Georg Thümmel (Hrsg.), Geschichte der Medizinischen Fakultät Greifswald, Stuttgart 2002. Ein-

häufigsten Konfliktstoff lieferten die kraft akademischer Immunität bestehenden Exemtionen von regulären Steuern und Abgaben sowie die Befreiung von Verteidigungsleistungen (Schanzen, Wachten und Einquartierungen). Selbst in akuter Gefahr (*in summa necessitas*) vermochten sich Angehörige der Universität und Geistlichkeit diesen Leistungen wie auch außerordentlichen Steuern zu verweigern. Die Exemtionen waren einerseits gebunden an die Eigenhäuser der Universität, andererseits an deren Angehörige. Bewohnten oder kauften letztere Bürgerhäuser oder betrieben zudem *bürgerliche Nabrung*, dann konnten sie – als *incolae* – mit den allgemeinen Steuern und Leistungen belastet werden. Ein weiteres Konfliktfeld ergab sich aus der gerichtlichen Zuständigkeit bei Rechtshändeln zwischen Studenten und Bediensteten der Universität mit Bürgern und Einwohnern oder Verletzungen von städtischen Ordnungsnormen. Dies galt generell auch umgekehrt.²⁰ Auf dem Lande kam es zwischen Stadt- und Universitätsdörfern zu den bei nachbarschaftlichen Besitztümern gängigen Auseinandersetzungen um Grenzen, Nutzungs- und Hutrechte, Viehantrieb, Gewässerpflege, Wege- und Brückenbauten. Wegen der dichten Nähe von Siedlungen und Einrichtungen häufte sich das *Querulieren* besonders an der Mündung des Ryck, wo Fischereirechte galten und das Dorf und Universitätsgut Eldena mit Verwalter und das geteilte Stadtdorf Wieck samt einer Vogtei lagen. Mit dem Bau einer Schanze mit etwa 40 Mann Besatzung zog Militär ein, womit sich die Chancen zu friedlicher Nachbarschaft verringerten.

Die Ausführungen zu Platz und Zustand der Universität in noch friedlicher Zeit vorausgeschickt, soll nun ihr Los während der Besatzungs- und Kriegszeit von 1627 bis 1648 betrachtet werden. Wie angedeutet, bot die davor aufgerufene *Landesdefension* wenig Ge-

schlägige Angaben zur Theologischen und Juristischen Fakultät in: Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1).

²⁰ Umfangreiches Material zu diesem Dauerproblem in: Acta über den Streit zwischen Rat und Universität über die Immunität der akademischen Häuser, UAHGW, R 232, 233 und 234. Ein Verzeichnis von 1649/50 zeigt an, dass neun Häuser, in denen sieben Professoren und Professorenwitwen wohnten, von der Stadt veranlagt wurden, ihren Beitrag zur *satisfactio militum* (Abfindung der schwedischen Armee nach dem Nürnberger Exekutionsrezess von 1650) zu leisten. Die Universität erhält von Generalgouverneur Wrangel Unterstützung durch Respkript vom 21. Dezember 1650, UAHGW, R 234, fol. 1–2, 8, 18–23.

währ, das Land vor herannahender Gefahr zu bewahren. Nach den Plänen des kaiserlichen Oberbefehlshabers Albrecht von Wallenstein war Pommern im Kriege mit der Seemacht Dänemark dazu ausersehen, zum Schutze seiner langen Küste mit ihren Seestädten gegen dänische (und später schwedische) Landungsversuche besetzt zu werden. Um dem Eindringen kaiserlicher Truppen ins Land eine rechtliche Grundlage zu schaffen, drängte der kaiserliche Oberst Hans Georg von Arnim (ein Protestant) Herzog Bogislaw XIV. zur *Franzburger Kapitulation* (10./20. November 1627), nach der zwanzig Regimenter zu Fuß und zu Ross (31.500 und 7.540 Mann), dazu eine *große Bagage und Tross*, auf pommerschem Festland und den davor liegenden Inseln einquartiert werden mussten.²¹ Davon ausgenommen waren die Besitzungen des Adels, fürstlichen Beamten und der Herzogsfamilie, ebenso geistliche Einrichtungen und die Universität samt Personal, deren Immunitäten und Privilegien vollauf bestätigt wurden. In Greifswald langten 1.072 Reiter mit Ausrüstung und vielköpfigem Tross an und wurden von städtischen *Quartierherren* in Bürgerhäuser eingewiesen.²² Gemäß der *Kapitulation* ließ es der Stadtkommandant Oberst Wratislav von Pernstein nicht zu, dass die ungebetenen Gäste in Häuser der Professoren und Universitätsbediensteten, der Pfarrer und der Lehrer gelegt wurden. Dafür sagte der *ganze Klerus* Oberst Arnim *ewig Dank*, und der Generalsuperintendent Krakewitz regte an, generöse kaiserliche Offiziere durch Geschenke und Wein günstig zu stimmen. Diese revanchierten sich auf ihre Weise, indem sie dem Rektor (erbeutete) Ochsen präsentierten. Andere wieder, wie der Hauptmann Strasoldo, ließen sich die Verschonung mit Geld bezahlen, was jedoch Oberst Arnim streng untersagte. Solange die Vorräte reichten, musste die Stadt den Tisch der hohen Offiziere reichlich mit erlesenen Speisen und Getränken sowie mit bequemer Unterkunft versorgen. Die Anwesenheit einer neuen (militärischen) Konsumentenschaft steigerte die Nachfrage bei den *Kommiss-Gewerben* und bot ihnen ungewöhnliche Verdienstchancen,

²¹ Abdruck der Kapitulation in: Mathaeus Lungwitz, Alexander Magnus redidivus. Das ist Dreyfachen Schwedischen Lorbeer Crantztes ... und Triumphierenden Sieges-Crone, Leipzig 1633, Teil I, S. 64–70.

²² Kosegarten, Kriegsvolk (wie Anm. 7), S. 113–115.

wenngleich vielfach die Bezahlung ausblieb.²³ Den Universitätsangehörigen hingegen erwuchs aus der Garnison kein Vorteil.

Unter dem Nachfolger Pernsteins, Oberst Francesco Marrazan, begann der forcierte Umbau der Festungsanlagen nach den Normen der Bastionierung. Das bedeutete umfangreiche Wasser- und Erdbauten, Niederreißen von vorstädtischen Bauten (zwei Hospitäler) und Beschlagnahme von Nutzflächen (Gärten, Bleichen, Weiden). Mit dem Argument, dass die Stadt zu ihrer Sicherheit einen eigenen Beitrag zu leisten hätte, zog man Bürger zu diesen Arbeiten oder zur Finanzierung heran. Im Zusammenhang mit der beginnenden Einschließung und Belagerung Stralsunds und dem Einfall einer dänischen Flotte, bei dem Schiffe in den Boddengewässern im Frühjahr 1628 in Brand gesteckt wurden, stieg die Masse der durchziehenden und einquartierten Truppen weiter an. Schon im März zählte Greifswalds Garnison 1.072 Personen und 1.312 Pferde.²⁴ Damit wuchs auch für den Personenkreis der Eximierten die Gefahr, Kriegslasten mittragen zu müssen. Das suchten sie mit einer steigenden Zahl von Gravamina und Supplikationen – gerichtet an die militärischen Befehlshaber, den Herzog und sogar an den sächsischen Kurfürsten als Haupt des *Obersächsischen Kreises* – abzuwenden. Wallenstein reagierte, indem er der Universität den Schutzbrief (*salva guardia*) vom 25. Juli 1628 ausstellte, auf den sie sich später immer wieder berief, desgleichen auf ein ähnliches Dokument des Oberkommandierenden der kaiserlichen Truppen in Pommern, General Hannibal von Schaumburg.²⁵ Die Chancen, dass das ohnehin schwer zu disziplinierende Militär sich danach richtete, verringerten sich rasch, als nach der Invasion einer schwedischen Armee auf Usedom die kaiserlichen Besatzungen verdrängt wurden, Greifswald aber unter dem Kommando des aus Malta stammenden Obersten Lodovico Francesco Perusi(us) in isolierter Lage bis Juni 1631 standhielt. Die Menge der Soldaten und ihres Anhangs übertraf die der Universitätsangehörigen bei weitem, so dass wechselseitige Anpassungsprozesse und pragmatisches Ver-

²³ Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 495 f.; Ratsprotokolle 1627–1630, Stadt AHGW, Rep. 3, Nr. 150. Auf Befehl von Arnim mussten täglich 900 Brote für die Truppen vor Stralsund geliefert werden, Prot. vom 2. Dezember 1628.

²⁴ Kosegarten, Kriegsvolk (wie Anm. 7), S. 106.

²⁵ UAHGW, K 5497.

halten immer mehr in den Hintergrund traten und das überlegene Militär die Vorgänge in der Stadt und ihrer Hohen Schule weitgehend bestimmte. Sowohl Bürger als auch Studenten mieden oder verließen sie. Die Immatrikulationszahlen im Herbst stürzten ab: 1627/28 auf 15, 1628/29 auf 17 und 1629/30 auf 27 und hoben sich auch unter der nachfolgenden schwedischen Besatzung zunächst nur allmählich.²⁶ Die akademischen Lehrer waren sesshafter: Es blieben insgesamt 18 Professoren in den vier Fakultäten, ab 1630/31 bis 1632 sank jedoch auch ihre Zahl auf 15 und 13 ab. Im Dekanatsbuch der Philosophischen Fakultät vom August 1628 heißt es, das Schicksal der Universität sei betrüblich, doch die Professoren wollten ihre akademischen Aufgaben nicht im Stich lassen, obwohl sie kein Gehalt bekämen.²⁷

Die Gründe für diesen personellen Rückgang lagen darin, dass das Militär die materielle Basis des städtischen Lebens und des Universitätsbetriebes zusehends verkleinerte und die räumliche Bewegung in Gebäuden, auf Straßen und Plätzen stark einengte. Die Einquartierung, besonders in den Wintermonaten (November bis April), bedeutete intimes Zusammenleben von Personengruppen, deren Interessen und Mentalität sich stießen. Gewaltanwendung konnte nicht ausbleiben. Besonders spektakulär war der Fall des Medizinprofessors Johannes Eberhardi. Offiziere und Soldaten brachen mehrmals in sein Haus ein, schlugen ihn und verwundeten ihn tödlich, so dass er Anfang November 1629 verstarb.²⁸ Gewalt an Dingen wirkte sich vor allem durch die Einquartierung von Mannschaft und Pferden in den größeren Räumen der Communität aus, die ihren Betrieb zum Nachteil der Studenten nahezu einstellen musste. Der Gebäudekomplex des Kollegiums mit seinen Gärten scheint hingegen verschont worden zu sein, ebenso die Gotteshäuser. Schäden erlitt jedoch das Gut Eldena, dessen mangelhafte Verwaltung ohnehin beklagt wurde.²⁹

²⁶ Johann Gottfried Kosegarten, *Geschichte der Universität Greifswald mit urkundlichen Beilagen*, 2. Teil, Greifswald 1856, S. 242.

²⁷ Thümmel, *Dekanatsbuch* (wie Anm. 3), S. 311.

²⁸ Ebd., S. 316.

²⁹ Zur Lage in den Stadtgütern siehe Johann Gottfried Ludwig Kosegarten, *Das Friedländische Kriegsvolk zu Greifswald in den Jahren 1627–1631*. Dritte Fortsetzung, in: *Baltische Studien* 17 (1858), S. 51–102, hier S. 64 f.

Auf Drängen der Landstände, die Herzog Bogislav XIV. an seine Verantwortung für die Hohe Schule gemahnten, hatte der Landesherr seine (erste) Dotation vom 28. Juli 1626 unterzeichnet, die das nahe Greifswald gelegene Gut Grubenhagen mit den Dörfern Pansow, Weitenhagen und Subzow umfasste. Einkünfte flossen indes erst seit 1631 mit dem Tode der daraus versorgten Herzogin-Witwe. Außerdem sollten bis dahin 1.000 Gulden aus der fürstlichen Kammer fließen, die aber ebenfalls ausblieben.³⁰ Die Professoren bestritten daher ihre standesgemäße Lebensführung und ihre wissenschaftliche Arbeit aus Quellen, die ansonsten eher als Nebeneinkünfte galten: Gebühren, Honorare, Gutachter- und Predigertätigkeit. Den Angehörigen der Philosophischen Fakultät standen derartige Quellen weniger zur Verfügung. Einige Professoren suchten sich durch direkte Nutzung von Landgütern eigenständig zu versorgen – nicht zuletzt mit Naturalien. Hinzuzufügen wäre, dass die Stadt unwirtlicher wurde, da die soldatischen Eindringlinge den Gefährdungspegel in Gestalt des Umgangs mit offenem Feuer und der kaum mehr zu bewältigenden Masse von Abfall, Kadavern und Schlamm erhöhten. Berge von Unrat erschwerten das Passieren von Straßen, auch durch Wachen und Patrouillen. Im Jahre 1629 fielen die Pest und später wiederholt auch Viehseuchen in Pommern ein, die Zahl der Opfer ist indes nicht überliefert.³¹ Nach der Landung der königlich-schwedischen Invasionsarmee am 26. Juni 1630 und ihres Vordringens in Pommern ergab sich, wie angedeutet, für Greifswald eine besondere Gefahrenlage, denn der Kommandant der kaiserlichen Garnison Oberst Perusi glaubte, die stark und modern befestigte Stadt – isoliert inmitten der landesweit stationierten schwedischen Truppen – bis zur Ankunft von Einsatzeinheiten aus General Tillys Armee halten zu können. Schwedische Angriffsversuche scheiterten. Diese exponierte Ver-

³⁰ Asmus, Gutsherrin (wie Anm. 18), S. 66 f.; Johann Carl Dähnert, Sammlung gemeiner und besonderer Pommerscher und Rügischer Landes-Urkunden [...], Bd. 2, Stralsund 1769, S. 840–843.

³¹ In der Stadt funktionierte das wöchentliche Abfahren von Müll durch die *Gassenreiniger* nicht mehr. Allgemein zum Problem siehe Gerhard Stuber, Energie- und Wasserversorgung als Aufgabe kommunaler Selbstverwaltung, in: Joachim Sydow (Hrsg.), Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte, Sigmaringen 1981, S. 9–28.

teidigungslage zog eine Art Diktatur des Garnisonskommandanten nach sich, in der die schon teilweise eingeschränkten Immunitäten weiter außer Kraft, aber Universitätsangehörige und Pfarrer noch geschont wurden bei Einquartierung und den täglichen Schanzarbeiten, zu denen Gruppen von Einwohnern sich nahezu täglich einzustellen hatten.³² Um die Getreidevorräte zu erfassen, zu rationieren und gerecht zu verteilen, ließ Perusi die Böden und Häuser *der Herren Doctores, Professores und Alle der Universitet Allhier incorporirte Persohnen* visitieren. Eine besondere Liste vom April 1631 verzeichnete sowohl die Kornmenge als auch die Personen in den Haushalten der Professoren, der Witwen, des Sekretärs, des Ökonomen, Buchdruckers, des Famulus, des Maurers, einer Zimmermannswitwe und eines Studenten auf dem Kollegium. Es waren 116 Personen, die insgesamt eine Last, sechs Drömt und achteinhalb Scheffel Korn, Erbsen, Grütze und Malz gelagert hatten. Nicht aufgelistet sind die wohl damals abwesenden Theologen Krakewitz und Rau, der Jurist Johann Burgmann und der Mediziner Joël sowie aus der Philosophischen Fakultät Philipp Heinrich Friedlieb.³³ Demnach fehlten fünf der insgesamt 13 Professoren. Rechnet man je Haushalt mit durchschnittlich fünf Personen, dann ergibt sich eine Gesamtzahl von ca. 150 Universitätsangehörigen (außer Studenten). Den größten Haushalt führten der Ökonom mit neun, der Theologe Georg Mascow mit zehn und die Witwe Eberhard mit zwölf Personen. In Einzelfällen fielen Soldaten in Professorenhäuser ein, so vom 20. November bis 4. Dezember 1630 bei dem Juristen Joachim Völschow, wo sie sich bedienen ließen und die bei solchen Exzessen übliche Beute mitnahmen: Lebensmittel, Metallgerät, Betten und Wäsche, Geschirr, Kleidung und *ein französisches Büchlein*.³⁴ Zielperson solcher Hausgewalt war vor allem der Generalsuperintendent Krakewitz, dem Perusi, wie allen Predigern, die *Taxation* der päpstlichen Lehre untersagte bei Strafe der Vertreibung.

³² Die Vorgänge sind vielfach und detailliert beschrieben worden in: Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 511 f.; Kosegarten, Geschichte (wie Anm. 26), S. 244; Ratsprotokolle 1630 und 1631 (Lücke zwischen 2. August 1630 bis 6. Februar 1631), StadtAHGW (wie Anm. 23).

³³ UAHGW, K 5497, fol. 250.

³⁴ Ebd., fol. 222–223, 235, 236.

Krakewitz verließ die Stadt. Es kehrten katholische Priester ein.³⁵ Während am 25. Juni 1630, unter dem Kommandanten Oberst Heinrich Ludwig von Hatzfeld, die hundertste Wiederkehr der *Confessio Augustana* öffentlich gefeiert werden konnte und das religiöse Leben in der Stadt ohne ernste Einschränkung weiterlief,³⁶ häuften sich unter Perusi die Belästigungen, die aus dem Inhalt des kaiserlichen Restitutionsedikts vom 6. März 1629 hergeleitet waren und – wie Rektor und Senat in einem Schreiben an Feldmarschall Arnim am 15. November erklärten – dem (Augsburger) Religionsfrieden entgegen standen.³⁷ Doch von einer durchgängigen Unterdrückung der Glaubensausübung oder gar gewaltsamen Rekatholisierung berichten die Akten nichts. Die Kommandanten ließen die Bürger in ihrer Glaubenspraxis gewähren, denn im Vordergrund standen die Zwänge der militärischen Verteidigung, der die Stadt und die Universität weitgehend zu dienen hatten. Dass Perusi in deren Alben als Teufel und *Feind des Professorenstandes* bezeichnet wird, ist auf sein hartes Verteidigungsregime zurückzuführen, weniger auf rigorose Unterdrückung von Religion und Kirche. Als Perusi am 11. Juni 1631 bei einem Erkundungsritt außerhalb der Stadt von schwedischen Musketieren erschossen wurde und sein Nachfolger fünf Tage später kapitulierte, endete nicht nur die *Perusische Tyrannei*, sondern auch die kaiserliche Besetzung Pommerns. Rat, Kirche und Universität beschlossen, diesen denkwürdigen Tag jährlich mit einem religiös geprägten *Perusifest* zu feiern. König Gustav Adolf, der mit der Armee schon in Brandenburg stand, unterstrich die Bedeutung des Ereignisses, indem er über Stettin am 17. Juni nach Greifswald einritt, dort mit Lob die Befestigungsanlagen besichtigte und danach vom Juristen Völschow, dem Senat und den Professoren als *liberator et sospita* willkommen geheißen wurde.³⁸ Der König antwortete mit einer wohlgesetzten

³⁵ Ebd., fol. 200–203, 212–216.

³⁶ Johann Gottfried Ludwig Kosegarten, Das Friedländische Kriegsvolk zu Greifswald in den Jahren 1627–1631. Vierte Fortsetzung, in: Baltische Studien 17 (1859), S. 176–208, hier S. 189; Thümmel, Dekanatsbuch (wie Anm. 3), S. 317.

³⁷ Thümmel, Medizinische Fakultät (wie Anm. 19), S. 121.

³⁸ Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 520; Ivar Seth, Die Universität Greifswald und ihre Stellung in der schwedischen Kulturpolitik 1637–1815, Berlin 1956, S. 31 [in der schwedischen Originalausgabe unter dem Titel: Universitet i Greifswald och

lateinischen Rede, in welcher er der Universität die Bewahrung ihrer Privilegien und seinen Schutz zusagte und dies wenige Tage später durch eine *salva guardia* schriftlich bestätigte. Die Mediziner verglichen ihn im Überschwang mit der *gnädigeren Sonne*, welche die Stadt *mit den Strahlen seiner königlichen Gnaden und Milde wärmte und die Niedergedrückten aufrichtete*.³⁹ Eine solche Erlösungseuphorie erklärt sich leicht aus vorausgegangenen Lasten und Nöten, die den Bewohnern seit Menschengedenken nicht begegnet waren. Doch die schwedische Besatzung erwies sich eher als ideelle Alternative, denn – ungeachtet der lobenswerten Disziplin der *Nationalvölker* aus Schweden und Finnland, die indes in der Minderzahl gegenüber ausländischen Geworbenen waren – das Militär agierte, je länger desto mehr, ähnlich wie seine kaiserlichen Vorgänger. Der König selbst kehrte als Leichnam vom Lützener Schlachtfeld, wo er am 6. November 1632 gefallen war, im Trauerkondukt nach Wolgast zurück. Dort überwinterte er in der Schlosskirche. Bei der feierlichen Einschiffung nach Schweden im Mai 1633 war auch die Universität mit Professoren und Studenten vertreten.⁴⁰ Dem Tode Gustav Adolfs folgte eine schwere Krise unter den in Deutschland stehenden Truppenteilen. Dass die Präsenz des neuen, glaubensverwandten Kriegsvolkes zunächst zu Hoffnung und Wiederaufbau ermunterte, bezeugen die Bemühungen im weitgehend entvölkerten und vom Pastor verlassenen Dorf Neuenkirchen: Es wurde 1632 das Küsterhaus, eine Kirchenbude gebaut und die vergrabene Glocke wieder im Gotteshaus aufgehängt; man begann wieder Schulen einzutreiben.⁴¹ Von Professor Völschow wird berichtet, er betreibe die Sanierung des Gutes Grubenhagen. Die größere Sicherheit und die relative Ruhe in Pommern und benachbarten Territorien spiegelte sich auch im raschen Anstieg der Immatrikulationen wider: von 62 im Jahre 1630/31 auf 110 (1632/33), 144

dess ställning i Svensk kulturpolitik 1637–1815, Uppsala 1952, mit Anmerkungsapparat].

³⁹ Thümmel, Medizinische Fakultät (wie Anm. 19), S. 121.

⁴⁰ Berthold Kitzig, Der Leichenzug Gustav Adolfs. Nach zeitgenössischen Quellen, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 51 (1939), S. 41–82.

⁴¹ Paul Zunker, Das Kirchspiel Neuenkirchen bei Greifswald um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: Pommersche Jahrbücher 15 (1914), S. 31–66, hier S. 50.

(1633/34) und 135 (1634/35). Die Zahl der Professoren fiel 1630/31 zunächst auf 15 und 1631/32 auf 13, stieg dann aber bis 1634/35 auf 18; sie näherte sich somit der Vollausstattung.⁴²

Am desolaten Zustand der Finanzen änderte sich jedoch kaum etwas. Da das Gut Eldena weiterhin nichts abwarf und sich verschuldete, Hebungen und außerordentliche herzogliche Zuwendungen ausblieben, erhielten weder die Witwen der verstorbenen noch die lebenden Professoren ihre Gnadengelder und Saläre. Um sein Patronat über die Hohe Schule zu demonstrieren und ihr für die Zukunft bessere Aussichten zu eröffnen, tat der Herzog auf Anraten der Landstände und Landräte einen denkwürdigen Schritt: Er gab im Oktober 1632 der Universität kund, er wolle ihr das Amt (säkularisierter Klosterbesitz) Eldena abtreten. Doch die Professoren zögerten, diese Dotation anzunehmen. Infolge der enormen Schuldenlast von 36.000 Gulden wollten sie, wie es hieß, nicht vom Gläubiger zum Schuldner werden (*ex creditoribus debitores fierent*). Erst auf weiteres Drängen Bogislavs und der Stände nahmen sie um der Nachkommen willen (*posteritatis tamen bono acceperunt*). Nach Ausfertigung der Dotationsurkunde durch den Herzog am 15. Februar 1634 erfolgte die feierliche Übergabe am 28. März aus den Händen fürstlicher und landständischer Würdenträger an den Rektor Jakob Gerschow in Gegenwart der meisten Professoren und Bediensteten. Das Geschenk von außergewöhnlicher Dimension erwies sich in der Tat als zweischneidig, da die Universität einen großenteils ruinierten und überschuldeten Gutskomplex übernahm, zu dem 14 Ackerwerke und 15 Bauerndörfer gehörten mit einer Fläche von 1.000 Landhufen (ca. 15.000 ha), dazu einige Kirchenpatronate.⁴³ *De jure* galt er als *dominium utile*, das von einem Hauptmann (*capitanens*) und Rentmeister (*quaestor*) unter Oberaufsicht des Rektors verwaltet wurde. Dem Herzog verblieb eine Reihe fürstlicher Reservatrechte. Die umfangreiche Schenkung machte die Universität zum größten Grundbesitzer unter ihresgleichen im Alten Reich. Doch es dauerte noch etwa hundert Jahre, ehe aller verpfändeter Besitz eingelöst, die Schulden beglichen und

⁴² Kosegarten, Geschichte (wie Anm. 26), S. 242.

⁴³ Alvermann u.a., Quellen (wie Anm. 17), S. 417–430 (Nr. 48); Asmus, Gutsherrin (wie Anm. 18), S. 67–85.

rückständige Gehälter nachgezahlt waren. Damit vermochte sich die Universität aus eigenen Mitteln, ohne Zuschüsse, zu finanzieren. Davor hatten wiederholt Kriege eine ertragreiche Nutzung des Gütergeschenks behindert. Im Jahre 1634 erfuhr die Universität eine hohe Ehre aus dem Herzogshaus: Herzog Ernst Bogislav von Croy und Arschot, der Schwestersonn Bogislavs XIV., übernahm nach dem Vizekanzlerat auch das Rektorat, Vizerektor wurde der Theologe Balthasar Rau junior.⁴⁴

Im gleichen Jahr, am 19. November, schufen Landesherr und Stände eine *Regimentsform*, die die Regierung einem Kollegium von Räten und einem Statthalter übertrug und alle gültigen Landesgesetze, Gewohnheiten und Privilegien – auch die der Universität – fortschrieb. Das war nötig, denn die Schweden hielten mit ihrem Anspruch nicht mehr zurück, in einem künftigen Frieden Pommern als Territorial-Satisfaktion zu bekommen. Doch die Nachfolge kam – unstrittig, laut Verträgen zwischen Pommern und Brandenburg mit kaiserlicher Bestätigung – im Todesfall des letzten Greifenherzogs dem Kurfürsten zu. Bogislavs Ableben war nahe: Er starb am 10. März 1637. Danach übernahm interimistisch die vorgesehene *Regierung Fürstlich-Pommerscher Räte* die Administration. Der brandenburgische Kurfürst erkannte sie jedoch nicht an, und die wahre Macht im Lande hielten die Schweden. Schon 1638 resignierte daher die Regierung. An ihre Stelle traten Vertreter der schwedischen Krone in Gestalt von Legaten und Gouverneuren (Sten Bielke, Axel Lillie, die Generale Johan Banér, Lennart Torstensson und Carl Gustav Wrangel). Von deren Entscheidungen hing das Schicksal der Universität maßgeblich ab, denn Christina, die Tochter und Thronerbin Gustav Adolfs, war noch minderjährig und nahm erst 1645 ihr Herrscheramt voll wahr. Den Bevollmächtigten der Krone gelang es, den an Anarchie grenzenden Zustand im militärisch besetzten Land allmählich zu stabilisieren und mehr Sicherheit herzustellen. An der Universität schrieben sich, wie erwähnt, in der Folge mehr Studenten ein.⁴⁵

⁴⁴ Zu diesem Anlass gab es einen Festakt mit *üppigem Mahl*. Thümmel, Dekanatsbuch (wie Anm. 3), S. 326.

⁴⁵ Helmut Backhaus, Pommern als schwedische Militärprovinz um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in: Horst Wernicke, Hans-Joachim Hacker (Hrsg.), Der Westfälische Frieden von 1648. Wende in der Geschichte des Ostseeraums, Ham-

Doch die allmähliche Entwicklung hin zu mehr Sicherheit und besseren Lebens- und Arbeitsbedingungen wurde in den späten dreißiger Jahren jäh unterbrochen, denn der Krieg kehrte wieder nach Norddeutschland zurück. Eine vereinigte kaiserlich-spanische Streitmacht bereitete der in Süddeutschland operierenden schwedischen Armee unter Feldmarschall Horn und Herzog Bernhard von Weimar eine schwere Niederlage bei Nördlingen am 26. August/6. September 1634. Außerdem schwenkte der sächsische Kurfürst wieder zum Kaiser über und begann Verhandlungen, die im Mai 1635 zum Frieden von Prag führten, dem fast alle Reichsstände beitraten. Der von Reichskanzler Axel Oxenstierna 1633 gebildete (Heilbronner) Bund protestantischer oberdeutscher Reichsstände zerfiel, die schwedischen Truppen wichen vor den Kaiserlichen und ihren Verbündeten (Kurbrandenburg und Kursachsen) an den Main und weiter nach Norden bis an die *sjökant* zurück. Der kaiserliche Oberbefehlshaber General Mathias Gallas erreichte mit seinen Truppen Mecklenburg, die Peene-, Recknitz- und Trebellinie und besetzte Ende 1637 Wolgast, die ganze Insel Usedom und Wollin. Die Schweden unter Feldmarschall Banér waren in Stettin und Nordvorpommern zusammengedrängt. Das Rezidiv der Kaiserlichen bedrohte ganz Pommern unmittelbar, wo nun mehr Militär agierte oder quartierte als je zuvor. Dessen Versorgungsbasis schmolz so weit zusammen, dass beide Kriegsparteien auf größere Operationen und Truppenbewegungen verzichten mussten. Das Ausmaß der Verwüstung durch schwedische Truppen und der soldatischen *Exzesse* in Vorpommern erreichte ihren Höhepunkt.⁴⁶ Die Zustände an der Universität während dieser im Volksmund *Baniersche Tid* (nach Johan Banér) benannten Jahre 1637–1639 widerspiegelten sich in der Antrittsrede des Rektors Balthasar Rau im Jahre 1637 unter dem Titel *De Imminente Ruina Academiae*

burg 2001, S. 121–134, hier S. 123–126; Bogdan Wachowiak, Die Erwerbung Pommerns in der brandenburgischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, in: ebd., S. 85–100, hier S. 94–97.

⁴⁶ Robert Rebitsch, Matthias Gallas (1588–1647). Generalleutnant des Kaisers. Eine militärische Biographie, Münster 2006, S. 167–195; Sune Lundgren, Johan Adler Salvius. Problem kring freden, krigsekonomien och maktkampen, Lund 1945, S. 170–176.

Gryphiswaldensis.⁴⁷ Vor allem war wieder das Amt Eldena gemeint, dessen Schuldenberg auf 96.265 Gulden anwuchs. Höfe gingen weiter an Gläubiger über, pfandfreie Güter wurden verpachtet. Im November 1637 steckten schwedische Soldaten Klostergebäude in Brand, Lieferungen in die Stadt versiegten, die *Ökonomie* lag wüst.⁴⁸ Im Juli 1637 schlug der englische Oberst Ruhla mit seinem Regiment, von Mecklenburg kommend, im Gut Grubenhagen sein Hauptquartier auf. Die kaum versorgten Soldaten vernichteten – wie unter ihnen auch sonst üblich – die Ernte auf dem Halm, raubten Vieh und misshandelten die Bauern.⁴⁹ Im Kirchspiel Neuenkirchen wurden Gotteshäuser verwüstet, Gräber geöffnet, Glocken und Turmuhr geraubt. Von einst 35 Höfen waren nur noch acht besetzt. Vielerorts lagen die für die Ernährung wichtigen Obstgehölze (Nüsse, Äpfel und Pfirsiche) darnieder. Die Waldbestände schrumpften infolge willkürlichen Abholzens weiter, viel Eichelmast ging verloren. Was in den ersten dreißiger Jahren wieder aufgebaut worden war, fiel der Vernichtung anheim. Die Pest von 1638 machte das Maß des Elends voll, es gab wieder mehr Fälle von Hexenverfolgung.⁵⁰

Die Devastation und Entvölkerung der Dörfer als wesentlicher Teil des städtischen Lebens traf auch die Existenzgrundlage der Universität mit voller Härte. Nach Meinung des Dekans der Philosophischen Fakultät bestand nur noch wenig Hoffnung, die Hohe Schule zu erhalten. 1637/38 schrieben sich lediglich sieben Studenten ein, darunter ein Schwede, der aber bald wieder abreiste. Von den Professoren waren nur noch vier geblieben, sieben hatten die Universität verlassen und suchten anderswo Stellen.⁵¹ In

⁴⁷ Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 565–566.

⁴⁸ Ebd., S. 570–573; Kosegarten, Geschichte (wie Anm. 26), S. 251 f. Der Rektor beklagte in einem Brief (undatiert 1638) an den pommerschen Kanzler Philipp Horn Schäden am Collegium, besonders Nässe in der Bibliothek, und ersuchte ihn, sich des *agonisirenden undt fast sterbenden corporis Academici* anzunehmen, UAHGW, St 623, fol. 71–73.

⁴⁹ Ebd., fol. 58–59.

⁵⁰ Zunker, Kirchspiel (wie Anm. 41), S. 37, 52. Ratsprotokolle 1642, 1643, 1652, StadtAHGW; Alfred Haas, Über das pommersche Hexenwesen im 16. und 17. Jahrhundert, in: Baltische Studien NF 34 (1932), S. 158–202.

⁵¹ Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 573 f.; Simone Giese, Das Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft im Spiegel von Berufungsverfahren in den ersten Jah-

schwedischen Regierungskreisen ging der Plan um, sie nach Stettin, dem späteren Sitz der Provinzregierung und des Generalgouverneurs, zu verlegen und sie mit dem dortigen Pädagogium zu vereinigen.⁵² Es kam jedoch weder zur Schließung noch zur Dislozierung, denn den Schweden gelang es 1638, nach Abschluss der Allianz mit Frankreich und dessen reichlicher Subsidienzahlung, neue Armeen zu formieren, nach Deutschland überzusetzen, Ende Juli in Stettin zur Offensive zusammen zu ziehen und Vorpommern wieder in die Hände zu bekommen. Die Kaiserlichen unter Gallas wichen vor der Offensive Banérs zurück, der weiter nach Süden und Westen marschierte. Zu Beginn des Jahres 1639 war – bis auf eine Besatzung in Demmin, die im April kapitulierte – Vorpommern von kaiserlichen Soldaten gänzlich gesäubert, der Schwerpunkt des Krieges rückte wieder in die Ferne. In seiner Logistik behielt das Land freilich die Rolle als rückwärtige Versorgungs- und Sammlungsbasis mit modernisierten Festungsanlagen und ständigen Garnisonen. Zum Ausbau der Stralsunder Befestigung wurde die Klosterkirche in Eldena als Steinbruch benutzt.⁵³ Unter den Bedingungen höherer militärischer Sicherheit ergriffen die Vertreter der Krone wiederum Maßnahmen zur Normalisierung des zivilen Lebens, wozu sowohl die Neuaufrichtung des Hofgerichts und des Konsistoriums (1642) als auch die Neubelebung des Universitätsbetriebes und des kirchlichen Lebens gehörten. Eine königliche Kommission, die 1641 eintraf, drängte auf die Besetzung der vakant gewordenen Theologieprofessuren und der damit verbundenen Pastorenstellen in den drei Pfarrkirchen. Als dringende Hilfe für die notwendigsten Saläre erhielt die Universität 1639/40 aus rügenschens Steuermitteln ein *beneficium regii* in Höhe von 1.600 Reichstalern, das anteilig abgestuft an acht Professoren, den Sekretär, den Buchdrucker, den Ökonomen, den Famulus und fünf Professorenwitwen ausgezahlt wurde. Alle quittierten einzeln

ren Schwedisch-Pommerns, in: Alvermann/Spiess (Hrsg.), Festschrift (wie Anm. 9), S. 215–249, hier S. 219.

⁵² Prof. Frommholds Beitrag auf der Versammlung der Gesellschaft für pommerische Geschichte am 13. Dezember 1901 unter dem Titel: Ein Kapitel aus der Geschichte der Universität Greifswald, in: Monatsblätter der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde 16 (1902), S. 11 f.

⁵³ Kosegarten, Geschichte (wie Anm. 26), S. 252.

den Empfang des Geldes (bar und in Assignationen) mit Dankesworten.⁵⁴ Auf Anweisung der Königin kamen im Dezember 1641 aus der königlichen Kasse nochmals 1.000 Reichstaler hinzu.⁵⁵ Lehrten 1638/39 wieder elf Professoren, so waren es 1641/42 zwölf und 1642/43 schon 15: zwei Theologen, sechs Juristen, zwei Mediziner (darunter Johannes Schöne, gleichzeitig Arzt der schwedischen Truppen) und fünf an der Philosophischen Fakultät. In der Folgezeit oszillierte die Besetzung um 15, im Nachkriegsjahr 1649 waren es 18 Professoren. Der Vorkriegsstand war nahezu erreicht.⁵⁶

Diese Ausstattung und das Ende der schrecklichen *Banierschen tid* zog auch wieder mehr Studenten an: 1638/39 waren es (überraschend) 101 (1639/40 nur 24) und 1640/41 sogar 145, dann bis 1645/46 jährlich durchschnittlich etwa 70. Im Jahre 1646/47 schnellten die Einschreibungen auf 220 (1647/48: 111) und 1648/49 auf 193. Bis 1653/54 hielten sie sich auf hohem Niveau: 140 im jährlichen Mittel, darunter eine steigende Zahl von Schweden.⁵⁷ Die meisten Studenten strömten – wie ehemals – aus dem norddeutschen Kommunikationsraum herzu. In diesen Zahlen widerspiegeln sich die sichtlich befriedeten Verhältnisse in Norddeutschland infolge des schwedisch-sächsischen Waffenstillstands von Kötzschenbroda (6. September 1645), der Beginn der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück und die im dortigen Friedensinstrument verankerte schwedische Landesherrschaft über Vorpommern. Sicher waren diese erstaunlichen Zugänge auch auf das in gefahrvollen Kriegszeiten angestaute Bildungsbedürfnis und die Rückkehr aus *Ausweichuniversitäten* (Rostock, Königsberg) zurückzuführen. Die Studenten bezogen die ihren Wohnorten näher gelegene Bildungsstätte trotz der erwähnten beträchtlichen Mängel in Greifswald wieder.⁵⁸

⁵⁴ Acta wegen eines beneficij regij 1639–1641 (teils Entwürfe und Duplikate), UAHGW, Ost 3, Nr. 189, fol. 13–14, 16, 55, 67.

⁵⁵ Seth, Kulturpolitik (wie Anm. 38), S. 32.

⁵⁶ Thümmel, Dekanatsbuch (wie Anm. 3), S. 432–437.

⁵⁷ Seth, Universität (wie Anm. 38), Bilaga I. Dort auch Verzeichnisse der Professoren und Kanzler.

⁵⁸ Asche, Bürgeruniversität (wie Anm. 12), S. 170.

Eine ganze Reihe von Maßnahmen der Königin und ihrer Amtsträger in Vorpommern schon in den vierziger Jahren zeugt vom Bestreben, sowohl den inneren Betrieb als auch die materiellen Existenzbedingungen und den Betrieb der Universität zu verbessern und zu ordnen. Eine starke Triebfeder war das Bestreben, sie – neben Uppsala und Dorpat – als Stützpunkt der lutherischen Orthodoxie im Sinne des schwedischen Konfessionsstaates zu festigen und sich vom reformierten brandenburgischen Kurfürsten als Eventualsukzessor abzugrenzen. Außerdem galt es, den Wandel Schwedens zu einer in Mitteleuropa präsenten Großmacht auch im geistig-kulturellen Bereich (neben dem politisch-militärischen) augenfällig zu demonstrieren und das Image eines peripheren und *barbarischen* Landes abzulegen.⁵⁹

Es war vor allem der Reichskanzlersohn Johan Oxenstierna, der kraft seiner Funktion als Legat für pommersche Angelegenheiten und für die westfälischen Friedensverhandlungen die Stabilisierung der Universität voranzutreiben versuchte. Seine Resolution vom 22. Juni 1643 gilt als *erste weitgehende Willenserklärung der schwedischen Obrigkeit* gegenüber der Hohen Schule. Sie bestätigte deren Immunitäten und Privilegien, bekräftigte die Rolle des Amtes Eldena als wichtigste Quelle der Professoren-Besoldung und exemierte es aus Kontributionen. Angesprochen wurden außerdem die dortige Misswirtschaft und der Unterschleif sowie der Schutz der Baumbestände. In der Stadt sollte die *Communität* aufgebaut und ein bis zwei Freitische mit mehreren Plätzen wieder eingerichtet werden.⁶⁰ Ein halbes Jahr später, am 4. Dezember 1643, erging eine Instruktion zur Wirtschaftsführung des Amtmanns von Eldena, Georg Gambrotius, die seine Aufgaben und sein Verhältnis zu den Leitungsgremien der Universität präziserte und eine stärkere Kontrolle vorsah. Dazu kamen konkrete Empfehlungen und Auflagen für den Wiederaufbau von Gebäuden und Bauernstellen. Wüste Höfe und Äcker sollten zu jährlicher Pacht ausgetan oder noch vorhandenen Bewohnern übergeben und die vielfach brachliegenden

⁵⁹ Bengt Ankerloo, *Europe and the Glory of Sweden. The Emergence of a Swedish Self-Image in the early 17th Century*, in: Göran Rystad (Hrsg.), *Europe and Scandinavia. Aspects of the Progress of Integration in the 17th Century*, Lund 1983, S. 237–244.

⁶⁰ Alvermann u.a., *Quellen* (wie Anm. 17), S. 468–472 (Nr. 54).

Ackerwerke zunächst notdürftig bestellt werden.⁶¹ Gamberotius musste sich fortdauernder Anschuldigungen erwehren und wandte sich an den Generalgouverneur Torstenson um Unterstützung seiner Gegenforderungen an die Universität. Dieser drohte in einem Schreiben vom 31. Januar 1645 aus seinem Hauptquartier im böhmischen Kaaden, die Forderungen durch den Stadtkommandanten militärisch eintreiben zu lassen. Andererseits verlangten die Regierungsvertreter von den Bauern und Kossäten der Gutsdörfer Fortifikationsgelder, Fuhrleistungen und die Lieferung von Hemden für die Armee in das königliche Provianthaus in Greifswald.⁶²

Eine ausführliche Beschreibung des Zustandes der Universität sowie notwendige Aushilfen und Regulierungen des inneren Betriebes enthält der Visitationsrezess vom 19. September 1646, den eine königliche Kommission, besetzt mit Regierungs- und Ständevertretern, vorlegte.⁶³ Der Inhalt geht über die Resolution von 1643 hinaus. Es wurde hinsichtlich der Gehaltsrückstände der Professoren (aufgelaufen auf nahezu 39.000 Gulden = 19.500 Reichstaler) ein Vergleich gefunden. Sie verzichteten auf alle Forderungen vor 1643, Verpfändungen von Gütern an sie hatten jedoch zu unterbleiben. Dafür sollten durch königliche Zuwendungen, Gratiale an einzelne, Einkünfte aus Eldena, Zulagen aus dem Ackerwerk Grubenhagen, die Saläre und andere Ausgaben möglichst abgesichert und die allgemeine Preissteigerung berücksichtigt werden. Ein Haushaltsplan berechnete die jährliche Besoldung aller Professoren mit 1.608 Gulden. In der *Ökonomie* waren Bauten, Reparaturen und die Einrichtung einer Konviktstube mit zwei Freitischen (26 Plätze) für Studenten vorgesehen. Dies und die Bursen im Kollegium sollten von der Krone finanziert werden. Anstelle des missliebigen Amtmanns Gamberotius wurde das Amt Eldena an Joachim Edling für 15 Jahre verpachtet und in der Instruktion vom 8. April 1647 Vorschläge formuliert, wie das *sehr ruinierte* Gut besser bewirtschaftet werden könnte. Es seien noch so viel Bauern ansässig, um es teilweise bestellen zu können. Für wüste Höfe und Ackerwerke empfahl man die Verpachtung. Im Rezess finden sich

⁶¹ Ebd., S. 472–478.

⁶² UAHGW, St 6, fol. 68, 70.

⁶³ Alvermann u.a., Quellen (wie Anm. 17), S. 478–490.

zudem die üblichen Monita zu fleißiger Arbeit und höherer Disziplin der Professoren und Studenten. Krieg, Soldatenpräsenz und vielfältige Mängel hatten zu Ausfällen und dem gerügten *Unfleiß* geführt und auch Einfluss auf das Äußere und das Verhalten der *Studiosi* ausgeübt. Das Dokument verbot ihnen das Tragen von Soldatenhabit und *andere ungeheure Kleidung*, wiederum auch nächtliches *Tumultieren* auf Märkten, Straßen und Kirchhöfen sowie den späten Besuch von Weinkellern und *Zechhäusern*.⁶⁴ Übergriffe und Tätlichkeiten hatten offenbar in den wirren Besatzungs- und Kriegszeiten zugenommen. Über ein größeres *Scharmützel* zwischen Soldaten und Studenten auf dem Markt berichten die Konzilsakten von 1636/37. *Studiosi* hatten – laut Verhör am 27. Januar 1637 – die Wache im *corps de garde* zum Tumult *angereizt*, woraus sich heftige Raufereien unter Anwendung von Schlag- und Hieb Waffen entwickelten. Beteiligt waren auch Studenten aus Rostock, darunter ein Theologe. Exzesse dieser Art, bei denen selbst Professoren mit Schlägen und Hausgewalt traktiert wurden und häufig Handwerksgelesen beteiligt waren, fanden jährlich und oft mehrmals statt.⁶⁵ Unter den Studenten griff zugleich der berüchtigte *Pennalismus* weiter um sich: Novizen wurden einer quälenden Depositions-prozedur unterworfen, *Senioren* oder *Schoristen* (ältere Semester) zwangen die *Juniores* zu entwürdigenden Diensten. Konflikte begleiteten auch die Bildung landsmannschaftlicher Gruppen.⁶⁶

Mit dem Osnabrücker Frieden vom 24. Oktober 1648 fiel Vorpommern als ewiges Reichslehen an die schwedische Krone, und Königin Christina trat reichsrechtlich die Nachfolge der Herzöge als Patronin der Universität an. Sie übernahm damit die Verpflichtung, nicht nur deren damaligen Bestand zu gewährleisten, sondern

⁶⁴ Acta concilii, Vol. IV, UAHGW, St 623, fol. 14–18.

⁶⁵ Weitere Fälle im einzelnen aufgeführt bei Friedländer, Matrikel (wie Anm. 1), S. 602 f.

⁶⁶ Am 26. Februar 1651, nach Injurien und Zusammenstößen, beschwerten sich die schwedischen Studenten, sie könnten sich nicht mehr sicher auf den Straßen bewegen, UAHGW, Acta concilii (wie Anm. 64), fol. 183. Siehe Dirk Alvermann, *Unita fortior. Natio Sveciva und Societas Germanica als studentische Gesellschaften im Greifswald des 17. Jahrhunderts*, in: Barock. Geschichte – Literatur – Kunst. Deutsch-polnische Kulturkontakte im 16.–18. Jahrhundert, Warszawa/Osnabrück 2006 [= deutschsprachige Sondernummer der Zeitschrift Barok. Historia – Literatura – Sztuka], S. 216–240.

auch für eine volle Wiederausstattung zu sorgen. Die Landstände sollten flankierend mitwirken. Verwaltet wurde die Provinz durch den Gouverneur als Vizekönig und eine Regierung von Räten (*Estat* genannt) mit Sitz in Stettin. Hatten bis zum Friedensschluss vor allem die Gouverneure sowie Vater und Sohn Oxenstierna in die Angelegenheiten der Universität eingegriffen, so bekam sie in der Person des dem Reichskanzler nahestehenden und seit 1636 in Pommern tätigen Assistenzrates Johan Nicodemi Lillieström eine Art Sonderbeauftragten. Ihm wurde die *Curität und Inspektion* über die Universität übertragen. Er übte so der Sache nach das für die Universität wichtige Kanzleramt aus, das einst der Bischof von Kammin und nachfolgend Mitglieder des Herzogshauses innegehabt hatten. Später bekleideten es die Generalgouverneure Johan Banér, Lennart Torstenson und Carl Gustav Wrangel. Die Universität hatte höchstrangige Schweden als Kanzler, die bestrebt waren, Professuren mit Personen ihrer Wahl zu besetzen und die wirtschaftliche Eigenbasis der Akademie zu erweitern. Doch dieses Kardinalproblem aller Sanierungsversuche zu lösen stieß auf die Weigerung der Stände, das Moratorium für die Schulden mitzutragen. Das Amt Eldena blieb lange Zeit nahezu eine *Ruine, so durch Kriegs-Recidiven, als per vim majorem entstanden*. Der Weiterbetrieb von Lehre und Studium hing von den wiederholten Zuwendungen aus Stockholm und aus dem Provinzetat, in welchem die Militärausgaben bis zu 80% ausmachten, ab. Damit verstärkte sich der Prozess fortschreitender Kontrolle seitens der Regierung über die Hohe Schule, deren Führung jedoch zähen Widerstand dagegen leistete, vor allem bei der Berufung von Professoren. Die schwedische Verwaltung in Pommern seit 1636 und verstärkt die Landesherrschaft der Königin in den Nachkriegsjahren legten wiederholt von Kommissionen und Regierungsvertretern erarbeitete Pläne vor, die über die Sanierung hinaus der Universität wahrhaft ungewöhnliche Perspektiven eröffneten und sie auf eine Ebene mit Uppsala stellen sollten. Doch das meiste blieb Projekt und erwies sich angesichts der Kriegsfolgen im Lande und mangels ausreichender Finanzhilfe der Krone als unreal und wenig nachhaltig.⁶⁷ Anteil am Scheitern großzügiger Förderung hatte auch die auf Beharrung und Konser-

⁶⁷ Seth, Universität (wie Anm. 38), S. 43 f.

vierung bedachte Professorenschaft. Immerhin erwarben sich die Zentral- und die Provinzregierung (weniger die Stände) und einzelne politische Entscheidungsträger, die Königin eingeschlossen, das Verdienst, zumindest den Fortbestand der Hohen Schule gewährleistet zu haben.⁶⁸ Demzufolge fand sie ihre Verankerung in einer der wichtigsten verfassungsmäßigen *lex fundamentalis* Schwedisch-Vorpommerns: im *Hauptkommissions-Rezess* vom 5. September 1663.⁶⁹ Es lag im Staatsinteresse der jungen Großmacht, durch sie ihrem Nachwuchs an glaubensfesten und loyalen Pfarrern und Beamten (auch Militärs) im Kernland und Vorpommern eine für ihn unerlässliche und zugleich erschwingliche akademische Bildung zu bieten.⁷⁰ Aus dem seit 1648 an Brandenburg gefallenen Hinterpommern ebte jedoch der Zuzug zugunsten von Frankfurt an der Oder ab. Der Anteil schwedischer und finnischer Inskribenten bewegte sich um neun Prozent. Ein nachhaltiger Aufschwung war der weiterhin als *deutsch*, klein und im Anspruchsniveau mittelmäßig geltenden und als einer Art *Doktorfabrik* verschrieenen (oder gesuchten) Universität jedoch nicht mehr beschieden. Sie geriet vielmehr erneut in die Gefahr der Auflösung oder der Fusion mit dem Stettiner Institut. Die Kriege, die Schweden unter dem Zwange des *Großmacht*-Status führen musste, zehrten fortdauernd an den materiellen und menschlichen Ressourcen Schwedens und seiner Provinzen.

Im Dreißigjährigen Krieg erlitten Land, Stadt und Universität unerwartete Destruktionen in nur zwei Jahrzehnten von nie dagewesenem Ausmaß. Dabei zeichnen sich zwei Phasen ab: die *kaiserliche* von 1627 bis 1631 mit nachfolgender kurzer Befriedung und Erholung in der schwedischen Okkupationszeit (1630–1636), die zweite, nach dem schwedischen General Banér benannte Phase von 1636 bis 1639 mit hohem Zerstörungsgrad. blieb nach der ersten Phase

⁶⁸ Anweisung der Königin Christina vom 31. Mai 1639, dass die Angelegenheiten der Universität künftig durch den Generalgouverneur (Johan Banér) wahrgenommen werden. Quellen (wie Anm. 17), S. 436–438 (Nr. 50).

⁶⁹ Dähnert, Sammlung (wie Anm. 30), Bd. 1, Stralsund 1765, S. 380–394.

⁷⁰ Herbert Langer, Die pommersche Landesuniversität und das schwedische Reichsinteresse (1630–1720), in: Peter Wörster (Hrsg.), Universitäten im östlichen Mitteleuropa. Zwischen Kirche, Staat und Nation. Sozialgeschichtliche und politische Entwicklungen, München 2008, S. 85–103.

Die Universität Greifswald

eine ausreichende Basis für die Wiederherstellung des Vorkriegsstandes erhalten, so brachte die zweite bleibende Verluste an Produktionsmitteln und -kräften und bedrohte die Existenz der Universität. Der Einsatz der schwedischen Zentral- und Provinzregierung – teils als Rettungs-, teils als Fördermaßnahmen – bewahrte sie diesmal vor der kurzfristigen Schließung wie zu Zeiten der lutherischen Reformation (1524–1539). Ihre institutionelle Kontinuität dauert bis in die Gegenwart an.

Susanne Häcker

Universität und Krieg.

Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges
auf die Universitäten Heidelberg, Tübingen und Freiburg

Aus den großen Kriegen Alteuropas ragt insbesondere der Dreißigjährige Krieg hervor, der neben erheblichen demographischen und ökonomischen Schäden tiefe Spuren im Bewusstsein und Verhalten der Bevölkerung hinterlassen und auf die Zeitgenossen zweifellos prägend gewirkt hat. Bis zum Ersten Weltkrieg blieben die spezifischen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges bei Angehörigen aller Bevölkerungsschichten im kollektiven Gedächtnis fest eingegraben, was in der Forschung bis heute zum Festhalten am Zäsurcharakter dieses Krieges für fast alle Bereiche der vormodernen deutschen Geschichte geführt hat.¹

Welche Einflüsse aber hatte dieser Krieg jedoch konkret auf das deutsche Bildungswesen und Geistesleben? In Folge soll dieser Fragestellung nachgegangen und drei südwestdeutsche Universitäten in den Fokus einer vergleichenden Studie genommen werden. Die reformierte kurpfälzische Universität Heidelberg, die lutherische württembergische Universität Tübingen und die katholische vorderösterreichische Universität Freiburg sind nicht nur aufgrund ihrer konfessionellen Verschiedenheit für einen Vergleich besonders geeignet, sondern auch wegen ihrer geographischen Nachbarschaft und weil sie seit den 1620er Jahren und verstärkt seit der Mitte der 1630er Jahre in vergleichbar hohem Maße von den Kriegseignissen betroffen waren. In den Blick genommen werden vor allem die zur Zivilbevölkerung zählenden Professoren und Studenten.

Der Dreißigjährige Krieg wurde von den Zeitgenossen vor allem in seinem Charakter als Glaubenskrieg wahrgenommen. Das klare und eindeutige konfessionelle Bekenntnis, mithin die Rechtgläubigkeit der Professoren und Gelehrten an den Universitäten war

¹ Volker Press, Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges, in: Winfried Schulze (Hrsg.), Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, München 1988, S. 239–268, hier S. 239.

schon vor dem Dreißigjährigen Krieg im so genannten Konfessionellen Zeitalter von herausragender Bedeutung. Inwiefern war daher die personelle und konfessionelle Struktur in den Kriegsjahren Veränderungen unterworfen?

In der Literatur wurden angesichts der zeitweise enormen Präsenz fremder Soldaten in den Universitätsstädten die zahlreichen Konflikte zwischen Studenten und einfachen Soldaten in besonderer Weise hervorgehoben und als ein Grund dafür genannt, dass die studentischen Sitten während des Dreißigjährigen Krieges verrohten.

Mit den teilweise erheblichen, kriegsbedingten Frequenzschwankungen der drei untersuchten Hochschulen ist die Problematik des akademischen, gelehrten Nachwuchses, welcher am Beispiel der Theologiestudenten am besten rekonstruierbar ist, weiterhin am Engsten verbunden. Der zeitweise für die Hochschulen existenziell bedrohliche Rückgang der Immatrikulationszahlen und die zum Teil gravierenden Einschränkungen des akademischen Lehrbetriebes an den Landesuniversitäten wirkten sich unausweichlich auf die soziale Rekrutierung der territorialen Bildungseliten – namentlich auf die Pfarrer- und Beamtschaft – aus.

Aus all dem stellt sich die Gesamtfrage, ob und in welcher Form der akademische Lehrbetrieb in Kriegszeiten aufrechterhalten werden konnte, was unmittelbar die in der Literatur vertretene These des generellen Niedergangs von Lehre und Forschung berührt.

Konfessionelle Ausgangssituation zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges

Als reformierte Hochschule spielte die Universität Heidelberg für das deutsche Geistesleben eine große Rolle und zeichnete sich zudem durch ihre überterritoriale Bedeutung aus. Die Universität Heidelberg wirkte über den Heidelberger Katechismus und durch die Prägung ihrer Studenten als Vermittlerin der reformierten Theologie im Reich sowie darüber hinaus und kann daher um 1600 neben Genf und Leiden als ein bedeutendes Zentrum des reformierten Protestantismus in Europa bezeichnet werden.² Die

² Armin Kohnle, Die Universität Heidelberg als Zentrum des reformierten Protestantismus im 16. und frühen 17. Jahrhundert, in: Márta Font/Lászlo Szögi (Hrsg.), Die ungarische Universitätsbildung und Europa, Pécs 2001, S. 141–161, hier S. 148.

reformierten Heidelberger Theologen, vor allem David Pareus, Franz Junius und Abraham Scultetus, waren Vertreter einer Irenik, die auf eine Lehrereinigung aller Protestanten bei zugleich klarer Abgrenzung zum Katholizismus abzielten.³ Theologieprofessoren aus Heidelberg beteiligten sich für die reformierte Pfälzer Landeskirche an der Synode von Dordrecht in den Jahren 1618/19.⁴ Pareus erkannte aber durchaus auch, dass theologische Klärungsgespräche an der mangelnden Konzessionsbereitschaft auf beiden Seiten litten.⁵

Die Theologen der Tübinger Universität vertraten eine streng lutherisch-orthodoxe Linie, allen voran der Polemiker Theodor Thumm.⁶ In einem Briefwechsel mit dem württembergischen Ratsmitglied Benjamin Bouwinghausen von Wallmerode, in dem dieser die Truppendurchzüge durch den Schwäbischen Kreis ansprach, äußerte sich der Kaiser folgendermaßen: *Kann doch ewer fürst seine pfaffen nicht ziehen, wie sollten dann wir unsere soldaten ziehen?*⁷ Verschiedene Pasquillen des streitbaren Tübinger Theologieprofessors Theodor Thumm waren am Kaiserhof auf Missbilligung gestoßen.⁸ Die Einstellung Tübinger Theologen gegenüber den Reformierten war aber nicht weniger kampfeslustig, in deren Theologie wurde eine *Deformation* des Glaubens gesehen.⁹ Als einzig lutherische Uni-

³ Günter Brinkmann, *Die Irenik des David Pareus. Frieden und Einheit in ihrer Relevanz zur Wahrheitsfrage*, Hildesheim 1972, S. 12f.; Wilhelm Holtmann, *Die Pfälzische Irenik im Zeitalter der Gegenreformation*, Göttingen 1960, S. 282f.; Volker Press, *Kurfürst Maximilian I. von Bayern, die Jesuiten und die Universität Heidelberg im Dreißigjährigen Krieg 1622–1649*, in: Wilhelm Doerr (Hrsg.), *Semper Apertus. Sechshundert Jahre Universität Heidelberg 1386–1986. Festschrift in sechs Bänden*, Bd. 1, Berlin u.a. 1985, S. 314–370, hier S. 316; Anton Schindling/Walter Ziegler, *Kurpfalz, Rheinische Pfalz und Oberpfalz*, in: Dies. (Hrsg.), *Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650*, Bd. 5, Münster 1993, S. 8–49, hier S. 38.

⁴ Ebd., S. 38.

⁵ Holtmann, *Die Pfälzische Irenik* (wie Anm. 3), S. 241.

⁶ Ludwig Timotheus von Spittler, *Ueber Christoph Besold's Religionsveränderung. Mit Zusätzen von Gottlieb Christian Friedrich Mohnike*, Greifswald 1822, S. 25–27.

⁷ Zitiert nach Axel Gotthard, *Konfession und Staatsräson. Die Außenpolitik Württembergs unter Herzog Johann Friedrich (1608–1628)*, Stuttgart 1992, S. 417.

⁸ Ebd., S. 417.

⁹ Zitiert nach Ludwig Timotheus von Spittler, *Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge*, Göttingen 1783, S. 4 f.

versität im süddeutschen Raum hatte die *Eberhardina* zu Beginn des 17. Jahrhunderts nichtsdestotrotz eine besondere Ausstrahlungskraft auf die ostmitteleuropäischen Länder, wie etwa Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn sowie auf die evangelische Bevölkerung der Habsburgischen Erblande.¹⁰

Nach fast fünfzigjährigen Bemühungen der österreichischen Erzherzöge wurden im November 1620 an der *Albertina* in Freiburg die Jesuiten eingesetzt, um den *wahren Glauben* zu lehren. Diese übernahmen die Lehrstühle an der Philosophischen und zum Teil auch der Theologischen Fakultät.¹¹ Das Einzugsgebiet der *Albertina* erstreckte sich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges in erster Linie auf die katholischen Gebiete in Südwestdeutschland, der Schweiz und des Elsasses.¹² Mit der festen Etablierung der Jesuiten im Jahr 1620 stiegen hier die Studentenzahlen stark an.¹³

Der Kriegsverlauf im Südwesten des Reiches

Die Kurpfalz und damit auch Heidelberg, die Residenzstadt der pfälzischen Kurfürsten, waren bereits ab 1620 unmittelbar vom Kriegsgeschehen betroffen und wurden bis zum Kriegsende immer wieder von den Kriegereignissen heimgesucht.¹⁴

Freiburg und Tübingen hingegen – in den 1620er Jahren zunächst nur von den Randerscheinungen des Krieges, wie der Inflation im

¹⁰ Matthias Asche, Bildungsbeziehungen zwischen Ungarn, Siebenbürgen und den deutschen Universitäten im 16. und frühen 17. Jahrhundert, in: Wilhelm Kühlmann/Anton Schindling (Hrsg.), Deutschland und Ungarn in ihren Bildungs- und Wissenschaftsbeziehungen während der Renaissance, Stuttgart 2004, S. 27–52.

¹¹ Otto Krammer, Bildungswesen und Gegenreformation. Die Hohen Schulen der Jesuiten im katholischen Teil Deutschlands vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Würzburg 1988, S. 93; Friedrich Schaub, Die vorderösterreichische Universität Freiburg, in: Friedrich Metz (Hrsg.), Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Bd. 1, 1. Aufl., Freiburg im Breisgau 1959, S. 228–244, hier S. 231; Anton Schindling, Die katholische Bildungsreform zwischen Humanismus und Barock. Dillingen, Dole, Freiburg, Molsheim und Salzburg. Die Vorlande und die benachbarten Universitäten, in: Hans Maier/Volker Press (Hrsg.), Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1989, S. 137–176.

¹² Hermann Mayer (Bearb.), Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460–1656, Bd. 2, Freiburg/Br. 1907, S. 790–814.

¹³ Theodor Kurrus, Die Jesuiten an der Universität Freiburg i. Br. 1620–1773, Bd. 1, Freiburg/Br. 1963, S. 18.

¹⁴ Schindling/Ziegler, Kurpfalz, Rheinische Pfalz und Oberpfalz (wie Anm. 3).

Gefolge der der *Kipper und Wipper* oder der Truppendurchzüge, tangiert – wurden von direkten Kriegsauswirkungen erst in der zweiten Kriegshälfte berührt. Für die vorderösterreichische Stadt Freiburg begannen die schweren Kriegsjahre mit dem Vordringen der Schweden in den süddeutschen Raum im Jahre 1632.¹⁵ In Tübingen hielten die drückenden Kriegszeiten erst nach der Niederlage Schwedens und seiner Verbündeten, zu denen auch der Herzog von Württemberg gehörte, nach der Schlacht von Nördlingen (1634) Einzug.¹⁶ Sowohl in Tübingen als auch in Freiburg waren die üblichen Begleiterscheinungen des Krieges bis zum Westfälischen Frieden präsent, wobei Freiburg als umkämpfte Festungsstadt in unmittelbarer Nachbarschaft zur französischen Grenze im Vergleich doch stärker von direkten Kriegshandlungen betroffen war als Tübingen.

An einen planmäßigen Wiederaufbau des Landes war aber in allen drei Städten vor dem Kriegsende nicht zu denken. Die Begleiterscheinungen des Krieges, wie Seuchen, Hunger und Teuerungen, machten der Bevölkerung schwer zu schaffen, und die Bevölkerungsverluste aller drei Städte lagen bei über 70 Prozent.¹⁷

Auswirkungen auf die Professorenschaft

Drei Gesichtspunkte werden im Zentrum dieses Kapitels stehen: Zunächst wird die Neuberufungspolitik der Besatzungsmächte, nach Flucht, Vertreibung oder dem Tod der bisherigen Lehrstuhlinhaber behandelt. Da das eindeutige konfessionelle Bekenntnis und die Rechtgläubigkeit der Professoren und Gelehrten von großer Wichtigkeit waren, fällt der Blick weiterhin auf Konvertiten innerhalb des Lehrkörpers. Abschließend wird die Rolle der aka-

¹⁵ Horst Buszello/Hans Schadek, Alltag der Stadt – Alltag der Bürger. Wirtschaftskrisen, soziale Not und neue Aufgaben der Verwaltung zwischen Bauernkrieg und Westfälischem Frieden, in: Heiko Haumann/Hans Schadek (Hrsg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2, Stuttgart 1994, S. 69–161, hier S. 125.

¹⁶ Hermann Ehmer, Württemberg, in: Schindling/Ziegler, Die Territorien des Reichs (wie Anm. 3), S. 168–192, hier S. 188.

¹⁷ Günther Franz, Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk, 4. Aufl., Stuttgart 1979; dazu John Theibault, The Demography of the Thirty Years War Revisited. Günther Franz and his Critics, in: German History 15 (1997), S. 1–21; Manfred Vasold, Die deutschen Bevölkerungsverluste während des Dreißigjährigen Krieges, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 56 (1993), S. 147–164.

demischen Medizin für die *medizinpoliceyliche* Versorgung der Stadtbevölkerung während der Kriegs- und Pestzeiten dargestellt.

Unter den Kriegseinwirkungen wurde der Professorenbestand an allen drei Universitäten stark dezimiert. Am härtesten traf dieser Rückgang die *Rupertina* in Heidelberg, dort sank die Zahl der Lehrenden bis 1622 von vormals 16 auf sieben; diese Professoren, die mit Ausnahme eines Konvertiten, der bereits zum katholischen Glauben gewechselt war, dem reformierten Glauben angehörten, wurden im Jahre 1626 durch Kurfürst Maximilian I. von Bayern entlassen, und die Hochschule blieb bis 1629 ohne Lehrkräfte. In den Jahren 1629 bis 1631 kam wieder ein Lehrbetrieb mit einer Minimalbesetzung von jeweils einem katholischen Professor an der Theologischen, Juristischen und Philosophischen Fakultät bzw. zwei an der Medizinischen Fakultät zustande.¹⁸ Während der schwedischen Besatzungszeit waren zwar protestantische Professoren berufen worden, diese konnten ihre Tätigkeit aufgrund des schwedischen Rückzugs nach der Schlacht von Nördlingen allerdings nicht mehr aufnehmen. Für die Jahre 1635 bis 1649 sind katholische Professoren für die Theologische, Philosophische und Medizinische Fakultät nachgewiesen worden, Spuren eines Lehrbetriebs finden sich aber nicht.¹⁹

Die Lehrstühle der *Albertina* in Freiburg waren während der gesamten Kriegsjahre mit katholischen Professoren besetzt, obwohl auch hier im Verlauf der ersten schwedischen Besatzungszeit (1633–1635) der Versuch unternommen wurde, protestantische Gelehrte zu berufen. Das wechselnde Kriegsglück vereitelte jedoch dieses Vorhaben.²⁰ Auch in Freiburg lag der Lehrbetrieb zeitweise still. Allerdings scheinen hier nie weniger als drei Professoren vor Ort präsent gewesen zu sein. Durch die Arbeiten von Theodor Kurrus oder auch von Hermann Mayer kann leicht der Eindruck entstehen, dass die jesuitischen Lehrkräfte während der Kriegsjahre im Vergleich zu ihren weltlichen Kollegen besonders mutig und standhaft den Lehrbetrieb aufrechterhalten haben. Bemerkenswert ist auch, dass die schwedischen Besatzer 1632/33 die jesuitischen

¹⁸ Eike Wolgast, *Die Universität Heidelberg 1386–1986*, Berlin/Heidelberg 1986, S. 51–54.

¹⁹ Hermann Weisert, *Geschichte der Universität Heidelberg*, Heidelberg 1983, S. 45.

²⁰ Kurrus, *Die Jesuiten an der Universität Freiburg* (wie Anm. 13), S. 27.

Professoren geduldet hatten, obwohl diese ihr konfessionelles Feindbild schlechthin verkörperten. Solch ein Verhalten beschränkt sich nicht nur auf Freiburg, sondern kann auch bei der Besetzung Erfurts durch die Schweden im Jahr 1631 beobachtet werden. Gustav Adolf selbst sorgte hier dafür, dass die Katholiken in Erfurt vor Übergriffen geschützt wurden.²¹ Seit 1635 bis zum Kriegsende stand eine konfessionelle Umstrukturierung der Hochschule nicht mehr zur Disposition, da Frankreich nun der Hauptgegner der Habsburger war.

Die Professorenschaft der Tübinger *Eberhardina* bestand während des gesamten Krieges aus Lutheranern, wenn man von Christoph Besold absieht, bei dem das genaue Datum seiner Konversion zum katholischen Glauben nicht bekannt ist. Es wurden keine Versuche unternommen, andersgläubige Gelehrte zu berufen, was sicherlich damit zusammenhängt, dass sich Kaiser Ferdinand II. 1635 im Prager Frieden dazu verpflichtet hatte, Württemberg beim lutherischen Glauben zu belassen.²² Die geringste Zahl der Tübinger Professorenschaft war im Jahr 1639/40 mit acht Professoren erreicht. Abgesehen vom Höhepunkt der Kriegswirren direkt nach der Schlacht bei Nördlingen und wohl auch während der Pest wurde hier der Lehrbetrieb nie komplett eingestellt.²³ Insgesamt lässt sich unter anderem anhand der Neuberufungen erkennen, dass die jeweiligen Besatzungsmächte durchaus ein Interesse an der Fortführung der Universitäten hatten und eine vollständige Auflösung dieser Bildungsanstalten nicht in ihrem Sinne war.

Das eindeutige konfessionelle Bekenntnis und die Rechtgläubigkeit der Professoren und Gelehrten waren an den Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert naturgemäß von herausragender Bedeutung. Da konfessionelle Gesichtspunkte bei Berufungen von Professoren bestimmend waren, gab es an vielen Universitäten regelrechte

²¹ Erich Kleineidam, *Universitas Studii Erfordensis. Überblick über die Geschichte der Universität Erfurt*, Bd. 3, Leipzig 1983 (ND Erfurt 1997), S. 132 f.

²² Klaus Schreiner, *Die Katastrophe von Nördlingen. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Folgen einer Schlacht für Land und Leute des Herzogtums Württemberg*, in: *Jahrbuch des Historischen Vereins für Nördlingen und das Ries* 27 (1985), S. 29–90, hier S. 53.

²³ Bernhard Zschka, *Die Lehrstühle der Universität Tübingen im Dreißigjährigen Krieg. Zur sozialen Wirklichkeit im vorklassischen Zeitalter*, Tübingen 1993, S. 155.

Konfessionseide als Voraussetzung für die Lehrtätigkeit.²⁴ Über die Ausbildung einer geistlichen (Pfarrer) und weltlichen Führungselite (Beamte) an der konfessionell gebundenen Landesuniversität sollten immerhin nicht weniger als die vom Landesherrn bestimmten Glaubensvorstellungen verbreitet werden.

Dem *rechten Glauben* anzugehören war in dieser unruhigen Kriegszeit von existenzieller Bedeutung. Materielle Gesichtspunkte und das Ziel, die Kriegszeit möglichst unbeschadet zu überstehen, hatten neben Gewissens- und Glaubensgründen große Bedeutung für so manchen Konvertiten innerhalb der Professorenschaft. Der Konfessionsübertritt bedeutender Männer darf insbesondere in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges als ein bedeutendes, Aufsehen erregendes Ereignis gewertet werden. Die Regierung bzw. die oftmals konfessionsfremden Besatzungsmächte erhofften sich von solchen öffentlichen Konfessionswechseln zweifellos einen Nachahmungseffekt in der Studentenschaft und in der Bevölkerung. Unter den Heidelberger und Tübinger Professoren konnten für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges insgesamt fünf Konvertiten nachgewiesen werden.

Ein erster spektakulärer Konfessionsübertritt während des Dreißigjährigen Krieges wurde am 23. November 1621 in der Tübinger Stiftskirche öffentlich zelebriert, und zwar derjenige des Jesuiten Jacob Reihing zum lutherischen Glauben. Reihing, der als profiliertester Gegner des Protestantismus galt, hatte zuvor an den Jesuitenkollegs in Innsbruck und München sowie an der Universität Ingolstadt gelehrt und fungierte seit 1613 als Hofprediger des Pfalzgrafen von Neuburg, wo er maßgeblich an der Rekatholisierung des Landes beteiligt gewesen war. Anfang 1621 floh er recht überraschend ins lutherische Württemberg. Für Reihings Übertritt zum evangelischen Glauben scheinen trotz aller polemischen Schriften im Nachhinein, die darauf verwiesen, er habe Unzucht mit einer ledigen Frau betrieben und Angst vor der Strafe

²⁴ Volker Schäfer, Die Universität Tübingen zur Zeit Schickards, in: Ders., Aus dem Brunnen des Lebens. Gesammelte Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. Festgabe zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Sönke Lorenz/Wilfried Setzler, Ostfildern 2005, S. 99–112, hier S. 103.

des Provinzials gehabt,²⁵ keine äußeren Gründe vorgelegen zu haben. Er habe am Neuburger Hof wohl stets als integrierter Mann gegolten.²⁶ Reihings Übertritt scheint auch nicht aus materiellen Gründen erfolgt zu sein, er verließ eine gesicherte Stelle als Hofprediger und angesehenen Ordensmann für eine zunächst ungewisse Zukunft als Protestant.²⁷ In seiner Konversionsrede gab er selbst als Hauptgrund an, dass er die Autorität der Heiligen Schrift erkannt habe.²⁸ Reihing wurde in einem viertägigen Examen durch Lucas Osiander und Theodor Thumm auf seinen rechten Glauben geprüft. Die Tübinger Theologen bestätigten daraufhin, dass es sich um keine Scheinbekehrung, sondern eine Bekehrung aus Glaubensgründen handle.²⁹ Der Glaubenswechsler durfte sogar an der streng lutherischen Tübinger Theologischen Fakultät lehren. 1622 berief der Herzog Reihing zunächst zum außerordentlichen Professor der Theologie. In dieser Funktion hatte er zunächst seine eigenen antilutherischen Schriften publizistisch zu widerlegen. 1625 rückte er in eine ordentliche Theologieprofessur ein, verstarb aber bereits drei Jahre später im Alter von 49 Jahren.³⁰

In Tübingen sorgte es für ebenso großes Aufsehen, als Christoph Besold, Professor an der Juristischen Fakultät, 1635 vom lutherischen zum katholischen Glauben übertrat. Bereits in früheren Jahren war aufgrund verschiedener Schriften Besolds, wie etwa *Heraclites, oder Spiegel der weltlichen Eitelkeit und des Elends menschlichen Lebens* (1617) und *Nachfolgung des armen Lebens Christi* (1621) ihm gegenüber der Verdacht aufgekommen, dass er mit der katholischen Kirche sympathisierte.³¹ Die ‚Rechtgläubigkeit‘ Besolds wurde im Jahre 1626 von den Theologen Thumm und Lucas Osiander untersucht und anerkannt.³² 1627 hatte Besold den Besitz des württem-

²⁵ Kurt Schwindel, D. Jakob Reihing. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation, München 1931, S. 88.

²⁶ Ulrich Sieber, Professor Johann Martin Rauscher (1592–1655). Studien zur Geschichte der Universität Tübingen im Dreißigjährigen Krieg, Köln 1968, S. 56.

²⁷ Schwindel, Jakob Reihing (wie Anm. 25), S. 103.

²⁸ Ebd., S. 103–121.

²⁹ Ebd., S. 78 f.

³⁰ Schäfer, Universität Tübingen zur Zeit Schickards (wie Anm. 24), S. 99.

³¹ Spittler, Religionsveränderung (wie Anm. 6), S. 31; Barbara Zeller-Lorenz, Christoph Besold (1577–1638) und die Klosterfrage, Tübingen 1986, S. 19.

³² Spittler, Religionsveränderung (wie Anm. 6), S. 34–36.

bergischen Herzogs an einigen Klöstern gegenüber dem Bischof von Augsburg und dem Abt von Kaisheim verteidigt.³³ 1628 bekannte er sich nochmals anlässlich des Amtsantritts des Herzog-Administrators Ludwig Friedrichs feierlich zur Konkordienformel.³⁴ Ebenso besuchte Besold nach wie vor den Gottesdienst und das Abendmahl.³⁵ Aber bereits 1630 soll er in Heilbronn heimlich zum katholischen Glauben übergetreten sein; doch lässt sich das Konversionsdatum nicht mit letzter Bestimmtheit nachweisen.³⁶ Erst nach der Schlacht von Nördlingen (1634) gab er diesen Schritt bekannt.³⁷ Besold wurde nach seinem öffentlichen Bekenntnis zum katholischen Glauben im August 1635 als Regimentsrat in Stuttgart Mitglied der durch Ferdinand II. eingesetzten württembergischen Räteregierung. Der Konvertit setzte sich allerdings auch weiterhin leidenschaftlich für die Sache der Klöster ein und machte sich aufgrund dessen bei den Habsburgern unbeliebt, denen bei einem Aussterben der württembergischen Herzogsfamilie im Mannesstamm die Erbfolge vorbehalten war, und es lag nicht in ihrem Interesse, das Land durch die Restitution von Klöstern und Stiften zu dezimieren.³⁸ Einer Stelle als Reichshofrat nach Wien zog Besold die Annahme einer Professur in Ingolstadt vor. 1636 siedelte er nach Ingolstadt über, fungierte dort als kurbayerischer Rat und lehrte an der Juristischen Fakultät der dortigen Universität. 1638 verstarb Besold in Ingolstadt.³⁹ Er soll noch auf dem Sterbebett vor den versammelten Kollegen den Wunsch geäußert haben, dass

³³ Ebd., S. 35.

³⁴ Ebd., S. 35; Zeller-Lorenz, Christoph Besold (wie Anm. 31), S. 19.

³⁵ Spittler, Religionsveränderung (wie Anm. 6), S. 36.

³⁶ Ebd., S. 39; Zeller-Lorenz: Christoph Besold (wie Anm. 31), S. 20.

³⁷ Spittler, Religionsveränderung (wie Anm. 6), S. 44.

³⁸ Gudrun Emberger, Christoph Besold, in: Universitätsbibliothek Tübingen (Hrsg.), „...helfen zu graben den Brunnen des Lebens.“ 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1477–1977. Historische Ausstellung des Universitätsarchivs Tübingen, Tübingen 1977, S. 97–100, hier S. 99; Spittler, Religionsveränderung (wie Anm. 6), S. 48; Zeller-Lorenz, Christoph Besold (wie Anm. 31), S. 23 f.

³⁹ Emberger, Christoph Besold (wie Anm. 38), S. 99; Klaus Schreiner, Beutegut aus Rüst- und Waffenkammern des Geistes. Tübinger Bibliotheksverluste im Dreißigjährigen Krieg, in: Eine Stadt des Buches. Tübingen 1498–1998. Ausstellungskatalog, Tübingen 1998, S. 77–130, hier S. 102.

seine Tochter Dorothea im katholischen Glauben erzogen würde und seine Frau Barbara ebenso konvertiere.⁴⁰

Auf die drei anderen Konvertiten wird hier nicht im Detail eingegangen. Es handelt sich um den Mehrfachkonvertiten Richard Bachoven, der sich als Heidelberger Rechtsprofessor bis 1635 nacheinander zu allen drei großen Konfessionen bekannte, den Heidelberger Mediziner Balthasar Reid und den ebenfalls aus Heidelberg stammenden Philosophen Christoph Jungnitz, die beide zum katholischen Glauben übergangen. Um Scheinbekehrungen zu entlarven und den wahren Glauben der Konvertiten zu testen, wurden diese stets kritischen Prüfungen unterzogen. Doch selbst nach bestandener Examination blieb ihnen gegenüber immer ein Rest Argwohn bestehen.⁴¹

Da der Tod im Dreißigjährigen Krieg allgegenwärtig war und wie viele andere Infektionskrankheiten – etwa Ruhr, Typhus, Diphtherie, Pocken – auch die Pest untrennbar zur Realität des Dreißigjährigen Krieges gehörte, ist es naheliegend, die Rolle der akademisch gebildeten Mediziner beziehungsweise die der Medizinprofessoren kritisch zu beleuchten.⁴²

Die Bedeutung der Medizinischen Fakultät an den Universitäten des Alten Reiches war in aller Regel gering; meist lehrten nur ein oder zwei Professoren in dieser Fakultät, die zudem wenig Studenten hatte. Die in erster Linie theoretische Ausbildung der Mediziner war den großen Autoritäten der Antike wie Galen, Avicenna und Hippokrates gewidmet. Empirische Forschung gab es kaum, und Anschauungsunterricht bei anatomischen Sektionen war selten.⁴³ Während sich die italienischen und niederländischen Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert neuen physiologischen und anatomischen Erkenntnissen geöffnet hatten, verlief der medizinische

⁴⁰ Zeller-Lorenz, Christoph Besold (wie Anm. 31), S. 26.

⁴¹ Schwindel, Jakob Reihing (wie Anm. 25), S. 78 f.

⁴² Manfred Vasold, Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute, München 1991, S. 139; Susanne Häcker, Mediziner auf der Flucht? Die Rolle der akademischen Medizin während der Pestzüge des Dreißigjährigen Krieges am Beispiel der vorderösterreichischen Universität Freiburg, in: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 7 (2008), S. 185–194.

⁴³ Ebd. S. 102.

Unterricht im Reich weitestgehend in traditionellen Bahnen.⁴⁴ Zwar wurde von den Heidelberger, Tübinger und Freiburger Medizinprofessoren gewünscht, die fortgeschrittenen Studenten zur Urinuntersuchung und zum Puls messen ans Krankenbett mitzunehmen, aber dies konnte wohl durchaus nicht als obligatorischer Lehrinhalt angesehen werden. Zu den Aufgaben der Medizinprofessoren gehörten eigentlich die medizinische und hygienische Versorgung der Stadtbevölkerung sowie die Überwachung des Heilpersonals und der Apotheken, die *Medicinalpolicey*.

Während der Pestwellen 1627/28 verpflichtete der städtische Rat Freiburgs die Absolventen der Medizinischen Fakultät Johann Jakob Federer und Dieterich Meyl als Pestärzte und trug diesen auf, sowohl die Armen als auch die Reichen der Stadt zu behandeln.⁴⁵ Doch trotz allem spielte die Medizinische Fakultät bis ins frühe 18. Jahrhundert keine erhebliche Rolle in der medizinischen Versorgung der Freiburger Bevölkerung. Im Alltag waren handwerklich und zünftisch organisierte Ärzte, wie Bader, Barbieri und Chirurgen, bedeutender. Die diagnostischen Möglichkeiten der akademisch gebildeten Ärzte waren begrenzt. Ihre wichtigsten Hilfsmittel Harnschau und Puls messung wurden gleichsam zum Symbol des Arztberufes. Durch akademisch gebildete Ärzte wurden zwar immer wieder Pestschriften mit Behandlungsmethoden und Verhaltensmaßregeln zu Pestzeiten veröffentlicht, doch wirklich sichere Methoden zur Vorbeugung oder Heilung gab es nicht, und sowohl Ärzte, als auch Patienten standen der Pest hilflos gegenüber. Das wirksamste Mittel, sich der Ansteckung durch Pest und Seuchen zu entziehen, war im 17. Jahrhundert für diejenigen, die es sich leisten konnten, die Flucht. Viele Medizinprofessoren und ihre Studenten beherzigten zu Pestzeiten ihren eigenen Rat und flohen.⁴⁶

⁴⁴ Wolfgang Uwe Eckart, *Geschichte der Medizin*, 2. Aufl., Berlin/Heidelberg 1994, S. 167 f.

⁴⁵ Buszello/Schadek, *Alltag der Stadt* (wie Anm. 15), S. 124.

⁴⁶ Ulrich Knefelkamp, *Das Verhalten von Ärzten in Zeiten der Pest (14.–18. Jahrhundert)*, in: Jan Cornelius Joerden (Hrsg.), *Der Mensch und seine Behandlung in der Medizin – bloß ein Mittel zum Zweck?*, Berlin/Heidelberg 1999, S. 13–39, hier S. 39.

Susanne Häcker

*Auswirkungen des Krieges
auf die Studentenschaft und die Immatrikulationszahlen*

Die Immatrikulationszahlen können als wichtiger Indikator für die Attraktivität einer Hochschule gewertet werden. Es ist aber problematisch, von den in einem Semester an einer Hochschule eingeschriebenen Studenten auf eine tatsächliche Studentenzahl rückzuschließen, auch wenn es hierzu bereits Berechnungsversuche gibt.⁴⁷ Eine solche Berechnung wird, wenn überhaupt, nur einen Annäherungswert bringen, da in der frühneuzeitlichen Hochschulmatrikel, der wichtigsten seriellen Quelle zur Untersuchung von Studentenzahlen, nur Immatrikulations-, jedoch keine Exmatrikulationsdaten verzeichnet sind.⁴⁸

Die reformierte Universität Heidelberg war als erste und wohl auch am längsten bzw. am härtesten von den Kriegereignissen betroffen. Das reformierte Hochschulwesen im Reich wurde insgesamt durch den Dreißigjährigen Krieg erheblich beeinträchtigt. Studenten reformierten Glaubens wichen in erster Linie auf die reformierten Universitäten in den Niederlanden und der Schweiz aus. Einige Heidelberger Studenten wechselten kurz vor oder nach der Belagerung Heidelbergs an die lutherischen Universitäten in Straßburg und Tübingen (vgl. Abb. 1).

Aufgrund des militärischen Erfolges der katholischen Liga und der kaiserlichen Truppen Ende der 1620er Jahre waren die katholischen Universitäten und damit auch Freiburg erst ab den 1630er Jahren, mithin nach dem Kriegseintritt Schwedens und einer Kräfteverschiebung zugunsten der Protestanten, direkt von den Kriegereignissen betroffen (vgl. Abb. 2).

Tübingen als lutherische Universität bekam die massiven Kriegslasten und -folgen als letzte der drei angesprochenen Universitäten zu spüren. Insgesamt scheint das lutherische Bildungswesen den

⁴⁷ Franz Eulenburg, *Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart*, Leipzig 1904 (ND Berlin 1994), S. 29–42; dazu kritisch Willem Frijhoff, *Grandeur des nombres et misères des réalités. La courbe de Franz Eulenburg et la débat sur le nombre d'intellectuels en Allemagne, 1576–1815*, in: Dominique Julia u.a. (Hrsg.), *Les Universités Européennes du XVI^e au XVIII^e siècle. Histoire sociale des populations étudiantes*, Bd. 1, Paris 1986, S. 23–63.

⁴⁸ Susanne Häcker/Florian Lang, [Art.] Hochschulmatrikel, in: *Enzyklopädie der Neuzeit* 5 (2007), Sp. 549–551.

Krieg am glimpflichsten überstanden zu haben. Die Frequenz an lutherischen Hochschulen hatte im Vergleich zu derjenigen der katholischen oder gar der reformierten Hochschulen während des Krieges den geringsten Einbruch erlebt.⁴⁹ Als Ausweichuniversität für Tübinger Studenten diente vermutlich die lutherische Hochschule in Straßburg, wobei hierzu allerdings abgesehen von der Arbeit von Alexander Persijn zu den pfälzischen Studenten Forschungen bislang fehlen (vgl. Abb. 3).⁵⁰

Unmittelbare Kriegseinwirkungen, wie Belagerungen und Einquartierungen, sowie Pestzüge, brachten einen direkten Rückgang der Immatrikulationszahlen. Zwar stieg die Zahl der Einschreibungen meist nach der Wiederherstellung einigermaßen geregelter und stabiler Verhältnisse rasch wieder an, doch der Zuzug auswärtiger Studenten ließ danach häufig über längere Zeit hinweg auf sich warten. Bei den Neuimmatrikulationen während der Kriegsjahre handelte es sich meist um Landeskinder oder Studenten aus nahe gelegenen Territorien ohne eigene Hochschulen, wie etwa im Fall der Universität Tübingen aus den lutherischen Reichsstädten Oberdeutschlands. Neben dem Anteil an auswärtigen Studenten sank auch der Anteil adeliger Studenten. Gründe hierfür könnten sein, dass sich vielen Adelligen während der Kriegsjahre die Möglichkeit einer militärischen Karriere auftat oder aber auch, dass diese eher die Mittel und Möglichkeiten hatten, an eine entfernter gelegene Universität auszuweichen. Durch ihre zeitweilige Schließung waren die Frequenzeinbußen der Universitäten Heidelberg und in Freiburg, deren Studentenzufluss teilweise über Jahre hinweg auf vereinzelte Immatrikulationen absank oder vollständig erlag, schwerwiegender als diejenigen an der Universität Tübingen. Hier unterschritt die Zahl der jährlichen Immatrikulationen nie dreizehn Studenten und blieb im Vergleich zu den beiden anderen Hochschulen – freilich auf geringem Niveau – verhältnismäßig stabil.

⁴⁹ Howard Hotson, *A dark Golden Age. The Thirty Years War and the Universities of Northern Europe*, in: Allan I. Macinnes u.a. (Hrsg.), *Ships, Guns and Bibles in the North Sea and Baltic States, c. 1350–c. 1700*, East Linton 2000, S. 235–270, hier S. 247.

⁵⁰ Alexander Persijn, *Pfälzische Studenten und ihre Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges. Studien zu einem pfälzischen Akademikerbuch*, Mainz 1959.

Sinkende Studentenzahlen und die hohen Mortalitätsraten in Kriegszeiten konnten in der Nachkriegszeit zu einem erheblichen Mangel an Beamten und Pfarrern führen. Für die Rekrutierung sowohl einer geistlichen, als auch einer weltlichen Beamtenschaft spielten diejenigen eine wichtige Rolle, die während der Kriegszeiten oftmals an Ausweichuniversitäten studiert hatten. Dies gilt in besonderem Maße für die Kurpfalz, aber auch für Württemberg und Freiburg.⁵¹ Es ist zu vermuten, daß die Anforderungen an ein Theologiestudium am Ende des Krieges bezüglich Dauer und Lehrinhalten reduziert wurden, um möglichst rasch Pfarrernachwuchs zu erhalten. So wurden im Jahre 1649 zwanzigjährigen Magistern Pfarrstellen im Herzogtum Württemberg anvertraut. Die Pfarrer waren teilweise vier bis fünf Jahre zuvor noch an Lateinschulen gewesen und hatten das Theologiestudium noch nicht abgeschlossen.⁵² Zweifellos ist jedoch davon auszugehen, daß der Pfarrermangel in der Kriegs- und Nachkriegszeit gerade für traditionell bildungsferne Schichten eine in der Altständischen Gesellschaft sehr seltene Phase erhöhter sozialer Mobilität markierte. Gemäß ihren Privilegien waren die Universitäten und ihre Angehörigen vom Militärwesen befreit. Nichtsdestotrotz wurden immer wieder Studenten und andere Universitätsangehörige im Notfall zu Verteidigungsmaßnahmen herangezogen.⁵³ In Heidelberg wurden die Studenten angehalten, in ihren Häusern zu bleiben, da es häufig zu Auseinandersetzungen zwischen Soldaten und Studenten kam.⁵⁴ Trotzdem waren auch sie häufig dazu bereit, an der Defension Heidelbergs mitzuwirken,⁵⁵ wie etwa gegen die Truppen Tillys im

⁵¹ Joachim Köhler, *Die Universität zwischen Landesherr und Bischof. Recht, Anspruch und Praxis an der vorderösterreichischen Landesuniversität Freiburg (1550–1752)*, Wiesbaden 1980, S. 162.; Persijn, *Ausweichuniversitäten* (wie Anm. 51), S. 53.

⁵² Ebd., S. 23.

⁵³ Susanne Häcker, „... sogar Kriegskameraden trifft man unter euch an.“ *Die Verteidigung von Stadt, Lehre und Glauben durch Heidelberger, Tübinger und Freiburger Universitätstheologen im Dreißigjährigen Krieg*, in: Franz Brendle/Anton Schindling (Hrsg.), *Geistliche im Krieg*, Münster 2008, S. 89–100.

⁵⁴ Eduard Winkelmann (Bearb.), *Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Regesten*, Bd. 2, Heidelberg 1886, S. 186.

⁵⁵ Eike Wolgast, *Die kurpfälzische Universität 1386–1803*, in: Doerr, *Semper Aper-tus* (wie Anm. 3), S. 1–70, hier S. 43.

Jahr 1622. Dabei hatten sich auch zwei Kohorten der Studenten beteiligt.⁵⁶

Zur Beteiligung von Universitätsangehörigen an der Verteidigung der Stadt Tübingen und der Landesfestung Hohentübingen finden sich in den Quellen und der Literatur keine Hinweise. Dies mag damit zusammengehangen haben, dass die Stadt Tübingen selbst 1634 an die bayerischen und nochmals 1647 an die französischen Besatzer kampflos übergeben wurde. 1634 wurde neben der Stadt auch das Schloss Hohentübingen kampflos ausgeliefert. 1647 wurde das Schloss zwar mehrere Wochen von der bayerischen Besatzung gegen die französischen Belagerer gehalten, doch über eine Beteiligung akademischer Bürger finden sich auch hier keine Hinweise.

In Freiburg wurde bereits 1622, als sich die Kriegsgefahr von der Pfalz und vom Oberrhein her zu nähern schien, eine Anfrage an die über siebzehnjährigen Studenten gestellt, welche von ihnen sich bereit erklären würden, der Stadt im Verteidigungsfall unter eigenem akademischen Feldzeichen zu dienen. Darauf meldeten sich 300 Studenten freiwillig.⁵⁷ Im Dezember 1632 waren etwa 190 Studenten an der Stadtverteidigung gegen die schwedischen Belagerer beteiligt.⁵⁸ Ebenso sollen zwei Jesuiten-Patres die Kanonen auf der Burg bedient haben.⁵⁹ Dieser Beteiligung von Studenten an der Stadtverteidigung war ein langer Schriftverkehr zwischen Stadtkommandant und Universität vorausgegangen.⁶⁰ Ebenso hatten die Studenten Bedingungen an ihre Beteiligung geknüpft. Sie würden nicht unter der Bürgerschaft wachen, sondern wollten eigene Posten haben, die nicht einem beliebigen Hauptmann unterstellt sein sollten, sondern einem aus dem akademischen Senat, etwa dem Rechtsprofessor Adam Meister. Weiterhin forderten sie, dass die Korporation Universität in den Vertrag bei Übergabe der Stadt

⁵⁶ Wolgast, *Die Universität Heidelberg* (wie Anm. 18), S. 52.

⁵⁷ Hermann Mayer, *Freiburg i. Br. und seine Universität im Dreißigjährigen Krieg* (1. Teil), in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften* 26 (1910), S. 121–188, hier S. 123.

⁵⁸ Heinrich Schreiber, *Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. Geschichte und Beschreibung*, Freiburg/Br. 1825, S. 31.

⁵⁹ Leo Alexander Ricker, *Freiburg. Aus der Geschichte einer Stadt*, Karlsruhe 1964, S. 66.

⁶⁰ Mayer, *Freiburg Teil 1* (wie Anm. 58), S. 128–137.

eingeschlossen werden würde.⁶¹ Dies waren die Bedingungen, die Universität und Studenten in jedem Verteidigungsfall gegenüber dem Magistrat stellten. Sie resultierten aus einem spezifischen Standesverhalten, dessen rechtliche Grundlage der privilegierte Status der Professoren und Studenten als *Universitätsverwandte* bildete. Ebenso zeigen sich besonders deutlich das Standesbewusstsein und das Selbstverständnis der akademischen Bürgerschaft innerhalb des Stadtverbundes. Während der schwedischen Belagerung im Frühjahr 1638 hatten sich wiederum fünfzig Studenten an der Stadtverteidigung beteiligt.⁶² Danach kam es erst wieder im Jahr 1648 aufgrund der französischen Belagerung zu einer Beteiligung von Studenten an den Wachdiensten.⁶³

In der Geschichtsschreibung wird immer wieder der allgemeine Verfall studentischer Sitten und der Disziplin während des Dreißigjährigen Krieges erwähnt. Dies kann durchaus eine Folge der Wechselwirkungen zwischen Studenten- und Soldatenleben sowie des allgemein rauer werdenden sozialen Klimas in Kriegzeiten sein. Möglich ist, dass die ständige Anwesenheit von Kriegsvolk bei den Studenten ein roheres Benehmen, wie etwa Fluchen, Spielen und Schlaghändel, aufkommen ließ.⁶⁴ Der ‚abgebrannte‘ oder relegierte Student wurde manchmal Landsknecht oder Reiter und kehrte dann später wieder an die Universität zurück. Auf diese Weise konnten durchaus die Unsitten der militärischen Lagergesellschaft an die Universitäten gelangen.⁶⁵ Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass den Studenten sowohl vor als auch nach dem Krieg hoher Alkoholkonsum, Duellunwesen, Spielsucht und an-

⁶¹ Ebd., S. 134.

⁶² Hermann Mayer, Zur Geschichte der Frequenz der Universität Freiburg im 16. und 17. Jahrhundert, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 27 (1911), S. 119–134, hier S. 126.

⁶³ Hermann Mayer, Freiburg i. Br. und seine Universität im Dreißigjährigen Krieg (2. Teil), in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 27 (1911), S. 35–90, hier S. 85.

⁶⁴ Martin Leube, Die Geschichte des Tübinger Stifts im 16. und 17. Jahrhundert, Stuttgart 1921, S. 44.

⁶⁵ Johannes Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, Leipzig 1897, S. 364.

Universität und Krieg

dere moralische Verfehlungen vorgeworfen wurden,⁶⁶ diese Vorwürfe mithin keineswegs als ein Spezifikum von Kriegszeiten angesehen werden können. Neu waren die Händel der Studenten mit fremden Söldnern. Ob sich jedoch die Konflikte der Studenten mit den Soldaten von den auch vor dem Krieg üblichen studentischen Händeln mit den Bürgersöhnen und Handwerkergelesen strukturell so gravierend unterschieden, erscheint fraglich, zumal neueste kulturhistorische Studien nahe legen, dass es sich hierbei im Kern um ritualisierte Ehrkonflikte handelte, welche die sich erst allmählich zu einer eigenen sozialen Gruppe konstituierenden Studentenschaften mit konkurrierenden Sozialgruppen austrugen.⁶⁷

Wirtschaftliche Auswirkungen

Ebenso vielfältig waren die wirtschaftlichen Auswirkungen des Krieges. Die Folgen des kaiserlichen Restitutionsedikts von 1629 führte im Falle der Universität Tübingen zum Ausbleiben erheblicher Mittel aus Klostergütern, die bislang zur Finanzierung und Unterstützung des Klosterschul- und Stipendienwesens, aber auch zur Besoldung der Professoren bereitstanden.⁶⁸ In Württemberg hatten die zeitweise Schließung der Klosterschulen und die schlechte Lage des Tübinger Stifts gravierende Auswirkungen auf das Bildungswesen.

Einquartierungen, Kontributionen und sonstige Kriegszahlungen lasteten schwer auf den Universitäten und ihren Angehörigen, da auf deren akademische Privilegien zu Kriegszeiten kaum Rücksicht genommen wurde. Durch die Unsicherheit der Wege war die Verwaltung entfernt liegender Güter schwierig geworden, und die ohnehin durch die Kriegseinflüsse verringerten Einkünfte konnten nicht mehr eingeholt werden. Infolge der Geldknappheit und des Mangels an Naturalien wurden auch bei der Universität liegende Privatstipendien angegriffen und zuweilen auch Sachvermögen, wie etwa Tafelsilber, kostbare Bücher oder sonstiges wertvolles Inven-

⁶⁶ Max Bauer, *Sittengeschichte des deutschen Studententums*, Dresden 1926, S. 53.

⁶⁷ Marian Füssel, *Devianz als Norm? Studentische Gewalt und akademische Freiheit in Köln im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Westfälische Forschungen* 54 (2004), S. 45–166.

⁶⁸ Zeller-Lorenz, *Christoph Besold* (wie Anm. 31), S. 123.

tar, veräußert.⁶⁹ Zusätzlich nahmen die Universitäten Darlehen auf und waren nach dem Krieg entsprechend hoch verschuldet. In einigen Fällen erwirkten die Hochschulen für sich gesonderte Schutzbriefe, die sie vor Kontributionen und Einquartierungen bewahren sollten.⁷⁰

Nach der Schlacht von Nördlingen im September 1634 erwirkten Stadt und Universität einen gemeinsamen Schutzbrief des Herzogs von Lothringen, wodurch sie vor den schlimmsten Verwüstungen bewahrt werden konnten.⁷¹ Trotz der dennoch folgenden hohen Kontributionen, Quartierlasten und Plünderungen kam Tübingen im Vergleich zu manch anderer württembergischen Stadt noch einigermaßen glimpflich davon.⁷² Neben Tübingen blieben im Herzogtum Württemberg lediglich Stuttgart und Marbach ungeplündert.⁷³ Die kampflose Übergabe von Stadt und Festung war somit der Preis für eine relativ gute Behandlung durch die Besatzer.⁷⁴ Während der Besatzungszeit 1647/48 bat die Universität Tübingen im Einvernehmen mit der Stadt den französischen General Turenne um einen Schutzbrief. In diesem verbot jener eigenmächtige Einquartierungen und Plünderungen bei den *Universitätsverwandten*.⁷⁵ Da die städtische Bürgerschaft hingegen häufig der Meinung war, dass bei der akademischen Bürgerschaft noch mehr Vermögen vorhanden sei als diese vorgaben und sie zudem nicht die ganzen Kriegslasten alleine tragen wollten und konnten, war es für die *Universitätsverwandten* nicht immer einfach, diese Schutzbriefe auch tatsächlich durchzusetzen. Dies war etwa der Fall, als die Universität Freiburg vom Herzog von Lothringen im Februar 1635 einen Schutzbrief zusammen mit einem *dekret und ihr f. durchl. Sigill und namen abn die statt Freyburg, die universitetische von einquartierungen zu*

⁶⁹ Wilfried Setzler u.a., Kleine Tübinger Stadtgeschichte, Tübingen 2006, S. 79.

⁷⁰ Mayer, Freiburg Teil 1 (wie Anm. 58), S. 179.

⁷¹ Rudolf von Roth, Die fürstliche Librerie auf Hohentübingen und ihre Entführung im Jahr 1635, Tübingen 1888, S. 9.

⁷² Setzler u.a., Kleine Tübinger Stadtgeschichte (wie Anm. 70), S. 78.

⁷³ Gebhard Mehring, Wirtschaftliche Schäden durch den Dreißigjährigen Krieg im Herzogtum Württemberg, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 30 (1921), S. 58–89, hier S. 79.

⁷⁴ Roth, Die fürstliche Librerie (wie Anm. 72), S. 10.

⁷⁵ Schreiner, Die Katastrophe von Nördlingen (wie Anm. 22), S. 52.

befreyen und die bereit belegten personen zue delogieren erhielt.⁷⁶ Nach längeren Auseinandersetzungen musste die Stadt den Schutzbrief anerkennen und versprach am 2. Juni 1635, die Universität nur im äußersten Notfall mit Einquartierungen zu belegen. So ein Notfall wurde bereits am 4. Juni angekündigt.⁷⁷

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Universitäten zum Kriegsende wirtschaftlich ruiniert waren. Diese finanzielle Not der Universitäten während und direkt nach dem Krieg hatte allerdings auch Rückwirkungen auf die Gesamtfinanzlage der Stadt, da stark frequentierte Universitäten einen erheblichen Wirtschaftsfaktor darstellten. Münzverschlechterungen, Kapitalverluste durch Konkurse, uneinbringliche Zinsrückstände und Zinskürzungen lagen als schwere Last auf den Privatstiftungen.⁷⁸

Die katholische Besatzungszeit hatte in Heidelberg die Auswirkung, dass die von Thomas Erast gestifteten Stipendien eingezogen wurden, da ihre Vergabe an die konfessionelle Zugehörigkeit zum reformierten Glauben gebunden war.⁷⁹ Für das *Tübinger Stift* gingen durch das Restitutionsedikt wichtige Einnahmequellen verloren. Aufgrund der Kriegswirren und der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage in Württemberg nach der Schlacht bei Nördlingen mussten die ursprünglich 150 Stipendienplätze zeitweise auf 30 verringert werden (vgl. Abb. 4).

Für die Freiburger *Rupertina* bedeutete der Verlust des Elsass an Frankreich, dass 26 Stipendien völlig erloschen, da deren Fonds bei der elsässischen Landeskammer angelegt waren und vom französischen König in seiner Funktion als Landvogt des Elsaß nach dem Krieg nicht mehr ausgezahlt wurden.⁸⁰

Zu den Selbstverständlichkeiten des Kriegsalltages gehörte es, Beute zu machen. Dabei war der Raub von Kunstschätzen durch das Kriegsrecht durchaus legitimiert.⁸¹ In diesem Zusammenhang dokumentieren Bücher als Beutegut die Ohnmacht und die kulturel-

⁷⁶ Zitiert nach Mayer, Freiburg Teil 1 (wie Anm. 58), S. 179.

⁷⁷ Mayer, Freiburg Teil 1 (wie Anm. 58), S. 181.

⁷⁸ Schäfer, Universität Tübingen zur Zeit Schickards (wie Anm. 24), S. 48.

⁷⁹ Press, Kurfürst Maximilian I. von Bayern (wie Anm. 3), S. 325.

⁸⁰ Adolf Weisbrod, Die Freiburger Sapienz und ihr Stifter Johannes Kerer von Wertheim, Freiburg/Br. 1966, S. 123.

⁸¹ Schreiner, Beutegut (wie Anm. 39), S. 128.

len Verluste der Unterlegenen, aber auch das Machtstreben und den Geltungsdrang der Sieger. Vor dem Hintergrund eines humanistischen Bildungsideals galt es als Zeichen der Überlegenheit und als Gebot der Staatsräson, unterworfenen Gegnern ihre geistigen Waffen und damit auch ihre kulturelle Identität abzuringen.⁸² Bibliotheken galten als Zentren des Wissens, als Symbole herrschaftlichen Daseins und als Repräsentationsorte kirchlicher Rechtgläubigkeit. Frühneuzeitliche Fürsten und Herren waren darauf bedacht, dem Bildungsideal des Reformzeitalters gerecht zu werden und Ruhm und Rang ihrer Dynastie durch wertvolle Bibliotheks-schätze zu vermehren.⁸³ Insbesondere in symbolischer Hinsicht wogen der Verlust der *Bibliotheca Palatina*, die 1623 von Kurfürst Maximilian I. von Bayern an Papst Urban VIII. übergeben wurde, aber auch der Abtransport der Tübinger Schlossbibliothek im Jahr 1635 nach München schwer. Die Heidelberger *Palatina* und auch die Tübinger Schlossbibliothek stellten aufgrund ihres ausgesuchten Sortiments und der Bedeutung ihrer Bücher und Schriften erstrebenswerte Beuteobjekte dar. Der Freiburger Universitätsbibliothek, die dem damaligen Standard an den Universitäten entsprechen haben dürfte, wurde hingegen wenig Beachtung geschenkt. Zwar wurde in aller Regel an Schutzvorkehrungen für die Bibliotheken gedacht, ein Abtransport der Bücher konnte allerdings oft aufgrund der Büchermenge und des Zeitmangels nicht mehr veranlasst werden.

Fazit

Abschließend lässt sich für alle drei untersuchten Universitäten festhalten, dass der Dreißigjährige Krieg einen Niedergang aus wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Blüte bedeutete, von dem sie sich nur schwer erholen konnten. Lange Jahre führten die Universitäten nur eine Art Scheinleben, wie es in der ausgeprägtesten Form wohl an der Universität Heidelberg zu Tage trat. Der Professorenbestand war an allen drei behandelten Universitäten zeitweise stark dezimiert; phasenweise waren kaum Lehrkräfte zugegen.

⁸² Ebd., S. 126.

⁸³ Klaus Schreiner, *Württembergische Bibliotheksverluste im Dreißigjährigen Krieg*, Frankfurt/M. 1974, S. 658.

Gegen die kriegsbedingt fast schon regelmäßig auftauchenden Seuchenepidemien waren die damaligen Medizinprofessoren weitgehend machtlos. So kam es, dass viele Medizinprofessoren, statt die Pest aktiv zu bekämpfen, lieber wie andere Angehörige der Zivilbevölkerung vor der raubenden und plündernden Soldateska sowie den ihnen folgenden Seuchen aus den Städten flohen.

Von den durch die Zeitgenossen grundsätzlich als Bedrückung wahrgenommenen Einquartierungen fremder *Kriegsvölker* waren nicht nur die städtischen Bürger, sondern auch die Professorenhaushalte betroffen. Kontributionen, Einquartierungen und sonstige Kriegsfolgekosten führten gleichermaßen an den Universitäten als Institutionen wie auch bei den Universitätsangehörigen zu finanziellen Bedrückungen.

Die Frequenzentwicklung einer Universität sowie die regionale und soziale Zusammensetzung der Studenten unterlagen während der Kriegszeiten starken Veränderungen. Zeitweise kam es zu einer Verlagerung der Studentenströme an kriegsverschonte *Ausweichuniversitäten*.

Als unmittelbare Kriegsfolgeerscheinung verfiel jedoch nicht nur vielerorts die Bausubstanz der Universitätsgebäude, sondern auch die Häuser in akademischem Besitz wurden von den fremden Besatzungstruppen verschiedentlich – manchmal sogar dauerhaft – der Hochschule entfremdet, was sich zu einer zusätzlichen Behinderung für die akademische Lehre entwickeln konnte. Die Folgen der – modern gesprochen – ‚psychologischen Kriegsführung‘ konnten dazu führen, daß die Besatzungstruppen sich häufig nicht nur damit begnügten, den materiellen Besitz der Stadtbevölkerung zu plündern, sondern gelegentlich auch dazu übergingen, sich gewissermaßen den geistigen und kulturellen Besitz einer Universität anzueignen, wie das Beispiel des Raubs der berühmten *Palatina* in Heidelberg zeigt. Der Raub der Heidelberger Universitätsbibliothek durch Kurfürst Maximilian I. von Bayern und deren Verbringung nach Rom kann nicht nur als symbolische Bestrafung des von ihm vertriebenen reformierten Kurfürsten, sondern – nach Kategorien Pierre Bourdieus – auch als Verlust objektivierten kulturellen Kapitals der Universität Heidelberg, mithin als geistige Degradierung der ‚ketzerischen‘ kurpfälzischen Hochschule, gedeutet werden.

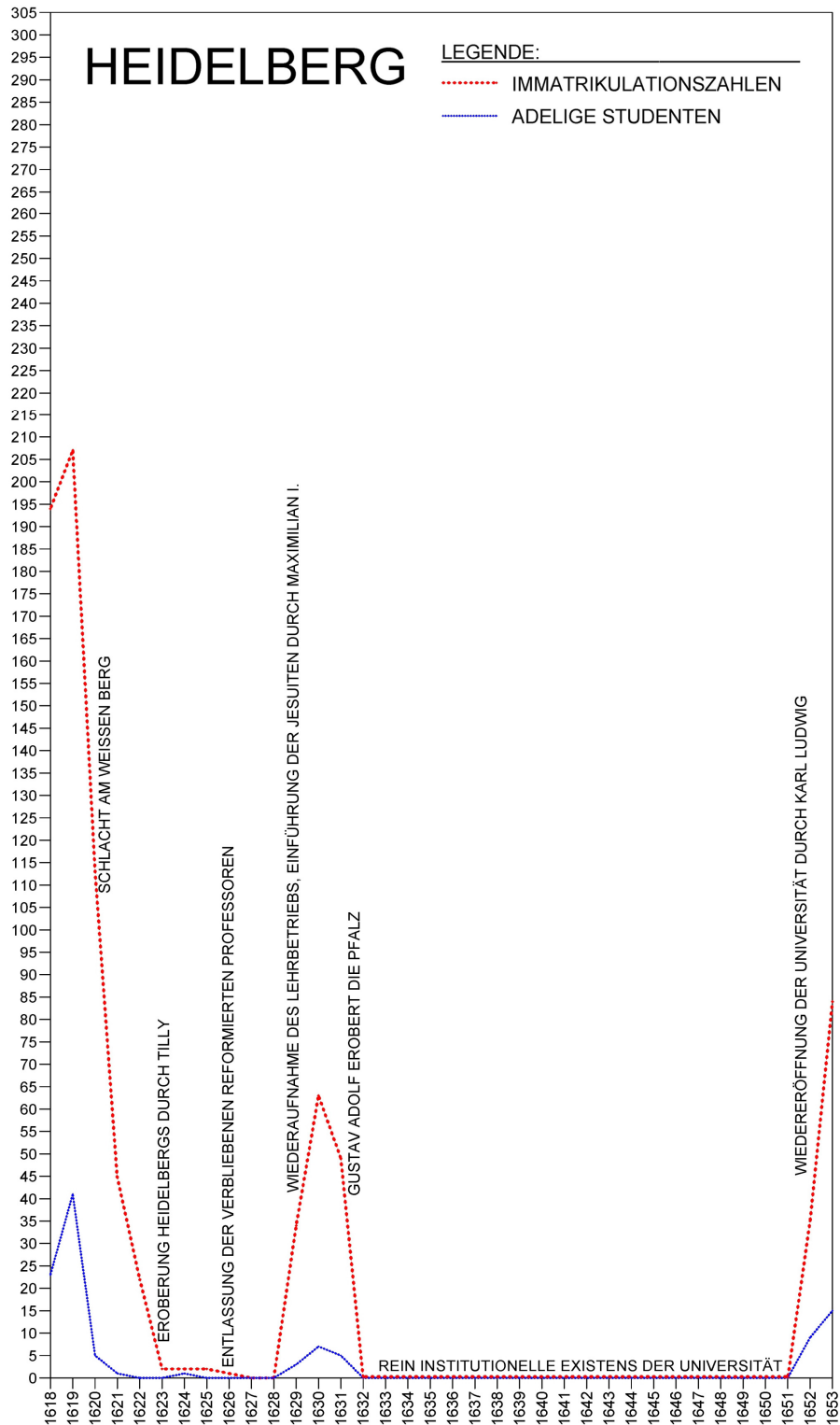


Abbildung 1: Diagramm der Gesamtimmatrikulationszahlen und des Adelsanteils innerhalb dieser Neuskriftionen an der Universität Heidelberg von 1618 bis 1653. Erstellt nach Gustav Toepke, Die Matrikel der Universität Heidelberg, Bd. 2, Heidelberg 1886, S. 287–318.

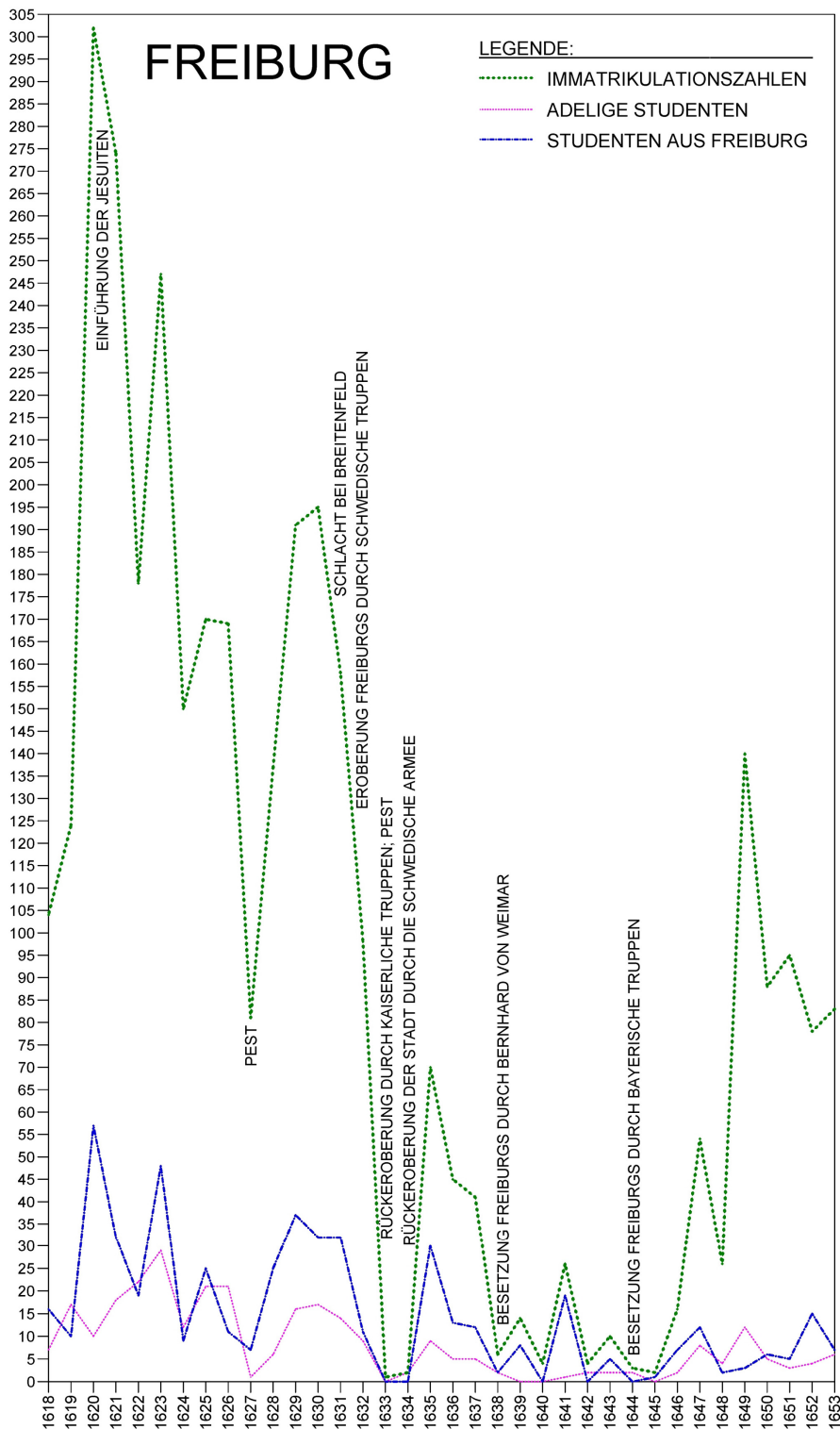


Abbildung 2: Diagramm der Gesamtimmatrikulationszahlen sowie des darin enthaltenen Anteils Adelliger und Freiburger an der Universität Freiburg (Eintragungen mit Herkunftsort Freiburg, die nicht näher erläutert sind, werden der Stadt Freiburg im Breisgau zugeordnet.) von 1618 bis 1653. Erstellt nach Mayer, Matrikel Freiburg (wie Anm. 12), S. 794–932.

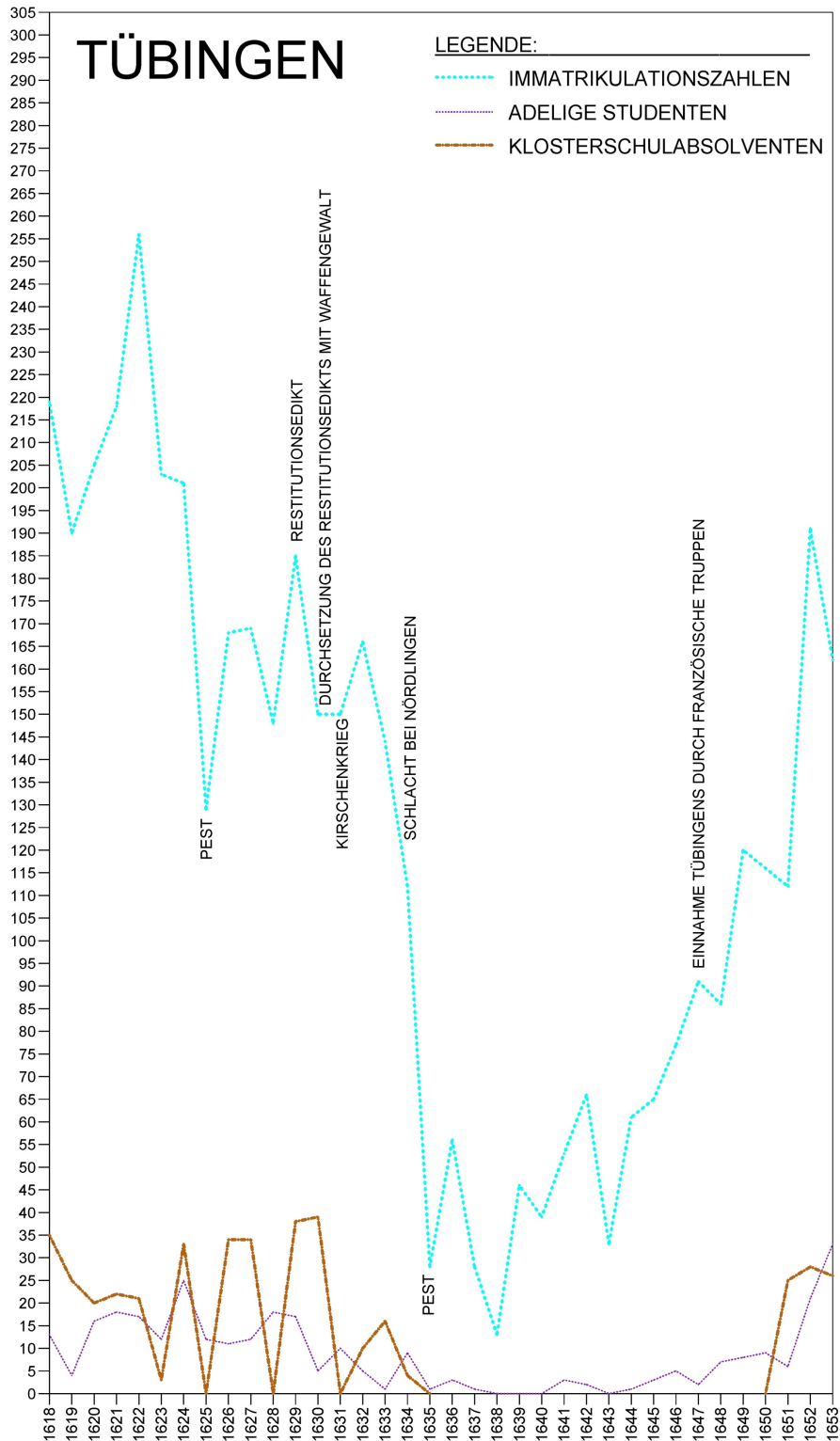


Abbildung 3: Diagramm der Gesamtimmatrikulationszahlen sowie des darin enthaltenen Anteils adeliger Studenten und Klosterschulabsolventen an der Universität Tübingen von 1618 bis 1653. Erstellt nach Albert Bürk/Wilhelm Wille (Hrsg.), Die Matrikeln der Universität Tübingen, Tübingen 1953, S. 109–260.

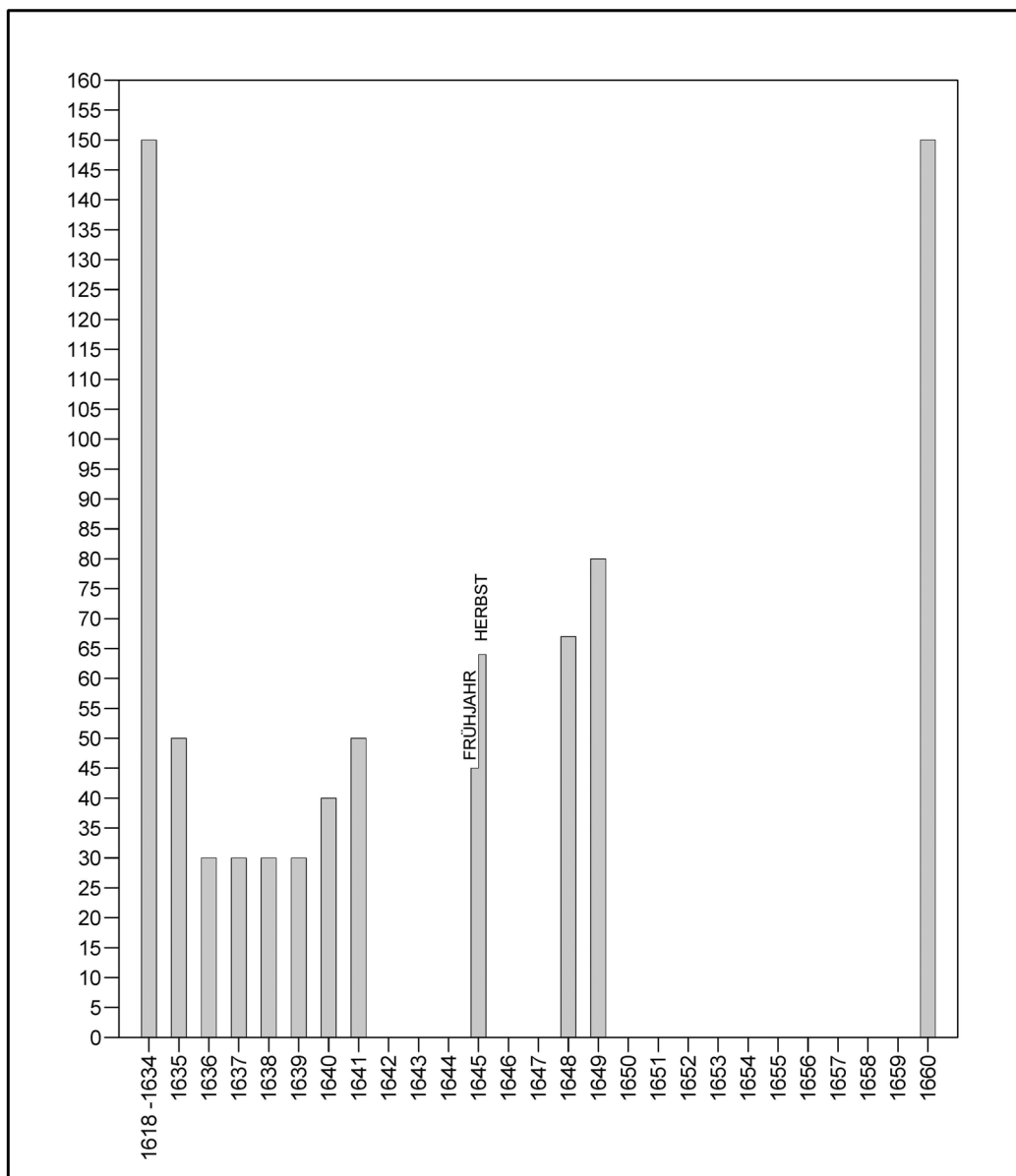


Abbildung 4: Diagramm über die Anzahl der am Tübinger Stift anwesenden Studenten zwischen 1618 und 1660. Erstellt nach: Leube: Die Geschichte des Tübinger Stifts (wie Anm. 65).

Marian Füssel

Akademischer Sittenverfall?

Studentenkultur vor, in und nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

In der Universitätsgeschichtsschreibung galt der Dreißigjährige Krieg immer wieder als *die* Krisenzeit der Universitäten, ein Zustand, der sich vor allem an einem Verfall der Sitten ablesen lasse. So schreibt etwa Richard Fick 1900: *Der dreißigjährige Krieg [...] ließ die deutschen Universitäten teils veröden, teils in der furchtbarsten Weise verrohen und verwildern.*¹ 1907 ist für Wilhelm Bruchmüller das 17. Jahrhundert *die Zeit des tieffsten Tieffstands studentischer Sittlichkeit überhaupt*² und Herbert Nimtz stellt 1937 mit Bezug auf die literarische Verarbeitung von Studentenmotiven fest, *dass erst die infolge des 30jährigen Krieges allgemein gewordene Verrohung die schlimmsten Auswüchse hereingebracht hat. Aus dieser Zeit erst stammen die Schilderungen in Raues Drama und bei Schoch, stammen auch die wirklich grausigen Berichte, auf die sich die meisten Urteile über die Zustände stützen [...], und selbst die Angriffe der Moralisten beginnen mit Lubinus, Quistorp, Meyfart erst während des Krieges.*³ In welchem Maß entsprechende Dekadenzszenarien auch zur politischen Indienstnahme genutzt wurden, wird schließlich überdeutlich, wenn Arnold Brüggmann 1941 die Situation im völkischen Duktus darstellt: *Das einschneidendste Ereignis des deutschen Volkes und damit des deutschen Studententums im 17. Jahrhundert war der Dreißigjährige Krieg mit seinen verheerenden Folgen. [...] Doppelt schwer traf dieser Niedergang Universität und Wissenschaft, Studententum und Universitätslehrer. Die Überfremdung vom Westen her wurde eine allgemeine. Der Blut- und Substanzverlust des deutschen Volkes ist zweifellos die Hauptursache dieses kulturellen Verfalls.*⁴ Brüggmann spricht von *Entartungserscheinungen*.

¹ Richard Fick, *Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens*, Berlin 1900, S. 39.

² Wilhelm Bruchmüller, *Der Leipziger Student 1409–1909*, Leipzig 1909 (ND Langenhagen 2009), S. 55.

³ Herbert Nimtz, *Motive des Studentenlebens in der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts*, Diss. Würzburg 1937, S. 84.

⁴ Arnold Brüggmann, *Zucht und Leben der deutschen Studenten 1648–1848*, Berlin 1941, S. 12.

nungen und klagt u. a. über eine *allgemeine Vervelschung der Trachten* sowie eine *Vervilderung der deutschen Sprache*.

Entsprechenden Verzerrungen und stereotypen Überzeichnungen der älteren Literatur könnte man besser begegnen, wenn es nach dem Zweiten Weltkrieg signifikante Forschungen zur Studentenkultur des 17. Jahrhunderts gegeben hätte. Doch ist die Anzahl entsprechender Arbeiten ähnlich wie Forschungen zur Geschichte der Universitäten im Dreißigjährigen Krieg insgesamt eher überschaubar.⁵ Wissen wir etwa über einzelne Hochschulen wie Freiburg, Tübingen, Heidelberg, Leipzig, Altdorf oder Erfurt bereits einiges, so stellt sich die Situation andernorts wesentlich dürftiger dar.⁶ Vor allem die negativen Auswirkungen auf die Immatrikulationsfrequenz wurden von einer Reihe von Einzelstudien hervorgehoben, die zeigen, dass es neben zahlreichen Verlierern auch manche Hochschulen im Reich gab, die von der Kriegssituation phasenweise profitierten. Während die Frequenz einer Universität wie Helmstedt unter dem Krieg litt, konnten norddeutsche *Ausweichuniversitäten* wie Rostock, Greifswald oder Königsberg zeitwei-

⁵ Vgl. Howard Hotson, *A Dark Golden Age. The Thirty Years War and the Universities of Northern Europe*, in: Allan McInnes, Thomas Riis, Frederik Pedersen (Hrsg.), *Ships, guns and bibles in the North sea and Baltic States c. 1350–c. 1700*, East Linton 2000, S. 235–270.

⁶ Hermann Mayer, *Freiburg i. Br. und seine Universität im Dreißigjährigen Krieg*, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften* 26 (1910), S. 124–188; 27 (1911), S. 35–90; Ulrich Sieber, *Professor Johann Martin Rauscher (1592–1655). Studien zur Geschichte der Universität Tübingen im Dreißigjährigen Krieg*, Köln 1968; Bernhard Zschka, *Die Lehrstühle der Universität Tübingen im Dreißigjährigen Krieg. Zur sozialen Wirklichkeit von Professoren im vorklassischen Zeitalter*, Tübingen 1993; Volker Press, *Kurfürst Maximilian I. von Bayern, die Jesuiten und die Universität Heidelberg im Dreißigjährigen Krieg 1622–1649*, in: Wilhelm Doerr (Hrsg.), *Semper Apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986*, Bd. 1, Berlin u. a. 1985, S. 314–370, vgl. dazu demnächst die komparatistische Arbeit von Susanne Häcker, *Universität und Krieg: Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf die Universitäten Heidelberg, Tübingen und Freiburg* (Dissertationsprojekt, Universität Tübingen), hierzu vorerst lediglich die Projektbeschreibung in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 11 (2007), S. 163–173; zu Leipzig vgl. zuletzt Wenke Richter, *Die Alma mater lipsiensis im Dreißigjährigen Krieg (1630–1650). Die Universität als ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘ in einer Krisenzeit*, in: ebd. 13 (2009), S. 224–255.

se neue Studierende hinzugewinnen.⁷ Auch zur Phase des Wiederaufbaus und der Konsolidierung liegen einzelne neuere Arbeiten vor.⁸ Für die Alltagsgeschichte vieler Universitäten im Krieg bleiben wir allerdings immer noch mehrheitlich auf ältere Arbeiten angewiesen.⁹

Bereits August Tholuck schrieb jedoch schon 1853 in seiner Abhandlung über das akademische Leben im 17. Jahrhundert, er müsse *bei den sittlichen Vorwürfen der Lehrer und bei der Verderbnis der Schulpugend darauf hinweisen, wie es keineswegs nur die Zeiten während des Krieges sind, in denen sie uns begegnen: sie gehen mit ziemlicher Gleichmäßigkeit durch*

⁷ Vgl. Uwe Alschner, Universitätsbesuch in Helmstedt. Modell einer Matrikelanalyse am Beispiel einer norddeutschen Universität 1576–1810, Braunschweig 1998, S. 65–68; Matthias Asche, Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500–1800), Stuttgart 2010, S. 62 f. u. 210 f.; ders., Zu den Funktionen der Universität Greifswald von ihrer Gründung bis zum Ende der schwedischen Herrschaft – eine Überprüfung von historischen Attributen, in: Dirk Alvermann u. a. (Hrsg.), Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums, Berlin 2007, S. 29–68, hier S. 52. Eine andere Einschätzung bei Heikki Pihlajamäki, Finnische Studenten in Greifswald mit besonderer Berücksichtigung der Juristenausbildung, in: ebd., S. 267–281, hier S. 272; zu Königsberg vgl. Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 (ND Berlin 1994), S. 83; zur Pfalz vgl. Alexander Persijn, Pfälzische Studenten und ihre Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges, Waldfishbach 1959.

⁸ Zu Wiederaufbau und Nachkriegszeit vgl. Robert J.W. Evans, German Universities after the Thirty Years War, in: History of Universities 1 (1981), S. 169–190; Gerhard Menk, Johann Heinrich Dauber – der Erneuerer der Marburger Universität nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Marburg-Bilder 1 (1995), S. 241–264; Gudrun Emberger, „In alten vigor undt guten standt zu bringen“. Studien zum Wiederaufbau der Universität Tübingen nach dem Dreißigjährigen Krieg (1648–1673), Tübingen, Univ., Zulassungsarb. 1976; Karl-Heinrich Oldendorf, Die Freiburger Universität in den Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: Schau-ins-Land 75 (1957), S. 199–209.

⁹ Vgl. etwa zu Helmstedt Hermann Hofmeister, Die Universität Helmstedt zur Zeit des 30jährigen Krieges, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen (1907), S. 241–277; zu Erfurt Otto Bock, Die Reform der Erfurter Universität während des dreissigjährigen Krieges, Halle 1908, zu Altdorf Anton Ernstberger, Die Universität Nürnberg-Altdorf während des Dreißigjährigen Krieges in ihrem Bestande bedroht, München 1966; zu Jena Max Steinmetz, Geschichte der Universität Jena. 1548/58–1958, Bd. 1, Jena 1958, S. 99–108, sowie exemplarisch an einem Einzelschicksal Edmund Kelter, Ein Jenaer Student um 1630 (Eberhard von Todenwarth), Jena 1908.

das ganze Jahrhundert hindurch. Eine tiefe Demoralisation eines Theils der Jugend durch den Krieg muß man – zumal bei der theilweisen Desorganisation des Schulunterrichts [...] natürlich voraussetzen.¹⁰ An dieser Stelle möchte ich ansetzen, um den Einfluss des Krieges auf die studentische Kultur jenseits stereotyper Erzählmuster des Niedergangs angemessen zu historisieren.¹¹ Tholuck hat bereits ebenso darauf hingewiesen, dass *die Exzesse der Studenten ihre Annalen in den Kriminalakten und Poenalberichten haben, von den Tugenden der Gesetzmäßigen aber es keine Geschichte gäbe.*¹² Wenn im Folgenden der Wandel studentischer „Sitten“ thematisiert wird, bezieht sich dies fast notgedrungen vornehmlich auf den devianten Teil der studentischen Kultur, wie auf dessen Kritiker. Zunächst ist zu fragen, welche Indikatoren eigentlich für die Verrohungs-These angeführt werden können (I.), um dann in einem zweiten Schritt die symbolische Militarisierung der Studentenschaft im Rahmen konkreter Kriegsbedrohung (II.) sowie drittens den moralisierenden Diskurs über die studentischen Unsitten (III.) zu behandeln.

*I. Die Persistenz devianter Praktiken
und die Indikatoren des „Sittenverfalls“*

In den Universitätsstädten der Frühen Neuzeit bildeten die Studenten eine besonders auffällige soziale Formation. Unter dem Schutz akademischer Freiheit, das heißt korporativer Privilegien und einer akademischen Gerichtsbarkeit, formierte sich eine spezifische Devianzkultur mit eigenen, den bürgerlichen diametral entgegen-

¹⁰ August Tholuck, *Das Akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen*, Bd. 1, Halle 1853, S. 259.

¹¹ Die Stereotypie des sittengeschichtlichen Diskurses wurde bereits in Klassikern der älteren Literatur moniert, wenn auch aus ganz anderer Perspektive. So geht Friedrich Paulsen in seiner *Geschichte des gelehrten Unterrichts* bewusst über die Ereignisse des Krieges hinweg: *Ich verzichte darauf, das Zerstörungswerk, das dieser Krieg auch an den Universitäten und Schulen übte, im einzelnen zu verfolgen. Ebenso verzichte ich darauf, Schauerbilder aus dem Universitätsleben, wie sie Meyfart und andere Sittenrichter der Zeit bieten, hier nochmals zur Schau zu stellen, oder die Geschichte des Aufkommens und der Unterdrückung des Pennalismus hier aufzuführen*, vgl. Friedrich Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten – vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart*, Bd. 1, 3. Aufl., Leipzig 1919, S. 492.

¹² Ebd., S. 256 f.

stehenden Normen und Habitusformen, eigenen Symbolen, ja sogar einer eigenen Sprache.¹³ Der Katalog studentischer Devianz beginnt meist mit extravaganter Kleidung, gefolgt von übermäßigem Alkoholkonsum, Gewalt in Form von Pennalismus und Zweikämpfen, Gottlosigkeit und Hurerei sowie Verschuldung und allgemeiner Vernachlässigung des Studiums.

Bereits die Klage über die verwilderte Kleidung ist jedoch seit dem Spätmittelalter anzutreffen und verdichtet sich im 16. Jahrhundert in Schriften wie etwa Joachim Westphals *Hoffartsteufel* (1565).¹⁴ Grund für den abweichenden Kleidungsstil war vor allem ein zunehmender standeskultureller Einfluss des studierenden Adels, der an den meisten Universitäten eine kaum zu kontrollierende vestimentäre Distinktionsdynamik in Gang setzte. Im à-la-Mode-Diskurs des 17. Jahrhunderts setzten sich diese Tendenzen lediglich fort – adelige Kleidung war immer auch militärische Kleidung –, und die Studenten orientierten sich somit gewissermaßen an der soldatischen Mode.¹⁵ Auch Waffenbesitz gehörte dabei zur stan-

¹³ Vgl. Marian Füssel, *Devianz als Norm? Studentische Gewalt und akademische Freiheit in Köln im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Westfälische Forschungen* 54 (2004), S. 145–166; zu der ständisch-korporativen Abgrenzungsdynamik trat zweifellos auch eine generationelle, vgl. Maximilian Schuh, *Von alten Bürgern und jungen Studenten im spätmittelalterlichen Ingolstadt. Das Verhältnis von Stadt und Universität als Generationenkonflikt?*, in: Mark Häberlein u. a. (Hrsg.), *Generationen in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten*, Konstanz 2011, S. 73–92. Zur akademischen Gerichtsbarkeit vgl. Friedrich Stein, *Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland*, Leipzig 1891; Stefan Brüdermann, *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1990; Klaus Michael Alenfelder, *Akademische Gerichtsbarkeit*, Baden-Baden 2002; Bettina Bubach, *Richten, Strafen und Vertragen. Rechtspflege der Universität Freiburg im 16. Jahrhundert*, Berlin 2005, zur Studentensprache vgl. Helmut Henne, *Georg Objartel* (Hrsg.), *Bibliothek zur historischen deutschen Studenten- und Schülersprache*, 6 Bde, Berlin u. a. 1984.

¹⁴ Joachim Westphal, *Hoffartsteufel* (Teufelbücher in Auswahl / hrsg. von Ria Stambaugh; Bd. 3), Berlin u. a. 1973; zur studentischen Kleidung vgl. als Überblick Hermann Mitgau, *Die Studententrachten*, in: Michael Doeberl u. a. (Hrsg.), *Das akademische Deutschland*, Bd. 2: *Die deutschen Hochschulen und ihre akademischen Bürger*, Berlin 1931, S. 135–154; Hermann Mayer, *Über die studentische Tracht*, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichte-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg* 31 (1916), S. 163–191.

¹⁵ Vgl. Ruth Bleckwenn, *Beziehungen zwischen Soldatentracht und ziviler modischer Kleidung zwischen 1500 und 1650*, in: *Zeitschrift für Kostümkunde* 16 (1974), S. 107–118; sowie ähnlich mit Bezug auf den bewaffneten Zweikampf Wolfgang

desgemäßen Herrenkleidung.¹⁶ Bei Christoph Meiners, einem der Gründerväter der modernen Universitätshistoriographie, heißt es dann in einer Darstellung vom Beginn des 19. Jahrhunderts: *Diese Veränderung wurde in Deutschland durch das Elend und die Zügellosigkeit des dreißigjährigen Krieges vollendet [...]. Im dreißigjährigen Kriege modelten sich die Studierenden, wie alle Schriftsteller der damaligen Zeit klagen, nach dem Muster von Landsknechten um. Sie trugen Zöpfe, und hohe Federbüsche: zerschnittne Koller oder Wämser, und Scherpen: Stiefel, Sporen und Degen, oder Stäbe und Spitzhämmer.*¹⁷

Ähnliche Traditionen besaß das gleichsam rituelle Trinken. In Gestalt des sogenannten Zutrinkens war der übermäßige Alkoholkonsum spätestens seit dem 16. Jahrhundert immer wieder Gegenstand obrigkeitlicher Verbote und Verordnungen.¹⁸ Eine bekannte Quelle für die Selbstthematization des frühmodernen „Kampftrinkens“ – denn das *Saußen oder Zechen* sei *nichts anderes / als ein tapffers und rittermessiges Scharmützel* – ist das *Jus potandi oder Zech Recht* von 1616.¹⁹ Ob diese im akademischen Milieu angesiedelte satirische Anwendung juristischer Terminologie auf das gesellige Trinken die deutsche Adaption eines englischen Textes des Dichters Richard Brathwaite (1588–1673) darstellt oder der Engländer seinerseits einen deutschen Text rezipierte, ist umstritten.²⁰ In jedem Fall zeigen die Ausführungen des *Zech-Rechtes*, dass bereits ein differenziertes Trink-Zeremoniell existierte, das gerade für die studentische Kultur identitätsbildenden Charakter besaß. Das Trinken bis zum Erbrechen stellte eine programmierte Überschreitung dar, die vor

Hardtwig, Sozialverhalten und Wertewandel der jugendlichen Bildungsschicht im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 73 (1986), S. 305–335, hier S. 317. Hardtwig stellt zu Recht neben einer *allgemeinen Militarisierung des öffentlichen Lebens im Dreißigjährigen Krieg* vor allem die *Anpassung des studentischen esprit de corps an die adelige Standeskultur* in Rechnung.

¹⁶ Oskar Franz Scheuer, Das Waffentragen auf Deutschlands Hohen Schulen, in: Wende und Schau. Kössener Jahrbuch 2 (1932), S. 65–89.

¹⁷ Christoph Meiners, Kurze Geschichte der Trachten- und Kleidergesetze auf Hohen Schulen, in: Göttingische akademische Annalen 1 (1804), S. 201–254, hier S. 245 f.

¹⁸ Beverly Ann Tlusty, Bacchus and civic order. The culture of drink in early modern Germany, Charlottesville u. a. 2001.

¹⁹ [Blasius Multibibus,] Jus Potandi oder Zechrecht. ND der deutschen Bearbeitung des „Jus Potandi“ von Richard Brathwaite aus dem Jahre 1616. Mit einem Nachwort von Professor Dr. Michael Stolleis, Frankfurt am Main 1982.

²⁰ Nimtz, Motive (wie Anm. 3), S. 79–81.

wie **nach** dem Krieg bestimmte Teile der Studentenkultur prägte. Auch das Zweikampfwesen, das religionsverachtende Betragen und der Besuch im Bordell waren keine Neuerungen des 17. Jahrhunderts, sondern formten gegenkulturelle Kontinuitätslinien vom Spätmittelalter bis in das 19. Jahrhundert.²¹

Innerhalb der studentischen Standeskultur kursierten dabei Texte und Bilder, in denen sich das studentische Ideal akademischer Freiheit symbolisch manifestierte. Der negative Idealtyp des Studenten war der so genannte *Cornelius relegatus*. Im Jahr 1600 durch den Rostocker Magister Albert Wichgrev als Komödie verfasst, wurde der Cornelius zum verbreiteten Motiv der zeitgenössischen Emblematik: 1608 visualisiert in Jakob von der Heydens *Pugillus facetiarum*, 1618 erweitert als *Speculum cornelianum*.²² Bezeichnend für den Widerstreit zweier normativer Ordnungen – der obrigkeitlichen und der studentischen – ist, dass das Stück eigentlich zur Abschreckung dienen sollte, damit die jungen Studenten *nicht von der Cornelianischen Seuche inficiret und vergiffet werden, sondern Gefäß der Gnade Gottes* würden.²³ Tatsächlich aber wurde das Motiv von vielen Studenten umgekehrt als Ideal devianter Standeskultur angeeignet und avancierte zu einem der beliebtesten Stammbuchbilder des 17. und 18. Jahrhunderts.

²¹ Zum Duell vgl. Marian Füssel, Tra onore e trasformazione in diritto. Il duello studentesco nella prima età moderna, in: Uwe Israel, Gherardo Ortalli (Hrsg.), Il duello fra medioevo e età moderna: prospettive storico-culturali, Rom 2009, S. 99–134; zur Religion vgl. ders., Zwischen beten und fluchen. Zur Religiosität der Studenten in der Frühen Neuzeit, in: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Universität, Religion und Kirchen, Basel 2011 (im Druck); zur Sexualität existieren kaum neuere Arbeiten vgl. für das 18. Jahrhundert Brüdermann, Studenten (wie Anm. 13), S. 380–420, sowie aus der älteren sittengeschichtlichen Literatur Oskar Franz Scheuer, Das Liebesleben des deutschen Studenten im Wandel der Zeiten, Bonn 1920.

²² Vgl. Ulrich Rasche, Cornelius relegatus in Stichen und Stammbuchbildern des frühen 17. Jahrhunderts. Zur Memoria studentischer Standeskultur in deren Formationsphase, in: Einst und Jetzt 53 (2008), S. 15–47; ders., Cornelius relegatus und die Disziplinierung der deutschen Studenten (16. bis frühes 19. Jahrhundert). Zugleich ein Beitrag zur Ikonologie studentischer Memoria, in: Barbara Krug-Richter, Ruth-E. Mohrmann (Hrsg.), Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa, Köln u. a. 2009, S. 157–221.

²³ Vorrede zur Übersetzung von Johann Sommer (1605) zitiert nach Rasche, Cornelius (wie Anm. 22), S. 21.

Ein Phänomen, dessen Blütezeit allerdings in der Tat weitgehend mit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zusammenfällt, ist der so genannte *Pennalismus*.²⁴ In der älteren Literatur werden der Pennalismus und der Verfall akademischer Sitten angesichts des Kriegs daher oftmals nahezu synonym behandelt.²⁵ Der Pennalismus bezeichnet ein rund einjähriges Abhängigkeitsverhältnis der Studienanfänger gegenüber den älteren Studenten, das erst nach einem Reichstagsbeschluss des *Corpus Evangelicorum* im Jahr 1654 seit den 1660er Jahren an den meisten protestantischen Universitäten unterdrückt werden konnte. Im katholischen Raum konnte sich der Pennalismus trotz vereinzelt anzutreffender Ansätze offenbar nicht etablieren.²⁶ Für die Frage nach dem Zusammenhang von Krieg und Pennalismus sind vor allem die Motive für seine Entstehung von Bedeutung. Christoph Meiners sah 1804 die Gründe seines Aufkommens an den mitteldeutschen Universitäten wie Jena, Wittenberg und Leipzig um 1608/10 in der gleichzeitigen Etablierung von Landsmannschaften und *National-Collegia*, ein direkter Zusammenhang mit den Kriegswirren ist damit nicht gegeben.²⁷

²⁴ Vgl. Marian Füssel, Riten der Gewalt. Zur Geschichte der akademischen Deposition und des Pennalismus in der frühen Neuzeit, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 32 (2005), S. 605–648; Christian Schöttgen, *Historie des ehemals auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens*, Dresden/Leipzig 1747.

²⁵ Vgl. als typisches Beispiel für die Darstellungen des 19. Jahrhunderts, den Pennalismus als *Kloake des Studententhums* bezeichnend, Karl Friedrich Hanser, *Deutschland nach dem dreissigjährigen Krieg*. Dargestellt in politischer, materieller und socialer Beziehung [...], Leipzig, Heidelberg 1862, S. 389–397, bes. S. 394.

²⁶ Für die zeitgenössische protestantische Historiographie stellte dieser Befund ein merkliches Problem dar, vgl. Schöttgen, *Historie* (wie Anm. 24), S. 51–53. In Köln kam es offenbar Ende der 1620er Jahre zu einigen Fällen von Pennalismus, was Adam Kaser, der Regens des Gymnasium Tricoronatum in seinem Tagebuch im März 1628 wie folgt schildert: *Die nächtlichen Ausschreitungen der Studenten im Gefolge der Deposition müde, forderte der Magistrat vom Rektor magnificus die vollständige Abschaffung der Deposition. Der Rektor berief die vier Dekane der Fakultäten. Diese machten geltend, es seien zwei Übel, das eine groß und neu, nämlich die Pennalisatio, welche der Deposition ähnlich sei und seit einigen Jahren von den Juristen geübt werde. Diese müsse gänzlich abgeschafft werden, weil sie ohne öffentliche Autorität eingeführt worden sei. Die andere, die alte Depositio, sei weniger vom Übel, wenn auch Umstände mit unterliefen, so sei sie doch legitim eingeführt und deshalb nicht abzuschaffen, nur die Missbräuche sollten beseitigt werden.* Zitiert nach Otto Krammer, *Bildungswesen und Gegenreformation. Die hohen Schulen der Jesuiten im katholischen Teil Deutschlands vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, Würzburg 1988, S. 131 f.

²⁷ Christoph Meiners, *Geschichte des Beanismus, der Deposition und des Pennalismus*, in: *Göttingische akademische Annalen von Christoph Meiners* 1 (1804), S.

Die soziale Rationalität dieser mit massiver psychischer wie physischer Gewalt verbundenen Übergangsphase kann auf mehreren Ebenen gesucht werden: Zunächst stellt der Pennalismus einen Akt der Subjektivierung der Studienanfänger, der sogenannten *Pennalisten*, *Innocentii*, *Imperfecti*, *Neovisti* gegenüber ihren älteren Kommilitonen den *Schoristen*, *Scheerern*, *Agenten* oder *Tribulierern* dar. Mit dieser asymmetrischen Rollenübernahme wurden die jungen Studenten in die spezifische studentische Standeskultur gleichsam hineinsozialisiert (eine Rolle, die sich später auf die sogenannten *Füchse* übertrug). Über die Ausübung devianter Praktiken, eine besondere Kleidung und äußere Zeichen, wie eine am Gürtel getragene Feder (*Penna*), wurden neue soziale Bindungen geschaffen und ein bestimmter Korpsgeist körperlich eingeübt. Mitunter zwang man die Pennäler auch zu kleinen Diebstählen.²⁸ Schließlich dürfte angesichts knapper studentischer Mittel auch die ökonomische Ausbeutung der Neulinge eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben.²⁹ So zwang man die Pennalisten häufig zur Bezahlung der gemeinsamen Zeche oder ausgiebiger Pennalschmäuse. Aus Sicht der Obrigkeiten nicht zu dulden waren schließlich sowohl die extreme Gewalt – angeblich gab es sogar Todesopfer –, die Verschuldung, der Zwang zur Devianz und die Ablenkung der Studienanfänger vom Studium, als auch der damit erreichte Grad an studentischer Selbstorganisation (einer Art Korporation innerhalb der Korporation), der mitunter gar bis zur Aufstellung eigener Pennal-Statuten führte.³⁰

102–190, S. 151–160; zu Leipzig vgl. Richard Walter Franke, Der Pennalismus auf der Universität Leipzig, in: Werner Emmerich (Hrsg.), Von Land und Kultur. Beiträge zur Geschichte des mitteldeutschen Ostens [...] zum 70. Geburtstag Rudolf Kötzschkes, Leipzig 1937, S. 203–244; zu den Landsmannschaften vgl. Rainer A. Müller, Landsmannschaften und studentische Orden an deutschen Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Harm-Hinrich Brandt, Matthias Stickler (Hrsg.), „Der Burschen Herrlichkeit“ – Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, Würzburg 1998, S. 13–34, hier S. 19–26.

²⁸ Franke, Pennalismus (wie Anm. 27), S. 221.

²⁹ Vgl. Schöttgen, Historie (wie Anm. 24), S. 21.

³⁰ Die Todesopfer betrachtet allerdings bereits Schöttgen, Historie (wie Anm. 24), S. 22 u. 34 f., als zweifelhaft; zur Vernachlässigung des Studiums ebd., S.23 f.. Zu den Pennalgesetzten in Gießen vgl. Wilhelm Martin Becker, Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 5 (1907), S. 327–355, hier S. 353–355.

In Julius Wilhelm Zingrefs erstmals 1618 erschienen *Facetiae Pennalium* wird der Pennalismus-Begriff bereits auf das ganze akademische Leben ausgeweitet und auch die Professoren als *alte Pennäl / pennaes cum autoritate et imperio* oder *Pennali di riputatione* gekennzeichnet.³¹ Zingrefs *Facetien*-Sammlung war enorm erfolgreich und erschien bis 1654 in dreizehn Auflagen, 1625 unter anderem auch mit einem Corneliusbild auf dem Titelblatt. Bezeichnenderweise erfolgte in der Vorrede der erweiterten Auflage von 1623 unter dem Eindruck der Belagerung und Einnahme Heidelbergs durch die Truppen Tillys 1622 explizit die Forderung, auch Studenten zum Kriegsdienst heranzuziehen.³² So beteiligten sich angesichts der nahenden bayerischen Truppen zwei „Kohorten“ von Studenten an der Verteidigung der Stadt.³³

II. Literis et Armis:

Studentischer Kriegsdienst und symbolische Militarisierung

In seiner Jenaer Rektoratsrede beschreibt der Theologe Johann Gerhard 1635 die Übernahme militärischer Sitten unter den Studierenden wie folgt: *Ich meine, dass der Brand des Bruderkrieges verursacht hat, dass dieses militärische Zeitalter auch militärisches Aussehen und militärisches Handeln gleichsam durch Ansteckung auf die studentische Jugend übertragen hat, so dass sie gern überall mit Degen am Gurt, ohne Talar, mit à-la-mode-Stöcken in der Hand, mit Sporen an den Stiefeln herumgehen und keine Scheu haben die Hörsäle, ja sogar die Kirche in solcher Gestalt zu betreten, und auf diese Weise sich als Kinder des Mars und nicht als Schüler der Musen darbieten; so dass sie durch ein kleines Wort beleidigt sogleich die Degen aus der Scheide ziehen, nur vom Blutigschlagen und Umbringen reden, gegenseitig aufeinander losgehen und die friedlichen Bienenstöcke der Musen durch Lärm stören, durch Zuchtlosigkeit verwüsten und durch Blut beflecken.*³⁴

³¹ Julius Wilhelm Zingref, *Facetiae Pennalium* (1618), hrsg. v. Dieter Mertens/Theodor Verweyen, Tübingen 1978.

³² Vgl. ebd., S. XXVII mit Anm. 30; zur Einnahme Heidelbergs vgl. Johann Friedrich Hautz, *Geschichte der Universität Heidelberg*, Bd. 2, Mannheim 1864, S. 161 ff.

³³ Vgl. Eduard Winkelmann (Hrsg.), *Urkundenbuch der Universität Heidelberg*, Bd. 1, Heidelberg 1886, S. 376; Eike Wolgast, *Die Universität Heidelberg 1386–1986*, Berlin u. a. 1986, S. 52.

³⁴ *Belli hujus intestini incendio deberi existimo, quod militare hoc seculum militem etiam habitum & militares actiones, velut quodam contagio, studiosae juventuti adfricuerit, ut gladiis*

Gerhard beschreibt die Übernahme militärischer Habitusformen ähnlich wie Sommer in der Vorrede zur Übersetzung des *Cornelius relegatus* als *contagio*, als Ansteckung, die gewissermaßen die studentische Kultur wie eine Krankheit infiziert habe.³⁵

Tatsächlich lassen sich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges Ansätze zu einer Militarisierung der Studentenschaft beobachten. Die Bedrohung durch feindliche Truppen führte in mehreren Universitätsstädten zur Mobilisierung von Akademiker-Fähnlein.³⁶ So etwa in Gießen im Jahr 1622, als sich die Truppen Christians von Braunschweig-Wolfenbüttel der Stadt näherten. Für das studentische Aufgebot wurde ein taftenes Banner mit dem Motto *Literis et Armis ad utrumque parati* angefertigt, das allerdings wie die gesamte Einheit nicht zum Einsatz kam, da der „tolle Halberstädter“ ohne anzugreifen weiter zog.³⁷ Erinnerungskulturellen Niederschlag fand

accincti, palliis exuti, baculis alomodialibus instructi, calcaribus armati, passim obambulare gestiant, ac auditoria, templum ipsum hoc habitu ingredi non reformident, adeoque sese Martis potius pullos, quam Musarum alumnos exhibeant; ut uno laesi uerbulo, mox gladios vagina liberent, nil nisi vulnera & caedes crepent, in mutua viscera saeviant, ac quieta Musarum alvearia clamoribus turbent, intemperie devastent, sanguine commaculent. in: Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen: darinnen von Büchern, Uhrkunden, Controversien, Veränderungen, Anmerckungen und Vorschlägen u. d. g. [...] nützl. Nachricht ertheilet wird; auff das Jahr 1728, Leipzig 1720–1750, Jg. 1728, S. 1030–1049, hier S. 1032, dt. Übersetzung hier nach Erich Trunz, Johann Matthäus Meyfart. Theologe und Schriftsteller in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, München 1987, S. 415.

³⁵ Eine Metaphorik, die sich noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts findet, so etwa 1796 in einer Klage über den studentischen Sittenverfall: *das Beyspiel dieser geduldeten Ungezogenen steckt an, wie Ruhr und Schnupfen.* [Anonym], Akademisches Decorum, in: Almanach für Aerzte und Nichtaerzte 1796, S. 212–242, hier S. 217 u. 231. Und selbst die moderne Literatur bemüht das Bild: *[D]ieser kranke Auswurf des großen Krieges hat, scheint es, in einer fast unbegreiflichen Weise das Unterbewusstsein der akademischen Jugend noch zwei, drei Generationen nachher verseucht.* Peter Lahnstein, Report einer ‚guten alten Zeit‘. Zeugnisse und Berichte 1750 bis 1805, 2. Aufl., Stuttgart u. a. 1971, S. 155.

³⁶ Vgl. auch die knappen Hinweise bei Susanne Häcker, „... sogar Kriegskameraden trifft man unter euch an.“ Die Verteidigung von Stadt, Lehre und Glauben durch Heidelberger, Tübinger und Freiburger Universitätstheologen im Dreißigjährigen Krieg, in: Franz Brendle, Anton Schindling (Hrsg.), Geistliche im Krieg, Münster 2009, S. 89–100.

³⁷ Eva-Marie Felschow, Carsten Lind, Ein hochnutz, nötig und christlich Werck. Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren, Gießen 2007, S. 104: *Im Jahre 1622 lief Giessen ebenfalls Gefahr belagert zu werden, da Herzog Christian von Braunschweig einen Theil Hessenlands durchstreifte und der Stadt sehr nahe kam. Die Furcht davor war schon so gross, dass die Studenten von Giessen weggeben wollten. Doch auf Zureden Winckelmanns, des*

die Aktion jedoch u. a. in einer Stammbuchzeichnung im Stammbuch des Studenten Daniel Schelling, die eine zur Hälfte in schwarzer studentischer Tracht, zur Hälfte in der Montur eines Landsknechts gekleidete Figur zeigt.



Abbildung 1: Blatt aus dem Stammbuch des Studenten Daniel Schelling aus Ulm, Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen, Herzogin Anna Amalia Bibliothek, Stammbuch Nr. 122, Abb. aus Eva-Marie Felschow / Carsten Lind, Ein hochnutz, nötig und christlich Werck. Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren, Gießen 2007, S. 104.

damaligen Magnifici, der sie anfrischete und ermunterte, diesen Musensitz nicht zu verlassen, blieben sie nicht nur hier, sondern batten sich auch freywillig entschlossen, den Wall, im Fall der Noth mit vertheidigen zuhelfen, weswegen ihnen eine Fahne, von grün und gelben Taffet, aufgerichtet wurde, worin mit güldenen Buchstaben stunde: litteris & armis: ad utrumque parati. Aber die Braunschweigische Armee zog vorbey. Die merckwürdige Fahne hat man sehr lang in der hiesigen Bibliothec aufbehalten, ist aber doch gegenwärtig nicht mehr darinnnen. Hans Szczech, Die Dietrich'sche Chronik von 1613 veröffentlicht um Anmerkungen versehen von Magister Rambach; Giesser Wochenblatt 1771, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins NF 49/50 (1965) S. 6–38, hier S. 34.

Das Motiv ist dem bereits erwähnten *Speculum Cornelianum* (1618) des Jakob von der Heyden entnommen bzw. kopiert dessen Vorgänger, den *Pugillus facietiarum iconographicum*.³⁸ Die hybride Identität des Studenten, der sich halb als Soldat, halb als Gelehrter imaginierte, manifestierte sich dort in der Figur des so genannten *Halbpfaffen* (wobei letzterer den Gegensatz noch deutlicher verkörpert als der Gießener „Halbstudent“, der immerhin noch über einen Degen und einen à-la-mode-Bart verfügt). Zwei allgemeine Tendenzen lassen sich an diesem Bild festmachen: Zum einen existierte das Motiv bereits vor dem Krieg, erfährt aber durch die Kriegswirren eine individuelle Aneignung und Aktualisierung; zum anderen verbleibt die Militarisierung vor allem im Bereich von Selbststilisierung und Erinnerungskultur. Gerade das Gießener Beispiel zeigt aber auch, dass die studentische Devianzkultur schon vor dem Krieg stark ausgeprägt war. 1620 wies beispielsweise ein Visitationsprotokoll aus, dass allein neun Verwundete in der Stadt lagen, die Opfer von studentischen Raufereien und Duellen geworden waren.³⁹

³⁸ Vgl. auch die Synopse der Motive bei Wilhelm Erman, Ewald Horn, *Bibliographie der deutschen Universitäten*, Bd. 1, Leipzig, Berlin 1904, S. 828–832, hier S. 832, Vgl. auch Ulrich Rasche, *Cornelius relegatus und die Disziplinierung* (wie Anm. 22), S. 188–199. Der Halbpfaffe ist jedoch keine Erfindung von der Heydens, sondern kursierte bereits im späten 16. Jahrhundert, vgl. etwa die Abbildung im Ingolstädter Stammbuch des Johann Albert von Closen aus der Zeit um 1570, vgl. *Ingolstadt – Vom Werden einer Stadt. Geschichten & Gesichter*, Ingolstadt 2000, S. 88, und Matthias Wellnhofer, *Ein Alt-Ingolstädter Studenten-Stammbuch. Das Stammbuch des Johann Albert von Closen*, in: *Ingolstädter Heimatblätter* 13 (1950), Nr. 7, S. 26–28; Nr. 8, S. 31 f., sowie das Leipziger Stammbuchblatt von 1582 in Werner Taegert, *Edler Schatz holden Erinnerns. Bilder in Stammbüchern der Staatsbibliothek Bamberg aus vier Jahrhunderten*, Bamberg 1995, S. 41.

³⁹ Wilhelm Martin Becker, *Gießener Studententum in der Frühzeit der Universität (1605–1624)*, in: *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* NF 11 (1902), S. 57–84, hier S. 81.



Abbildung 2: Kupferstich aus Jacob von der Heyden, *Speculum Cornelianum* [...], Straßburg 1618, Abb. aus: Eva-Marie Felschow/Carsten Lind, *Ein hochnutz, nötig und christlich Werck. Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren, Gießen 2007*, S. 105.

Was den militärischen Einsatz anbelangt, blieb Gießen kein Einzelfall. In Freiburg stellte man 1632 angesichts einer drohenden Belagerung durch die Schweden ein studentisches „Korps“ von 193 Mann auf.⁴⁰ Wie auch in mehreren anderen Universitätsstädten war es für die Studenten – denen man frei stellte, die Stadt rechtzeitig zu verlassen – weniger eine Frage überhaupt zu kämpfen, sondern vielmehr unter welchem Kommando sie standen. Man achtete strikt darauf, dass die korporative Autonomie der studentischen Einheit gewahrt blieb, und so begehrt vor allem die Rechtsstudenten zu wissen, ob sie bei den Privilegiis manutent und allein von der Universität kommandiert werden sollen?⁴¹ Als die Universitätsleitung ih-

⁴⁰ Heinrich Schreiber, *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. 4. Theil: Vom dreißigjährigen Krieg bis zum Uebergang der Stadt an das großherzogliche Haus Baden*, Freiburg 1868, S. 7 f.

⁴¹ Ebd.

nen daraufhin versicherte, dass dies *nicht dahin gemeint sei, dass ihnen ein unbeliebiger Hauptmann zugeeignet werde*, erklärten sich die *wehrhaften Studiosi* sämtlich bereit, dass *sie gesinnt seien, sich auf den Nothfall nach Möglichkeit zu defendiren, jedoch cum protestatione, wie vorgebracht*.

Auch an der 1622 eröffneten Universität Salzburg kam es 1634 angesichts von nahenden schwedischen Truppen und Bauernunruhen im Zusammenhang des Krieges zur Aufstellung eines akademischen „Freikorps“.⁴² Trotz großen Andrangs der Studierenden wurden jedoch nicht mehr als 150 Meldungen angenommen. Die Einheit wählte selbständig ihre Offiziere, traf sich jeden Mittwoch und Donnerstag zu Waffenübungen und erhielt eine eigene Fahne vom Erzbischof Paris Graf Lodron. Mit dem Dienst verband sich auch das Recht, einen Degen zu tragen, was in der Folge zu zahlreichen gewaltsamen Konflikten mit dem Militär führte. Das akademische Korps, von dem kein Kriegseinsatz überliefert ist, wurde daher bereits 1639 wieder aufgelöst.

Ähnliche Aufstellungen studentischer Einheiten sind aus Wien 1619, 1632 und 1645 oder Prag 1639 überliefert.⁴³ Auch die Fahne der 400 angesichts nahender feindlicher Truppen zusammengezogenen Wiener Studenten trug das Motto *Litteris et Armis* und wurde später noch lange in besonderen Ehren gehalten.⁴⁴ In Prag erfolgte die Aufstellung nach ähnlichem Muster wie in Salzburg, nur mit dem Unterschied, dass die Studenten hier 1639 und 1648 tatsächlich im Kampf zur Verteidigung der Stadt zum Einsatz kamen und sich offenbar recht erfolgreich schlugen.⁴⁵ Bei der Belagerung von 1648 fielen insgesamt 13 Studenten, 45 wurden verwundet, und Kaiser Ferdinand III. erhob die freigebornen Mitglieder der Stu-

⁴² Reinhard Rudolf Heinisch, *Salzburg im Dreissigjährigen Krieg*, Wien 1968, S. 158, Max Kaindl-Hönig, Karl Heinz Ritschel, *Die Salzburger Universität 1622–1964*, Salzburg 1964, S. 45; Josef Mayr, *Die ehemalige Universität Salzburg*, Salzburg 1859, S. 6.

⁴³ Franz Gall, *Alma Mater Rudolphina 1365–1965. Die Wiener Universität und ihre Studenten*, 3. Aufl., Wien 1965, S. 140; Peter Broucek, *Der Krieg und die Habsburgerresidenz*, in: Andreas Weigl (Hrsg.), *Wien im Dreißigjährigen Krieg: Bevölkerung, Gesellschaft, Kultur, Konfession*, Wien u. a. 2001, S. 106–154, hier S. 136.

⁴⁴ Franz Gall, *Die Insignien der Universität Wien*, Graz u. a. 1965, S. 71.

⁴⁵ Arthur Werner, *Die Studenten-Legionen der Prager Universität vom 30jährigen Krieg bis 1848*, Prag 1934, S. 8–52.

denten-Freikompanie zur Belohnung in den Adelsstand.⁴⁶ Immer wieder berichtet die Literatur von freiwilligen Kriegsdiensten auch einzelner Studierender, ohne dass uns hierzu systematische Untersuchungen vorlägen.⁴⁷ Über Helmstedt schrieb etwa Hermann Hofmeister: *Die Universität schien ein Seminar für die Heere geworden zu sein. Gar nichts Ungewöhnliches war es, dass mancher Musensohn, der im Winter über den Pandekten, der Bibel oder dem Hippokrates schwitzte, im Sommer als Dragoner zu Pferde saß, sich weidlich unter Österreichs oder Schwedens Fahnen herumtummelte und so viele Beute im Herbst wieder mitbrachte, dass er den nächsten Winter hindurch noch einmal den Musen leben konnte.*⁴⁸ In einem Tübinger Stammbuch etwa lesen wir 1631 den Eintrag: *Aut Arte aut Marte. Es ist nicht Vnmöglich, Itzt ein Student, balde ein Soldatt, Manch aus Nötten geholffen hatt.*⁴⁹ Dennoch ist in Anlehnung an den Begriff der ‚sozialen Militarisierung‘ insgesamt wohl eher von einer ‚symbolischen Militarisierung‘ der Studentenschaft zu sprechen.⁵⁰

III. Der akademische Sitten-Diskurs der zeitgenössischen Moralisten

Der moralisierende Sitten-Diskurs an den protestantischen Universitäten des 17. Jahrhunderts nimmt seinen Anfang bei dem Jenaer Ethik-Professor Wolfgang Heider (1558–1626), der den Lebens-

⁴⁶ Ebd., S. 24.

⁴⁷ Zeitgenössisch wird der Militärdienst der Studenten u.a. diskutiert in einem Dialog von Johann Peter Lotichius, *Holofernes: sive universa historia sacra Holofernis et Iudithæ, heroico carmine conscripta & secunda editione recognita ; accessit eiusdem authoris Studiosus miles sive Dialogus elegiaco carmine proponens, quomobrem h.t. studiosi relictis musis militare cogantur*, Frankfurt am Main 1625, S. 57–72, vgl. auch Nimtz, *Motive* (wie Anm. 3), S. 100.

⁴⁸ Hofmeister, *Helmstedt* (wie Anm. 9), S. 259.

⁴⁹ Robert Keil, Richard Keil, *Die deutschen Stammbücher des XVI. bis XIX. Jahrhunderts*. Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Original-Mittheilungen zur deutschen Kultur-Geschichte, Berlin 1893, S. 157.

⁵⁰ Otto Büsch, *Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713–1807*. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft, Berlin 1962; zur Forschungsdiskussion vgl. Peter H. Wilson, *Social Militarization in Eighteenth Century Germany*, in: *German History* 18 (2000), S. 1–39; Jutta Nowosadtko, *Krieg, Gewalt und Ordnung*. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002, S. 118–123.

wandel der *pseudostudiosi* in verschiedenen Schriften geißelte.⁵¹ Zunächst erfolgt eine grobe Unterscheidung in gute (*boni*) und schlechte (*mali*) Studenten in einer Prorektoratsrede von 1591, später u. a. gefolgt von einer Rede zur Einweihung des Gymnasium Casimirianum in Coburg (1605) und einer *Hypotyposis Scholastici Boni Simul et Mali* (1607).⁵² In Rostock war es der Theologe Johann Quistorp sen., der 1621 ebenfalls in einer Rektoratsrede scharf mit den studentischen Unsitten ins Gericht ging und sich in der Folge als vehementer Streiter gegen den Pennalismus profilierte.⁵³

Die Schrift, die das Bild studentischer Sittenlosigkeit im Dreißigjährigen Krieg wohl am meisten geprägt hat, dürfte jedoch ohne Zweifel Johann Matthäus Meyfarts 1636 in Erfurt veröffentlichte und über 500 Seiten umfassende *Christliche Erinnerung von der auß den Evangelischen Hohen Schulen in Teutschland [...] entwichenen Ordnungen und Erbaren Sitten und bey diesen elenden Zeiten eingeschlichenen Barbareyen* sein.⁵⁴ Für die Intertextualität des akademischen Sitten-Diskurses bezeichnend ist, dass der Theologe Meyfart Quistorp lobend er-

⁵¹ Vgl. Nimtz, *Motive* (wie Anm. 3), S. 97 f.; Rasche, *Cornelius relegatus* und die Disziplinierung (wie Anm. 22), S. 189 f.

⁵² Wolfgang Heider, *Oratio in Prorektorato. Autoris habita die 4. Febr. Anno 1591*, in: ders., *Orationum*. Vol. II, Jena 1630, S. 569–595; ders., *Oratio Finem Imponens Huic Inavgvrationi*, in: *Inauguratio Illustris Gymnasii Casimiriani, Ab Illustrissimo Principe Ac Domino, D. Johanne Casimiro, Duce Saxoniae, Landgravio Thuringiae, Marchione Misniae, &c. apud Coburgenses aperti [...]*, Coburg 1605, unpag.; ders., *Hypotyposis Scholastici Boni Simul Et Mali / Studiosae iuventuti publice exhibita in Acad: Ienensi*, Jena 1607.

⁵³ *Johannis Quistorpii theol. D. & Prof. Oratio, in qua Schoristae Academiarum pestes delineantur, Publice ab ipso Rostochij in Auditorio Majore recitata, quando Academiae rectoratum secundo assumpsit 25. die Octobris anno 1621, Rostock 1624.*

⁵⁴ Johann Matthäus Meyfart, *Christliche Erinnerung von der auf den Evangelischen Hohen Schulen in Teutschlandt an manchem ort entwichenen ordnungen und Erbaren Sitten & bey dißen Elenden Zeiten eingeschlichenen Barbareyen*, Schleißingen 1636. Zum Einfluss auf den historiographischen Diskurs über die studentische Sittenlosigkeit vgl. die Referenzen bei Meiners, *Kleidergesetze* (wie Anm. 17), S. 246 f.; Oskar Dolch, *Geschichte des Deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen*, Leipzig 1858, S. 212–214; Max Bauer, *Sittengeschichte des deutschen Studentenums*, Dresden 1926, S. 83–86, Friedrich Schulze, Paul Ssymank, *Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*, 4. Aufl., München 1932, S. 119 f.; Brüggemann, *Zucht und Leben* (wie Anm. 4), S. 22; Paulsen, *Geschichte* (wie Anm. 11), S. 492.

wähnte und längere Übersetzungen aus den vor dem Krieg erschienenen Reden Heiders in seinen Text einschaltete, um die Unsitten der Studenten zu charakterisieren.⁵⁵ So etwa wenn er die Einrichtung einer Studentenwohnung beschreibt, in der die Bücher – die Symbole der Gelehrsamkeit – misshandelt würden, während abergläubische Utensilien – Waffen und Spielgerät bis hin zu den Pantoffeln einer Liebschaft – das Bild bestimmten.⁵⁶ In den Dingen der Stube symbolisiert sich so das ganze Spektrum studentischer Devianz.

Auch Meyfart stößt sich, wie viele seiner Zeitgenossen zunächst am „allamodischen“ Erscheinungsbild der Studenten, die aufzögen *in der Kleidung wie KriegsGurgel / und haben die furchtsame Haasen Degen angegürtet / die stinckende Speyvögel Feder auffgestecket / die lahmen*

⁵⁵ Vgl. etwa die recht freie Übersetzung aus Hypotyposis Scholastici Boni Simul Et Mali bei Meyfart, Erinnerung (wie Anm. 54), S. 213–231, zu Quistorp vgl. S. 130, vgl. auch Nimtz, Motive (wie Anm. 3), S. 100 u. 103.

⁵⁶ *Kommestu ohngefährde in des Kerlaten Stuben / ich frage dich / was wirstu für Haurath finden / was wirstu finden? Erstlich zwar keine Bücherlein (denn was hat dieser hitzige oder tolle Soldatenhan mit den kalten und verzagten Studien zu thun) oder etliche wenige unter die Bäncke und in die Winckel verwegentlich geworfene / die von Staub verwüstet / von Motten zerfressen / und von den Meusen fast aufgezehret. Es sey denn / dass ob dem Tische vielleicht Zauber Karten / Buhlerische Schnacken / und Amadische Fabulen liegen / die doch unmassen die Rede gebet / etliche Theologen, welche gebührete die Schrifften des Lutheri zu lesen / im hohen Werthe halten sollten. Schawestu hin und her / du wirst sehen an der Wand abhange etliche Dolche / etliche Sticher / darunter ein Theil nicht umb drey Heller zu lösen seyn / damit / wenn es Noth thut / er solche den Rectoren einhändigen könne. Über dieses etliche Büchsen / die er bisweilen in dem Losament oder in den Vorstädten zwischen Häusern mit Schindeln gedeckt / und Schewren mit Getreyde bereicht so zu platzen sich gar nicht schewet. Du wirst sehen Pantzer / oder eyserne Handschuben / damit o Riese nicht ungewapnet auff de Kampffplatz erscheine. Auch Wämbster / die inwendig mit Baumwollen / Werck / Haar oder Fischbeinen dick ausgefüllt / und wohl vermachtet seyn / damit wen es zur Faust gerathen / solche den Stich desto steiffer dulden können. Du wirst sehen etliche Humpen / und eine große Anzahl Gläser / welche der neuen Gäste erwarten. Du wirst sehen Karten / Bretspiel / Würffel / und nicht Instrumenta, das Geld sampt der Jugend zu verderben. Fürnemblich aber an den Wänden und an der Decke wirstu sehen auffgerichtetet SiegesZeichen / und lesen das daran geschrieben: Es weren etliche gewesen (die Namen stehen dabey) die das Bier vor ihren Herren erkennen / mit vollem Munde außgeruffeb / unnd dieser Handschrift bezeugt hetten. Darnach Andere / welche / ob sie wol in der Karten vier Däuser gehabt / dennoch den Stich verspielet hätten. Wenn du die Schlaffkammer auffmachest / und heimlich ombherlawrest / wirstu bisweilen antreffen / dass eine hübsche Nymphe ihre Pantoffel darinnen gelassen / der Gesell aber Unachatsamkeit nicht beyseits gestossen. Aber still mit der Fidel diese heimliche Heimlichkeiten müssen verborgen gehalten werden. Meyfart, Erinnerung (wie Anm. 54), S. 216–217; vgl. auch die Aufnahme des Zitats bei Schöttgen, Historie (wie Anm. 24), S. 27 f.*

*Fußhinker Stieffel und Sporen angelegt / die kranken / auch wol bettelarme Raben Koller umb sich geworfen / unnd die Strickwürdige Buben Feldzeichen / Ich irre / Scharpen oder Favoren an die lincke Schulter gebefftet / oder zum wenigsten umb den Kothwanst unnd schindgrubenmässigen Bauch / wie den Hopffen umb die Stangen / gezogen.*⁵⁷ Aufschlussreich ist aber vor allem der sich anschließende Kommentar zum bloß inszenierten Soldatenstatus fernab der Realität des Krieges: *Also auch dergleichen vermeynte Studenten / wollen für hertzhafter Soldaten und versuchte KriegsOfficirer angesehen seyn / pralen mit Stäben und Spitzhämmern / haben keinen todten Mann / als nur Diebe an dem Galgen / unnd Mörder auff den Rädern gesehen / auch keinem Bawr in das Hünnerhauß gerochen / reget dergestalt der Schaafs Thon hervor an allen Orten.* Besonders drastisch gestaltet sich die Analogie zwischen Kriegsversehrten und auf Universitäten Verwundeten: *Studenten seyn nach Universiteten gezogen / und dahin gelanget / viel haben sich verirret und sollen noch wieder kommen. Der grosse Theil mit halben Köpffen / halben Füßen / halben Händen / halben Augen / halben Armen und halben Rücken anheim kommen [...]. Soll die gesampte Menge der zerstückelten / zerhacketen / gezeichneten und erwürgten beysammen seyn / Ich glaube / die dürffte ein volles Kriegs-Heer / wie solches in den Feldern mit Lust anzuschawen / vorbilden.*

Meyfarts Schrift erfuhr ein breites Echo. Während sie etwa aufgrund ihres obrigkeitskritischen Tons in Kursachsen verboten wurde, wurde sie in anderen Territorien wie Braunschweig-Wolfenbüttel durchaus positiv aufgenommen. Breite Rezeption fanden diese und andere Schriften des Erfurters etwa in Johann Michael Moscheroschs *Gesichte Philanders von Sittewalt* (1640), die im Kapitel über die *Hölln-Kinder* längere Ausführungen über studentische Unsitten enthalten.⁵⁸ Moscherosch beginnt seine Skizze des Studentenlebens mit dem Bild einer sozialräumlichen Überlagerung dem Studium angemessener und tendenziell devianter Orte: *[I]ch*

⁵⁷ Ebd., S. 136.

⁵⁸ Johann Michael Moscherosch, *Visiones de Don Quevedo. Wunderliche und Warhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt*, 2. Aufl. Straßburg 1642; siehe dazu Brigitte Höft, *Johann Michael Moscheroschs „Gesichte Philanders von Sittewald“*. Eine Quellenstudie zum ersten Teil des Werkes, Diss. Freiburg 1964, zu Zingrefts *Facetiae Pennalium*, S. 182 f., zu Meyfarts *Sitten etc.*, S. 192–204; Kenneth Graham Knight, *Johann Michael Moscherosch. Satiriker und Moralist des siebzehnten Jahrhunderts*, Stuttgart 2000.

sabe ein großes Zimmer / ein Contubernium, ein Kunckelstube / ein Musaeum, ein Bierhaus / ein Studiolum, ein Bastetenhaus / ein Weinstube / ein Ballhaus / ein Hurenhaus / etc. Ich kann nicht sagen was es eigentlich gewesen / dann alle diese Dinge sabe ich darinnen / Huren und Buben / Herze und Bernhütter / Röckel und Studenten (S. 421).⁵⁹ In der Folge wird das ganze Repertoire studentischer Sittenlosigkeit abgehandelt: *närrische Trachten* (S. 422 f.), das Zutrinken (S. 424 f., S. 427 f.), der Pennalismus (S. 426 f.) etc.

Zustimmende Aufnahme erfuhren Meyfarts Schriften auch beim Rostocker Prediger Joachim Schröder. In dessen *Hellklingender und durchdringender Friedens-Posaune* von 1640 wird u. a. das *jus potandi* im Zusammenhang der symbolischen Militarisierung der Studentenschaft zum Kritikpunkt, wenn der Autor sich fragt, *ob mehr Lästerhafftiges mag vorgenommen werden / als wenn etliche Leute sich gegeneinander wolten theilen / als in einer Schlachtordnung / da der eine Theil sollte seyn der Kayzersche / der ander der Schwedische Hauffe / dass sie auffeinander mit Gläsern und Kannen zusöffen / ob ein Theil das ander könt überwinden / dass sie erlegt würden. Wer sollte diß daß dennoch glaubwürdig von den Scoristen / dass es auff einem oder anderm Convent sol geschehen seyn / ist berichtet / vornehmlich in dieser betrübten Kriegszeit / da alles in Blut gleichsam schwimmt / gedacht haben? Hieneben verweise ich sie auff ihre wider Gott in seinen Gliedern grewliche Pasquillen. Auff ihr erschreckliches Fluchen / Insonderheit aber / derer sie sich müssen alle schuldig geben / auff ihre Disputation de Pennalismo, de jure potandi &c.*⁶⁰

Auch hier zeigt sich mithin, wie Kriegsereignisse von den Studenten symbolisch angeeignet wurden und gleichzeitig der Selbstverständigungsdiskurs einer Kultur der Devianz angeprangert wird. Doch wie sah es vor Ort an den Universitäten der Moralisten in

⁵⁹ Vgl. auch die Aufnahme des Zitats bei Schöttgen, *Historie* (wie Anm. 24), S. 35.

⁶⁰ Joachim Schröder, *Hellklingende und durchdringende Friedens-Posaune*, das ist eine Christeyffrige Vermahnung zum Friede, Rostock 1640, S. 56; zu Schröder vgl. Jonathan Strom, *Orthodoxy and Reform. The Clergy in Seventeenth Century Rostock*, Tübingen 1999, S. 169–179. Bei der angesprochenen *Disputation de Pennalismo* handelt es sich wohl um Onuphrius Palaeothus / Luca de Penna, *Disputatio physiologica de jure et natura pennalium per multas quotidianas deciforias conclusiones, cum velentijis et fallentijis ex generali Universitatum Studenticarum styli observantia collecta ad bonum omnium modernorum practicantium in foro vexatili tam active quam passive versantium* [...] o. O. 1611, vgl. Nimitz, *Motive* (wie Anm. 3), S. 77 f.

Jena, Erfurt und Rostock aus? Alle drei Universitäten zählen nicht unbedingt zu den Hochschulen, die besonders hart vom Dreißigjährigen Krieg betroffen waren. An Jena ging er weitgehend vorbei, Erfurt und Rostock erlebten unter schwedischer Besatzung sogar noch einen Anstieg der Frequenz, die erst nach dem Krieg rapide zu sinken begann.⁶¹ Jena stand die gesamte Frühe Neuzeit über für einen besonders rauen Studentenschlag, der bis ins späte 18. Jahrhundert für seine zahlreichen Duelle berüchtigt war. Rostock galt ähnlich wie Jena als eine Hochburg des Pennalismus, manche Autoren gehen gar davon aus, dass er dort entstanden sei, eine direkte Einwirkung des Krieges ist allerdings kaum festzustellen, wenn auch davon ausgegangen werden kann, dass die Rostocker schwedische Soldaten zumindest direkt vor Augen hatten.⁶² Für Erfurt wiederum sind offenbar keine Anzeichen von Pennalismus zu beobachten; die Universität florierte zu Kriegszeiten als vergleichsweise sicherer Ort.⁶³ Der Adressatenkreis der Moralisten konnte demnach je nach lokalem Kontext recht unterschiedlich bestimmt sein. Während die Rostocker und Jenenser Maßnahmen gegen den lokalen Pennalismus anstoßen mochten, kann für Erfurt möglicherweise eher eine Art Abschreckungspolitik intendiert gewesen

⁶¹ Adolph Hofmeister, Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert 3 Teile, in: Archiv für Kulturgeschichte 4 (1906), S. 1–50, 171–196, 310–348; Hans Müller, Eine Episode aus dem Kampf gegen den Pennalismus an der Universität Jena, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, NF 31 (1934), S. 113–159; Helmut Späte, Das wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige Leben der Studenten der Universität Jena im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1548/58–1658), Diss. Jena 1955, S. 89–115.

⁶² Zur Bekämpfung des Pennalismus in Rostock seitens der Theologen vgl. Otto Krabbe, Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks. Zur Geschichte Wallensteins und des Dreißigjährigen Krieges, Berlin 1863 (ND Weimar u.a. 1994), S. 62 f., S. 230 f., S. 350 ff.; Thomas Kaufmann, Universität und lutherische Konfessionalisierung. Die Rostocker Theologieprofessoren und ihr Beitrag zur theologischen Bildung und kirchlichen Gestaltung im Herzogtum Mecklenburg zwischen 1550 und 1675, Gütersloh 1997, S. 377–381.

⁶³ Zur Erfurter Situation vgl. Bock, Reform (wie Anm. 9); Ludolf W. G. Pelizaeus, Die Universität Erfurt zwischen den Konfessionen 1615–1655, in: Peter C. Hartmann, Ludolf Pelizaeus (Hrsg.), Forschungen zum Reichserzkanzler und Kurmainz, Berlin u.a. 2005, S. 29–50; Hans Medick, Zwischen Religionskrieg und Fakultätskonflikt. Professoren an der „Reformuniversität“ Erfurt – im 17. Jahrhundert, in: Alf Lüdtke, Reiner Prass (Hrsg.), Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit, Köln u. a. 2008, S. 47–64.

Akademischer Sittenverfall?

sein, die potentiellen Studenten signalisierte: ‚In Erfurt seid ihr vor solchen Praktiken sicher‘. Eine allgemeine „Verwilderung der Sitten“ unter Kriegseinfluss, wie ihn die ältere Forschung stets daraus ablas, kann angesichts dieser unterschiedlichen Hintergründe folglich insgesamt eher als Produkt eines übergreifenden protestantischen Diskurses denn als Reflex einer reichsweiten sozialen Praxis gewertet werden.

Fazit

1. Die Studentenkultur zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war von einer symbolischen Militarisierung geprägt, die zu einer Aneignung des soldatischen in Habitus und Erinnerungskultur beitrug. Tatsächliche Kriegseinsätze von studentischen Einheiten blieben hingegen offenbar die Ausnahme.
2. Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts markierte die Hochphase des Pennalismus, der sich als kulturelles Deutungsmuster der Krise auf die gesamte akademische Kultur übertrug. Der Krieg war jedoch nicht die Ursache des Pennalismus, sondern bot lediglich kulturelle Rahmenbedingungen, die entsprechende Tendenzen weiter befördert haben dürften, da landsmannschaftliche Verbindungen am Studienort gerade angesichts der Kriegswirren von besonderer Relevanz sein konnten.
3. Das Bild akademischen Sittenverfalls ist massiv durch den moralisierenden Diskurs einer Handvoll protestantischer Theologen geprägt worden. Indem dieser Diskurs den Pennalismus als *die* kulturelle Signatur herausstellte, verfestigte sich auch in der Historiographie das Bild einer weitgehend dekadenten Studentenkultur.
4. Der konfessionelle Vergleich hat gezeigt, dass die Studierenden an katholischen Universitäten genauso aktiv in die Kriegshandlungen verwickelt waren wie ihre protestantischen Kommilitonen. Das Phänomen des Pennalismus blieb sehr zum Unmut der Theologen jedoch ein rein protestantisches, was einer grundlegend anderen Organisation des studentischen Lebens geschuldet war.
5. Die Grundmuster devianter Studentenkultur existierten vor dem Krieg wie nach dem Krieg: à-la-modische Kleidung, Alkohol, Duelle und voreheliche Sexualität prägten das cornelianische Ideal des

Studenten. Was die Obrigkeiten in zahllosen Mandaten verboten und die Moralisten zu Abschreckungszwecken literarisierten, wurde von vielen Studenten hingegen als Identifikationsangebot aufgenommen.

6. Die Ursachen studentischer Devianz sind im spezifischen Rechtsraum Universität zu suchen. Erst die akademische Freiheit erlaubte gezielte Überschreitungen geltender Normen, die innerhalb der Studentenschaft ein bestimmtes standeskulturelles Milieu der Devianz hervorbrachten – ein Milieu freilich, das nicht stellvertretend für die ganze Studentenschaft genommen werden darf, innerhalb derer weite Teile eher zu den Opfern als zu den Profitieren des Krieges gezählt haben dürften.

Matthias Asche

Der Dreißigjährige Krieg
und die Universitäten im Heiligen Römischen Reich.
Ein Fazit und viele offene Fragen

Der Dreißigjährige Krieg habe *ganz außerordentlich verwüstend auf den Universitätsbesuch gewirkt*. Zwar hätten die Studien an den zahlreichen kleinen und mittelgroßen deutschen Universitäten nach Kriegsende wieder zugenommen – sogar *über Gebühr* –, seien mit hin allerdings fortan *in die Breite, nicht in die Tiefe* gegangen, sodass sich der wissenschaftliche Fortschritt fortan zwangsläufig außerhalb Deutschlands vollzogen habe. Diese Einschätzungen stammen aus der noch heute maßgeblichen Studie zur Geschichte der Frequenzentwicklung deutscher Universitäten von Franz Eulenburg.¹ Der Leipziger Nationalökonom stand mit seiner Meinung keineswegs allein, sondern reihte sich geradezu nahtlos in den Kreis der um 1900 meinungsführenden borussisch-kleindeutsch-kulturprotestantischen Historiker ein, welche die deutschen Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts generell geringschätzten, was sich noch aktuell in erheblichen Forschungsdesideraten für diese Epoche ausdrückt.² Die bis heute als Grundtatsache der deutschen Universitätsgeschichtsforschung oftmals – noch immer kritiklos – fortgeschriebene Dekadenz-These vom unaufhaltsamen Niedergang des deutschen Universitätswesens gehört in den größeren Kontext der – mittlerweile längst überholten – Bewertung des Dreißigjährigen Krieges als *Urkatastrophe des deutschen Volkes*.³ Eu-

¹ Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 (ND Berlin 1994), S. 79.

² Zum Gesamtzusammenhang vgl. etwa zuletzt den Literaturbericht von Matthias Asche/Stefan Gerber, Neuzeitliche Universitätsgeschichte in Deutschland. Entwicklungslinien und Forschungsfelder, in: Archiv für Kulturgeschichte 90 (2008), S. 159–201, hier S. 161 ff.

³ Zur Historiographietradition zum Dreißigjährigen Krieg vgl. zuletzt Kevin Cramer, The Thirty Years' War and German Memory in the nineteenth Century, Lincoln 2007, zudem Konrad Repgen, Über die Geschichtsschreibung des Dreißigjährigen Krieges. Begriff und Konzeption, in: Ders., Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Frieden. Studien und Quellen, hrsg. v. Franz Bosbach/Christoph Kampmann, Paderborn u.a. 1998, S. 21–111.

lenburg lieferte mit seinen Statistiken – die zwar offenkundige Mängel aufweisen, aber mangels Alternativen noch immer herangezogen werden müssen⁴ – nur den vermeintlich stichhaltigen Beleg für das bis heute wirkmächtige undifferenzierte Bild eines generellen geistig-kulturellen Verfalls an deutschen Universitäten während des Dreißigjährigen Krieges. Bezeichnenderweise ist diese Epoche der deutschen Universitätsgeschichte bislang allenfalls in Ansätzen explizit in den Fokus der Forschung gerückt worden.⁵ Demgegenüber sind zunächst einmal einige grundsätzliche quantitative Feststellungen zu machen: Zum Zeitpunkt des Kriegsausbruches 1618 gab es in den Territorien und Städten des Heiligen Römischen Reiches – unter Ausklammerung der Hochschulen in der Eidgenossenschaft, im *Burgundischen Reichskreis* und in *Reichsitalien* – 25 privilegierte Universitäten, d. h. höhere Bildungsanstalten, die durch Kaiser oder Papst das Recht zur akademischen Gradverleihung erhalten hatten. Diese – analog den Verhältnissen im Heiligen Römischen Reich – konfessionell vielgestaltige Universitätslandschaft konnte nicht nur über die gesamte Kriegszeit bewahrt,⁶ sondern sogar noch etwas erweitert werden: Am Ende des

⁴ Eine kritische Bewertung des Werks von Eulenburg findet sich vor allem in den Studien von Willem Frijhoff, *Surplus ou déficit? Hypothèses sur le nombre réel des étudiants en Allemagne à l'époque moderne (1576–1815)*, in: *Francia* 7 (1979), S. 173–218, und Ders., *Grandeur des nombres et misères des réalités. La courbe de Franz Eulenburg et la débat sur le nombre d'intellectuels en Allemagne 1576–1815*, in: Dominique Julia u.a. (Hrsg.), *Les Universités Européennes du XVI^e au XVIII^e siècle. Histoire sociale des populations étudiantes*, Bd. 1, Paris 1986, S. 23–63.

⁵ Ebenso bezeichnend ist es, dass die maßgebliche komparatistische Studie zur Geschichte der deutschen Universitäten während des Dreißigjährigen Krieges gerade nicht aus der Feder eines deutschen Historikers stammt, vgl. Howard Hotson, *A dark Golden Age. The Thirty Years War and the Universities of Northern Europe*, in: Allan McInnes u.a. (Hrsg.), *Ships, Guns and Bibles in the North Sea and Baltic States c.1350–c.1700*, East Linton 2000, S. 235–270.

⁶ Die Universitätslandschaft im Heiligen Römischen Reich am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges bestand jeweils zur Hälfte aus katholischen und protestantischen Hochschulen. Die katholischen Universitäten: Wien, Köln, Erfurt, Freiburg, Ingolstadt, Trier, Mainz, Dillingen, Würzburg, Graz, Olmütz, Paderborn und Molsheim – dazu die utraquistische Universität Prag –, die protestantischen Universitäten: Heidelberg (reformiert), Leipzig (lutherisch), Rostock (lutherisch), Greifswald (lutherisch), Tübingen (lutherisch), Wittenberg (lutherisch), Frankfurt an der Oder (lutherisch/reformiert), Marburg (reformiert), Jena (lutherisch), Helmstedt (lutherisch) und Gießen (lutherisch). Auf die Nachweise für die Ereignisgeschichte wird

Dreißigjährigen Krieges bestanden immerhin schon 29 vollprivilegierte Universitäten.⁷ Dies war einerseits das Ergebnis von Statuserhöhungen einiger zuvor nur als *Akademische Gymnasien* (*Gymnasia Illustria*) zu bezeichnenden, universitätsähnlichen Institutionen (1621 Straßburg und Rinteln, 1623 Altdorf). Andererseits sind aber mit Salzburg (1622) und Bamberg (1648) – zudem mit der nur kurzlebigen Jesuitenuniversität in Osnabrück (1629 päpstliche, 1632 kaiserliche Privilegierung; 1633 Schließung) – auch während des Krieges Hochschulen ganz neu gegründet worden.⁸ Bei Kriegsende waren lediglich zwei ältere Universitäten noch geschlossen: Während Gießen als einzige Universität im Reich 1625 tatsächlich formal aufgehoben und nach Marburg transloziert worden war,⁹ ruhten, als die Rheinpfalz unter fremder – bayerisch-

im Folgenden verzichtet. Sie finden sich im wesentlichen bei Laetitia Boehm/Rainer A. Müller (Hrsg.), *Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Eine Universitätsgeschichte in Einzeldarstellungen*, Düsseldorf 1983, mit weiterführender Literatur.

⁷ Nicht mitgerechnet ist hier der 1625 von Marburg nach Kassel translozierte Lehrkörper. Die Legitimität Kassels als Rechtsnachfolgerin der reformierten Marburger Universität war insofern rechtlich umstritten, als der lutherische Landgraf von Hessen-Darmstadt gleichzeitig zur Besetzung Oberhessens auch wieder Besitz von der alten hessischen Samtuniversität ergriffen, die lutherische Gießener Universität geschlossen und nach Marburg überführt hatte. Aus der Darmstädter Sicht wurden gewissermaßen mit der ‚Rückverlegung‘ Gießens nach Marburg, die im Hauptakkord von 1627 auch bestätigt wurde, die ursprünglichen Rechtsverhältnisse wiederhergestellt. Der Kasseler Landgraf hatte hingegen stets darauf beharrt, dass die alten Marburger Universitätsprivilegien auf die Kasseler Hochschule übertragen wurden. Eine förmliche kaiserliche Bestätigung erfuhr die bis zur Wiederherstellung der Vorkriegsverhältnisse (1653) bestehende Kasseler Hochschule freilich nie.

⁸ Daneben gab es während des Dreißigjährigen Krieges weitere Versuche von Universitätsgründungen. Am weitesten gediehen war die 1632 eröffnete, aber schon im darauffolgenden Jahre durch die schwedische Besatzung wieder geschlossene Jesuitenuniversität Osnabrück sowie das wegen der Kriegsverhältnisse allerdings nicht mehr realisierte Projekt einer Jesuitenuniversität in Münster (1629 päpstliche, 1631 kaiserliche Privilegien), vgl. Karl Hengst, *Jesuiten an Universitäten und Jesuitenuniversitäten. Zur Geschichte der Universitäten in der Oberdeutschen und Rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu im Zeitalter der konfessionellen Auseinandersetzung*, Paderborn u.a 1981, S. 238 ff. [zu Münster], 266 ff. [zu Osnabrück].

⁹ Zu den komplexen Verhältnissen in den hessischen Landgrafschaften vgl. die Hinweise in Anm. 7. Auch andernorts wurden durchaus zeitweise Pläne zu Universitätsverlegungen ventiliert, etwa in den Jahren 1637/39 Überlegungen der schwedischen Regierung, die alte pommersche Landesuniversität mit der Fürstenschule (*Paedagogium*) in Stettin zu vereinigen, vgl. den Beitrag von Herbert Langer.

spanischer (1620/33), schwedischer (1633/35) und kaiserlich-spanischer (1635/52) – Besatzung stand, die Privilegien der vormals reformierten Heidelberger Universität, an welcher der Lehrbetrieb endgültig 1632 eingestellt wurde. Beide Universitäten wurden jedoch nach dem Krieg wiedereröffnet: 1652 Heidelberg – nunmehr allerdings als bi- beziehungsweise trikonfessionelle Universität – und im darauffolgenden Jahr Gießen als Landesuniversität für die lutherische Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. In beiden Fällen kam dies nicht nur faktisch einer Neugründung gleich, sondern war auch mit einem personellen Neuanfang seitens der Professorenschaft verbunden.¹⁰ Es ist also festzuhalten, dass einige Universitäten im Reich zwar kurzzeitig, etwa vorübergehend in Pestzeiten,¹¹ aber – mit Ausnahme der genannten Fälle – ansonsten nicht für längere Zeit oder gar auf Dauer geschlossen waren, sodass zumindest im Prinzip der Lehrbetrieb über die gesamte Kriegszeit aufrechterhalten werden konnte.¹²

Im Gegenteil: Die zahlreich überlieferten von den Kommandierenden der fremden Besatzungsmächte für Universitätsstädte ausgestellten Schutzbriefe sollten vor allem die Bildungsinstitutionen in ihrem Bestand sichern und bestätigten folglich auch die tradierten akademischen Privilegien für die Institution und die *Universitätsverwandten* in vollem Umfang. Bemerkenswerterweise wurden in aller Regel sogar der bei Kriegsbeginn maßgebliche Konfessionsstand und der Lehrkörper, aber auch die Lehrinhalte von Universi-

¹⁰ Zur Prosopographie der Professoren in Heidelberg und Marburg nach deren Wiedereröffnung vgl. die Hinweise bei Matthias Asche, Biographische Profile und Rekrutierungsmechanismen von Professoren an kleinen und mittelgroßen protestantischen Universitäten im Heiligen Römischen Reich 1650–1800. Eine prosopographisch-kollektivbiographische Analyse von Professorenlexika, demnächst in: Christian Hesse/Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas [erscheint Basel 2011].

¹¹ So etwa die Universität Ingolstadt 1634/35 für knapp zehn Monate und 1649 für ein halbes Jahr, vgl. den Beitrag von Tobias Schönauer.

¹² Dies wurde auch explizit von den Landesherrn so gewünscht, vgl. exemplarisch zu Leipzig: Georg Müller, Die Visitationen der Universität Leipzig zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 27 (1906), S. 18–59, zu Jena: Stefan Wallentin, Fürstliche Normen und akademische „Observanzen“. Die Verfassung der Universität Jena 1630 bis 1730, Köln u.a. 2009, S. 81 ff. [betr. Visitation von 1644].

täten nicht von den fremden Besatzungsmächten angetastet¹³ – nicht einmal in Rostock unter der Regierung des katholischen Herzogs Albrecht von Wallenstein.¹⁴ Sämtliche Gegenbeispiele betrafen lediglich diejenigen Universitäten, von denen die Besatzer oder neuen Landesherren wegen grundlegend veränderter Machtverhältnisse realistisch erwarten konnten, dass diese auch nach dem Krieg so konserviert würden: in Heidelberg nach der Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf den bayerischen Herzog, in Marburg nach der Okkupation Oberhessens durch den lutherischen Landgrafen von Darmstadt und in Prag nach der Schlacht am Weißen Berg,¹⁵ aber etwa auch in Erfurt, wo die schwedische Kriegsverwaltung ihr Hauptquartier im Reich bezogen und die katholische Universität des Mainzer Erzbischofs zwischen 1631 und

13 Beispielsweise in Leipzig, Greifswald oder Freiburg nach der Ankunft der schwedischen Besatzungstruppen, vgl. die Beiträge von Alexander Zirr, Herbert Langer und Susanne Häcker.

14 Grundlegend nach wie vor Otto Karsten Krabbe, *Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks. Zur Geschichte Wallensteins und des Dreißigjährigen Krieges*, Berlin 1863 (ND Weimar u.a. 1994), S. 107 ff., zudem Georg Christian Friedrich Lisch, *Wallensteins Kirchen- und Schul-Regierung in Meklenburg [sic!]*, in: *Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde* 37 (1872), S. 3–39, Wilhelm Rogge, *Wallenstein und die Stadt Rostock. Ein Beitrag zur Specialgeschichte des 30jährigen Krieges*, in: ebd. 51 (1886), S. 283–350, und Wilhelm Stieda, *Die Universität Rostock und Wallenstein*, in: ebd. 81 (1917), S. 75–88. Selbst in seiner letzten Verordnung von 1629 hatte Wallenstein die Kammer angewiesen, etwaige Überschüsse unter anderem der Universität zu überlassen, vgl. Georg Christian Friedrich Lisch, *Wallensteins letzte Kammer- und Hofverordnung bei seinem Abzuge aus Meklenburg [sic!] 1629*, in: ebd. 36 (1871), S. 49–54.

15 In Prag bestand seit 1556 neben der alten, am Beginn des Krieges von Utraquisten und Protestanten bestimmten Karls-Universität (Carolinum) das Jesuitenkolleg St. Clemens (Clementinum), vgl. zuletzt den Sammelband von Alena Richtrová/ Ivana Čornejová (Hrsg.), *The Jesuits and the Clementinum*, Praha 2006. Nach der Schlacht am Weißen Berge wurde der Rektor des Carolinums zur Resignation und Übergabe der Prager Universitätsinsignien gezwungen sowie die letzten verbliebenen Professoren ausgewiesen. Im Jahre 1622 wurden die Dotationsgüter des Carolinums dem Clementinum überlassen, was bei den dortigen Jesuiten zur irrigen Ansicht führte, dass die alte Karls-Universität damit nunmehr aufgelöst worden sei. Diese Rechtsunsicherheit bestand bis 1638, als die Karls-Universität mit bloß zwei Fakultäten – einer Juristischen und einer Medizinischen – wiedereröffnet wurde, beziehungsweise bis zur definitiven Vereinigung von Carolinum und Clementinum zur Carolo-Ferdinanda im Jahre 1654, vgl. Wenzel Wladiwoj Tomek, *Geschichte der Prager Universität. Zur Feier der fünfhundertjährigen Gründung derselben*, Prag 1849 (ND Osnabrück 1984), S. 244 ff.

1635 in eine lutherische umgewandelt hatte.¹⁶ In diesem Zusammenhang ist ferner darauf hinzuweisen, dass einige Universitäten gerade während des Krieges von ihren Obrigkeiten großzügige Schenkungen in Form von *Dotalgütern* erhalten hatten. Wegen der Überschuldung der neuen Grundherrschaften konnten sich diese zunächst zwar als ein zweischneidiges Schwert erweisen, aber sie sicherten den Universitäten zumindest nach Kriegsende auf lange Sicht höhere Einkünfte. Dies gilt vor allem für Greifswald und Jena,¹⁷ aber etwa auch für die von der schwedischen Besatzungsmacht geförderte – nunmehr lutherische – Erfurter Universität, die zumindest zeitweise, bis zum Prager Frieden (1635), von der Über-

¹⁶ In Erfurt gab es bei Kriegsbeginn die besondere Situation, dass an dieser formal katholischen Universität des Mainzer Erzbischofs stets auch einzelne, vom Magistrat der Stadt Erfurt berufene protestantische Professoren wirkten, die jedoch bezeichnenderweise zu keiner Zeit dem Konzil angehörten. Mit der Ausweisung der katholischen Professoren durch die schwedischen Besatzungstruppen war in Erfurt erstmals eine konfessionell eindeutige – lutherische – Universität entstanden, deren Grundlage die eine Neufundierung der Universität durch säkularisiertes Kirchengut bildete, vgl. die Literaturhinweise in Anm. 20, zudem noch immer Otto Bock, *Die Reform der Erfurter Universität während des Dreißigjährigen Krieges*, Halle 1908.

¹⁷ Der Greifswalder Universität wurde im Jahre 1634 das Amt Eldena überlassen, vgl. den Beitrag von Herbert Langer. Die pommersche Landesuniversität wurde sofort in das höhere Bildungssystem des Schwedischen Reiches eingebunden, vgl. die grundlegende Studie von Ivar Seth, *Die Universität Greifswald und ihre Stellung in der schwedischen Kulturpolitik 1637–1815*, Berlin 1956 (in der schwedischen Originalausgabe unter dem Titel: *Universitet i Greifswald och dess ställning i Svensk kulturpolitik 1637–1815*, Uppsala 1952, mit Anmerkungsapparat), zudem Herbert Langer, *Die Universität Greifswald als Mittler zwischen Schweden und den deutschen Territorien (16.–18. Jahrhundert)*, in: *Kulturelle Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. 3. Arbeitsgespräch schwedischer und deutscher Historiker in Stade am 6. und 7. Oktober 1989*, Stade 1990, S. 27–34, Ders., *Die pommersche Landesuniversität und das schwedische Reichsinteresse (1630–1720)*, in: Peter Wörster (Hrsg.), *Universitäten im östlichen Mitteleuropa. Zwischen Kirche, Staat und Nation. Sozialgeschichtliche und politische Entwicklungen*, München 2008, S. 85–103, und Matthias Asche, *Zu den Funktionen der Universität Greifswald von ihrer Gründung bis zum Ende der schwedischen Herrschaft. Eine Überprüfung von historiographischen Attributen*, in: Dirk Alvermann u.a. (Hrsg.), *Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums*, Berlin 2007, S. 29–68, hier S. 47 ff. Der Universität Jena wurden im Jahre 1633 die Ämter Apolda und Remda übertragen, vgl. zuletzt hierzu Wallentin, *Fürstliche Normen* (wie Anm. 12), S. 77 ff., 328 ff., mit weiterführender Literatur.

Der Dreißigjährige Krieg

lassung des säkularisierten katholischen Kirchen- und Klosterbesitzes profitieren konnte.¹⁸

Es kann freilich nicht verschwiegen werden, dass der Dreißigjährige Krieg das deutsche Universitätswesen auch erheblich beeinträchtigt und geschädigt hatte. Kontributionen und Einquartierungen lasteten schwer auf der zivilen Bevölkerung der Universitätsstädte, und es kam auch zu den üblichen Konflikten bei Okkupationssituationen.¹⁹ Und dennoch hatten die hohe Militärpräsenz und die Einquartierungen nicht nur einseitig negative Auswirkungen für die Universitätsstädte, wie gerade das Beispiel Erfurts eindringlich zeigt: Unter dem Schutz der schwedischen Besatzungstruppen erfuhr die nunmehr eindeutig lutherische, zuvor aber wegen ihrer uneindeutigen konfessionellen Ausrichtung seit der Reformation nur begrenzt frequentierte Universität eine – freilich kurzfristige – Phase der Stabilisierung und kulturellen Blüte.²⁰ Auch etwa in

¹⁸ Hierzu vgl. die Literaturhinweise in Anm. 16 und 20.

¹⁹ Okkupationsregime und die Formen der Begegnung von Militär- und Zivilgesellschaft sind ein traditionelles Forschungsfeld des *Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, vgl. etwa die programmatischen Studien von Ralf Pröve, *Der Soldat in der „guten Bürgerstube“*. Das frühneuzeitliche Einquartierungssystem und die sozioökonomischen Folgen, in: Bernhard R. Kroener/Ralf Proeve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1996, S. 191–219 (wiederveröffentlicht in: Ders., *Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Gesammelte Abhandlungen*, hrsg. v. Bernhard R. Kroener/Angela Strauß, Münster 2010, S. 7–37), Markus Meumann, *Kriegsfolgen und militärische Lasten als Konfliktpotential im 17. Jahrhundert. Bilanz der Forschung und Ansätze zu einer Typologie des Widerspruchs*, in: Werner Freitag u.a. (Hrsg.), *Politische, soziale und kulturelle Konflikte in der Geschichte von Sachsen-Anhalt. Beiträge des landesgeschichtlichen Kolloquiums am 4./5. September 1998 in Vockerode, Halle 1999*, S. 128–145, oder Michael Kaiser, *Der Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zu Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus*, in: Stefan Kroll/Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, Münster u.a. 2000, S. 79–120, zudem den einschlägigen Sammelband von Jörg Rogge/Markus Meumann (Hrsg.), *Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert*, Münster u.a. 2006.

²⁰ Hierzu vgl. Thomas Kossert, [Projektskizze] *Zwischen Schweden, Mainz und Sachsen. Erfurt als kulturelles Zentrum im Dreißigjährigen Krieg*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Bulletin 13* (2009), S. 263–267, und Ders., [Art.] *Erfurt, demnächst* in: Wolfgang Adam/Siegrid Westphal (Hrsg.), *Handbuch Kulturelle Zentren der Frühen Neuzeit* [erscheint Berlin/New York 2011], außerdem Ludolf Pelizaeus, *Die Universität Erfurt zwischen den Konfessionen 1615–1655*, in:

Leipzig, Ingolstadt und Greifswald sorgte das Militär ganz grundsätzlich für den Schutz der Zivilbevölkerung innerhalb der Stadtmauern, beispielsweise durch eine zügige Reparatur der Befestigungsanlagen. Weiterhin wirkte es stimulierend für Gewerbe und Handwerk, sodass einige städtische Bevölkerungsgruppen durchaus vom Krieg profitieren konnten.²¹ Andererseits entstanden in Universitätsstädten während der Besatzungszeiten auch spezifische Konfliktslagen, die sich allein aus der privilegierten Rechtsstellung der Universität und ihrer Angehörigen erklären: Diese betrafen etwa generell Loyalitätsprobleme, mithin das Spannungsfeld der Professoren zwischen Anhänglichkeit gegenüber der alten Landesherrschaft einerseits und Notwendigkeit eines Arrangements mit den neuen Machtfaktoren vor Ort andererseits. Diese Anpassungsleistungen der Professoren konnten zuweilen bis hin zu Konversionen und sogar Mehrfachkonversionen im Sinne der fremden Besatzungsmacht führen,²² wobei freilich nicht nur nach den jeweiligen Intentionen und der Glaubwürdigkeit eines solchen – gelegentlich mit einer legitimierenden Konversionsschrift einhergehenden²³ – Bekenntnisaktes gefragt werden muss, sondern auch generell, ob es im Dreißigjährigen Krieg grundsätzlich eine stärkere Konversionsbereitschaft protestantischer als katholischer Professoren gegeben hat. Konflikte konnten aber beispielsweise auch die seit jeher schwierigen und schon vor dem Krieg oftmals belasteten Beziehungen der Professoren und Studenten zum Magistrat der Städte berühren, die unter der Eindruck veränderter Machtverhältnisse

Peter C. Hartmann/Ludolf Pelizaeus (Hrsg.), *Forschungen zu Kurmainz und zum Reichserzkanzler*, Frankfurt am Main u.a. 2005, S. 29–50, und Hans Medick, *Zwischen Religionskrieg und Fakultätskonflikt. Professoren an der „Reform-Universität“ Erfurt im 17. Jahrhundert*, in: Alf Lüdtke/Reiner Prass (Hrsg.), *Gelehrtenleben. Wissenschaftspraxis in der Neuzeit*, Köln u.a. 2008, S. 47–64.

²¹ Hierzu vgl. die Beiträge von Alexander Zirr, Tobias Schönauer und Herbert Langer.

²² Beispiele für Konversionen von Professoren reformierten Bekenntnisses aus Heidelberg und lutherischen Bekenntnisses aus Tübingen nennt Susanne Häcker in ihrem Beitrag.

²³ Eine solche Konversionsschrift hat beispielsweise der Tübinger Rechtsprofessor Christoph Besold verfaßt, vgl. Matthias Pohlig, *Gelehrter Frömmigkeitsstil und das Problem der Konfessionswahl. Christoph Besold (1577–1638) und seine Konversion zum Katholizismus*, in: Ute Lotz-Heumann u.a. (Hrsg.), *Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit*, Gütersloh 2007, S. 323–352.

nunmehr eine Chance zur Ausweitung ihrer rechtlichen Kompetenzen auf die exemten *Universitätsverwandten* sahen.²⁴ Daneben sorgte die enorme Präsenz von einfachen Soldaten in den Städten für erhöhtes Konfliktpotential mit den Studenten, die sich diesen gegenüber standesgemäß mit ritualisierten – nicht zuletzt provozierenden – Habitusformen zu profilieren versuchten.²⁵ Insgesamt liegen allerdings noch zu wenige Studien zu Okkupationsregimes in Universitätsstädten vor²⁶ – insbesondere in komparatistischer Hinsicht²⁷ –, sodass kaum typologisierende Aussagen darüber getroffen werden können, ob etwa der Umgang der fremden Besatzungs-

²⁴ Zum Thema ‚Stadt und Universität‘ sei exemplarisch verwiesen auf den Problemaufriss von Matthias Asche, *Universität und Stadt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu einem wenig bekannten Kapitel der deutschen Universitätsgeschichte am Beispiel Rostocks und Bützows*, in: Michael Maaser (Hrsg.), *Stadt, Universität, Archiv*, Göttingen 2009, S. 89–116, mit weiterführender Literatur.

²⁵ Hierzu vgl. den Beitrag von Marian Füssel. Exemplarisch sei verwiesen auf die grundsätzlichen Überlegungen von Dems., *Studentenkultur als Ort hegemonialer Männlichkeit? Überlegungen zum Wandel akademischer Habitusformen vom Ancien Régime zur Moderne*, in: Martin Dinges (Hrsg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt am Main 2005, S. 85–100, vgl. exemplarisch auch Bernd Rüdiger, *Kriminalität während des Dreißigjährigen Krieges in Leipzig. Ein Sonderfall innerstädtischer Kommunikation*, in: Helmut Bräuer/Elke Schlenkrich (Hrsg.), *Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Festschrift für Karl Czok zum 75. Geburtstag*, Leipzig 2001, S. 609–632.

²⁶ Unter den einschlägigen Studien sind vor allem zu nennen: Hermann-Dieter Müller, *Der schwedische Staat in Mainz 1631–1636. Einnahme, Verwaltung, Absichten, Restitution*, Mainz 1979, Volker Press, *Kurfürst Maximilian I. von Bayern, die Jesuiten und die Universität Heidelberg im Dreißigjährigen Krieg 1622–1649*, in: Wilhelm Doerr (Hrsg.), *Semper Apertus. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Festschrift in sechs Bänden*, Bd. 1, Berlin u.a. 1985, S. 314–370, und Ingrid Kühbacher, *Freiburg unter dem Befehl von Obrist Kanoffski. Als die Stadt den Schweden gehörte*, in: *Freiburger Almanach* 44 (1993), S. 55–59, neuerdings auch Alexander Zirr, *Die Schweden in Leipzig 1642–1650. Ein stadtdenkmaltlicher Überblick zur Spätphase des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins* 2009, S. 67–87, und Holger Berg, *Military Occupation under the Eyes of the Lord. Studies in Erfurt during the Thirty Years War*, Göttingen 2010.

²⁷ Verwiesen sei hier explizit auf die im Entstehen begriffene Dissertation von Susanne Häcker, [Projektskizze] *Universität und Krieg. Die Auswirkung des Dreißigjährigen Krieges auf die Universitäten Heidelberg, Tübingen und Freiburg*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 11 (2007), S. 163–173, vgl. auch ihren Beitrag in diesem Band.

truppen beziehungsweise der landesherrlichen Militärregime mit Fernhandelsstädten ein anderer war als mit strategisch wichtigen Garnisons- beziehungsweise Festungsstädten (z.B. Ingolstadt, Greifswald, Tübingen, Freiburg, Frankfurt an der Oder, Marburg, Würzburg)²⁸ oder mit Residenzstädten (z.B. Heidelberg, Salzburg, Wien, Olmütz, Mainz, Dillingen, Kassel).²⁹ Insgesamt scheinen diejenigen Universitätsstädte, die zugleich Handels- oder Messestädte gewesen sind, von allen Kriegsparteien generell eher geschont worden zu sein. Dies gilt jedenfalls gleichermaßen für Leipzig und Erfurt wie für Köln oder Rostock,³⁰ was dort nicht nur die zeitwei-

²⁸ Exemplarisch zu Ingolstadt: Tobias Schönauer, Ingolstadt in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Soziale und wirtschaftliche Aspekte der Stadtgeschichte, Ingolstadt 2007; zu Frankfurt an der Oder: Frankfurt (Oder) im Dreißigjährigen Krieg. Ausstellungskatalog, Schwerin 1998; zu Marburg: Armin Sieburg, Marburg im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648), in: Marburger Almanach 1981, S. 138–144; zu Würzburg (mit Festung Marienberg oberhalb der Stadt): Johannes Schellakowsky, „Das eingefallene verderbliche Kriegswesen“. Würzburg im Dreißigjährigen Krieg, in: Klaus M. Höynck/Alexander von Papp (Hrsg.), Würzburg. 1300 Jahre Stadtleben. Zwischen Bildung und Bürgertum, Kirche und Kultur, Würzburg 2003, S. 39–44, und Bernhard Sicken, Dreißigjähriger Krieg (1618–1648), in: Ulrich Wagner (Hrsg.), Geschichte der Stadt Würzburg, Bd. 2, Stuttgart 2004, S. 101–125.

²⁹ Exemplarisch zu Heidelberg: Annette Frese u.a. (Hrsg.), Der Winterkönig. Heidelberg zwischen höfischer Pracht und Dreißigjährigem Krieg. Begleitbuch zur Ausstellung, Remshalden 2004; zu Salzburg: Reinhard Rudolf Heinisch, Salzburg im Dreißigjährigen Krieg, Wien 1968; zu Wien: Andreas Weigl, Die „Hauptstadt“ Wien und der Dreißigjährige Krieg, in: Ders. (Hrsg.), Wien im Dreißigjährigen Krieg. Bevölkerung, Gesellschaft, Kultur, Konfession, Wien u.a. 2001, S. 15–30; zu Prag: Michael Šroněk/Jaroslava Hausenblasová, Gloria & Miseria. Prag und der Dreißigjährige Krieg 1618–1648, Praha 1998; zu Olmütz: František Matějek, Švedové na Olomoucku za třicetileté války [= Die Schweden in Olmütz im Dreißigjährigen Krieg], in: Vlastivědný věstník moravský 38 (1986), S. 41–53, 168–179, 276–289, und Miroslav Koudela/Zdeněk Kašpar, The Swedes in Olomouci (1642–1650). Ausstellungskatalog, London 1995.

³⁰ Zu Leipzig: Zirr, Die Schweden in Leipzig (wie Anm. 26), und Wenke Richter, Die Alma mater lipsiensis im Dreißigjährigen Krieg (1630–1650). Die Universität als „Subjekt“ und „Objekt“ in einer Krisenzeit, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 13 (2009), S. 224–255, zudem deren Beiträge in diesem Band, daneben Manfred Straube, Die Leipziger Messen im Dreißigjährigen Krieg, in: Uwe John/Josef Matzerath (Hrsg.), Landesgeschichte als Herausforderung und Programm. Karlheinz Blaschke zum 70. Geburtstag, Leipzig 1997, S. 421–441, und Robert Beachy, Reforming interregional Commerce. The Leipzig Trade Fairs and Saxony Recovery from the Thirteenth Years' War, in: Central European History 32 (1999), S. 431–452; zu Erfurt: Berg, Military Occupation (wie Anm. 26); zu Köln: Hans-Wolfgang Bergerhausen, Die Stadt Köln im Dreißigjährigen Krieg, in: Stefan

se hohen Immatrikulationsfrequenzen während des Krieges,³¹ sondern auch die relativ rasche Konsolidierung der Universitäten in Fernhandelsstädten in der Nachkriegszeit erklären würde.³² In Garnisons- und Festungsstädten scheinen hingegen die Okkupationsregime restriktiver vorgegangen zu sein und auch Gewalt gegenüber Professoren und Studenten nicht gescheut zu haben. Die Intensität dieser Restriktionen richtete sich wohl durchaus nach der mehr oder weniger exponierten strategischen Lage der Universitätsstädte innerhalb des militärischen Operationsgebietes der Besatzungstruppen.³³ Gezielte Plünderungen von Herrschaftsinsignien, Kunst, Bibliotheks- und Archivgut hatten dabei jedoch vor allem symbolischen – im Falle des spektakulären Raubs der *Bibliotheca Palatina* in Heidelberg durch Herzog Maximilian von Bayern und deren Verbringung nach Rom (1622/23)³⁴ durchaus auch bestrafenden – Charakter und betrafen bezeichnenderweise

Ehrenpreis (Hrsg.), *Der Dreißigjährige Krieg im Herzogtum Berg*, Neustadt an der Aisch 2002, S. 102–131, und Christian Bartz, *Köln im Dreißigjährigen Krieg. Die Politik des Rates der Stadt (1618–1635)*, vorwiegend anhand der Ratsprotokolle im Historischen Archiv der Stadt Köln, Frankfurt am Main u.a. 2005; zu Rostock vgl. die Literaturhinweise in Anm. 14.

³¹ Hierzu vgl. die *Tabelle I* zu den Immatrikulationsfrequenzen der Universitäten im Heiligen Römischen Reich.

³² Dies vermutet Wenke Richter in ihrem Beitrag als wesentlichen Grund für die bemerkenswert rasche Konsolidierung Leipzigs gegenüber den anderen mitteldeutschen Universitäten.

³³ Dies legt etwa der Beitrag von Herbert Langer nahe.

³⁴ Heidelberg war freilich aufgrund der exponierten Politik des reformierten pfälzischen Kurfürsten und späteren Kriegsverlierers Friedrich V. durchaus so etwas wie ein zeitgenössischer ‚Symbol-‘ oder ‚Erinnerungsort‘ des kämpferischen Protestantismus im Reich, dem der bayerische Herzog mit der Verschleppung des wertvollen Bücherschatzes – darunter auch Kriegsbeute aus der Universitätsbibliothek –, gewissermaßen auch das *kulturelle Kapital* raubte, vgl. zuletzt Elmar Mittler (Hrsg.), *Bibliotheca Palatina. Ausstellungskatalog*, 4. Aufl., Heidelberg 1986, zudem Hans-Otto Keunecke, *Maximilian von Bayern und die Entführung der Bibliotheca Palatina nach Rom*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 19 (1978), S. 1401–1446, Ders., *Die Vorbereitung der Heidelberger Buchentführung von 1622/23 durch den Vatikan und die Rolle Maximilians von Bayern*, in: Hubert Glaser (Hrsg.), *Wittelsbach und Bayern. Ausstellungskatalog*, Bd. 2/I, München 1980, S. 408–415, und Timo Kirschberger, *Die Vorbereitungen zu Bewahrung und Sicherstellung der Bibliotheca Palatina in den Jahren 1621 bis 1623*, in: *Bibliothek und Wissenschaft* 42 (2009), S. 73–105.

gerade nicht die ökonomisch wichtigen Handelsstädte,³⁵ obwohl sie ansonsten durchaus übliche Kriegspraxis waren.³⁶ Dennoch führte die Plünderung von Universitätsbibliotheken zu keiner gravierenden Beeinträchtigung des akademischen Lehrbetriebs, zumal diese im 17. Jahrhundert noch keine öffentlichen Institutionen waren.

Einquartierungen in Professorenhäusern stellten einen gravierenden Verstoß gegen die Privilegien der *Universitätsverwandten* dar,³⁷ was allerdings nicht zwangsläufig bedeutete, dass diese gänzlich

³⁵ Hierzu vgl. den Hinweis zur Universität Leipzig im Beitrag von Alexander Zirr.

³⁶ Zum Gesamtzusammenhang vgl. Susanne Tauss, „... daß die Räuberei das alleradeligste Exercitium ist ...“. Kunstschatze als Beute im Dreißigjährigen Krieg, in: Klaus Bußmann/Heinz Schilling (Hrsg.), 1648. Krieg und Frieden in Europa. Politik, Religion, Recht und Gesellschaft. Ausstellungskatalog, Textbd. 2, München 1998, S. 281–288, und Heinz Schilling, Kriegsbeute im Rahmen symbolischer Repräsentation in der frühneuzeitlichen Staatenwelt. Schweden als Beispiel, in: Wolfgang E. J. Weber/Regina Dauser (Hrsg.), Faszinierende Frühneuzeit. Reich, Frieden, Kultur und Kommunikation 1500–1800. Festschrift für Johannes Burkhardt zum 65. Geburtstag, Berlin 2008, S. 61–73. Bestens erforscht sind die Plünderungen deutscher Bibliotheken seitens der schwedischen Truppen, vgl. insbesondere die Studien von Otto Wilhelm Walde, Störhettidens litterära krigsbyten. En kulturhistorisk-bibliografisk studie [= Die literarische Kriegsbeute der Großmachtzeit. Eine kulturhistorisch-bibliographische Studie], 2 Bde., Uppsala/Stockholm 1916/20, und Ders., Bücher- und bibliotheksgeschichtliche Forschungen in ausländischen Universitäten, in: Nordisk tidskrift för bok- och biblioteksväsen 17 (1930), S. 75–148. Die bedeutendsten Bücherschätze erbeuteten die Schweden in den Universitätsstädten Mainz und Würzburg (1631), aber auch in Prag (1648), die zum Teil in die Universitätsbibliothek von Uppsala eingegliedert wurden. Freilich betrieben auch andere kriegführende Parteien Kunst- und Bücherraub – etwa der bayerische Kurfürst Maximilian in der Schlossbibliothek Hohentübingen (1635), vgl. den Beitrag von Susanne Häcker –, wobei aber die offenbar systematischen Maßnahmen der schwedischen Besatzungstruppen signifikant sind. Problematisch scheint die Erklärung von Heinz Schilling, wonach die Schweden aufgrund der geographischen Peripherie und kulturellen Rückständigkeit ihres Landes verstärkt zu solchen Maßnahmen gegriffen hätten, vgl. Schilling, Kriegsbeute im Rahmen symbolischer Repräsentation (wie oben), S. 68 f. Vielmehr scheint es unter den hochrangigen adligen Offizieren auch zahlreiche passionierte Büchersammler gegeben zu haben, vgl. etwa Arne Losman, Drei schwedische Büchersammler des 17. Jahrhunderts. Per Brahe d. J., Carl Gustaf Wrangel und Magnus Gabriel De la Gardie, in: Dieter Lohmeier (Hrsg.), Arte et Marte. Studien zur Adelskultur des Barockzeitalters in Schweden, Dänemark und Schleswig-Holstein. Neumünster 1978, S. 159–172.

³⁷ Zu den Privilegien von Universitäten und ihrer Angehörigen vgl. knapp Matthias Asche, [Art.] Akademische Freiheit, in: Enzyklopädie der Neuzeit 1 (2005), Sp. 156–159, mit weiterführender Literatur.

von Einquartierungen verschont wurden.³⁸ Zu den traditionellen *Akademischen Freiheiten* gehörte zudem die prinzipielle Befreiung der Professoren und Studenten vom Militärdienst und von allen Pflichten, welche die Verteidigung der Universitätsstadt betrafen. Obwohl sich die Besatzungstruppen wohl im wesentlichen an die Exemption der *Universitätsverwandten* gehalten haben,³⁹ gab es durchaus Beispiele für studentische Einheiten zur Stadtverteidigung. Dies wurde allerdings nicht immer gerne gesehen, da sich die Universitätsangehörigen nicht problemlos in die bestehenden Kampfeinheiten einfügen ließen, sondern auf der Bildung von eigenen Fähnlein beharrten.⁴⁰ Ob die gelegentlich überlieferte Verteidigungsbereitschaft der Studenten und Professoren ein Indiz für eine besondere Identifikation mit ihrer Universität gewesen ist, muss derweil als Frage noch offen bleiben.

Insbesondere die mit der Präsenz von Söldnerheeren auftretenden Pestwellen griffen hingegen immer wieder erheblich in das Studien- und Alltagsleben von Professoren und Studenten ein und waren häufig Gründe für eine kurzzeitige Schließung von Universitäten,⁴¹ zeitigten mithin jedenfalls gravierende Auswirkungen auf den Studentenbesuch insgesamt.⁴² Insgesamt kann wohl festgehalten wer-

³⁸ Dies war etwa der Fall in Ingolstadt, während in Greifswald der Stadtkommandant im Jahre 1627 die Einquartierung in Professorenhäusern untersagte, vgl. die Beiträge von Tobias Schönauer und Herbert Langer. Auch in Tübingen wurden Einquartierungen untersagt, vgl. den Beitrag von Susanne Häcker.

³⁹ Als Gegenbeispiel weist Tobias Schönauer in seinem Beitrag darauf hin, dass die schwedischen Truppen in Ingolstadt im Jahre 1633 auch Studenten gemustert hätten.

⁴⁰ Hierzu vgl. den Beitrag von Susanne Häcker, zudem Dies., „... sogar Kriegskameraden trifft man unter euch an.“ Die Verteidigung von Stadt, Lehre und Glauben durch Heidelberger, Tübinger und Freiburger Universitätstheologen im Dreißigjährigen Krieg, in: Franz Brendle/Anton Schindling (Hrsg.), *Geistliche im Krieg*, Münster 2008, S. 89–100.

⁴¹ Exemplarisch zur Universität Ingolstadt vgl. den Beitrag von Tobias Schönauer.

⁴² Zum Zusammenhang von Pest und Frequenzentwicklung am Beispiel der Universität Rostock vgl. Matthias Asche, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500–1800)*, 2. Aufl., Stuttgart 2010, S. 213 ff. Auffallend ist, dass die Reaktion der Studenten auf eine grassierende Epidemie in einer Universitätsstadt verhältnismäßig schnell erfolgte – im Falle Rostocks immerhin mit einer Verzögerung von nur etwa

den, dass die akademische Medizin bei der Pflege von Pestkranken – wie schon früher – weitgehend versagt hat. Zwar bemühten sich die Medizinprofessoren – sofern sie sich nicht durch Flucht der Verantwortung für die *Medizinal-Policey* vor Ort entzogen hatten – gemeinsam mit den Theologen, die Pestpredigten hielten, zuweilen redlich um die Eindämmung von Epidemien, konnten aber in ihrer oft in Personalunion ausgeübten Funktion als *Stadtphysici* wenig Konkretes ausrichten.⁴³ Schwer wogen auch die Beschädigungen von Universitätsgebäuden und deren Zweckentfremdungen als Orte zur Einquartierung von Soldaten.⁴⁴ Die Plünderungen der Söldnerheere auf dem platten, ungeschützten Land hatten zudem Auswirkungen auf die Erträge, die zur Besoldung der Professoren und zur finanziellen Ausstattung von Stipendien, *Konvikten* und *Freiitschen* verwendet wurden,⁴⁵ da die Universitäten der Vormoderne

einem Monat –, sodass relativ rasche Kommunikationswege zwischen den Herkunftsterritorien der Studenten und den Universitätsorten anzunehmen sind.

⁴³ Hierzu vgl. den Beitrag von Susanne Häcker. Insgesamt liegen hierzu nur wenige Studien vor, vgl. insbesondere Karl-Hans Arndt, Stadt und Universität Erfurt im Kampf gegen die Pest während des dreißigjährigen Krieges, in: Beiträge zur Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte Erfurts 12 (1965/66), S. 11–50, Fritz Krämer, Pestbekämpfung und -abwehr in Freiburg im Breisgau von 1550 bis 1750, Diss. Freiburg 1988, Susanne Claudine Pils, Stadt, Pest und Obrigkeit, in: Weigl, Wien im Dreißigjährigen Krieg (wie Anm. 29), S. 353–378, Walter Gerd Rödel, Pest und Pestabwehr im Mainz der frühen Neuzeit, in: Franz Dumont u.a. (Hrsg.), *Moguntia medica. Das medizinische Mainz vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert.*, Wiesbaden 2002, S. 296–307, Hans-Uwe Lammel, Alltag im Angesicht der Pest des Jahres 1624 in Rostock, in: *Der Festungskurier. Beiträge zur mecklenburgischen Landes- und Regionalgeschichte* 6 (2006), S. 11–29, und Susanne Häcker, Mediziner auf der Flucht? Die Rolle der akademischen Medizin während der Pestzüge des Dreißigjährigen Krieges am Beispiel der vorderösterreichischen Universität Freiburg, in: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 7 (2008), S. 185–194. An den Jesuitenuniversitäten Dillingen, Olmütz, Graz, Paderborn und Molsheim sowie an der Benediktineruniversität Salzburg lehrten zudem überhaupt keine Medizinprofessoren, da es hier wie an allen Ordensuniversitäten nur eine Philosophische und eine Theologische Fakultät gab.

⁴⁴ Hierzu vgl. die Beiträge von Alexander Zirr und Herbert Langer.

⁴⁵ Hierzu vgl. den Beitrag von Susanne Häcker. Dass sich der Dreißigjährige Krieg durchaus verheerend auf das Stipendienwesen – und damit auf die Studienfinanzierung – ausgewirkt hat, belegen die zahlreichen Beispiele im Literaturbericht von Matthias Asche/Christoph Werner, Studienförderung und Stipendienwesen an deutschen Universitäten in der Frühen Neuzeit, demnächst in: Matthias Asche/Stefan Gerber (Hrsg.), *Studienförderung und Stipendienwesen an deutschen Universitäten von den Anfängen bis zur Gegenwart* [erscheint Stuttgart 2012].

Der Dreißigjährige Krieg

fast ausschließlich auf einem grundherrlich fundierten Rentensystem beruhten.⁴⁶ Inwieweit die vielerorts feststellbare empfindliche Reduktion des Professorenbestandes – entweder durch Flucht, durch Tod oder schlicht durch die Verweigerung von Wiederbesetzungen vakanter Lehrstühle – der Attraktivität einzelner Universitäten schadete, ist hingegen bislang ein Forschungsdesiderat. Es liegen noch nicht einmal Studien zu den Quantitäten vakanter Lehrstühle während des Dreißigjährigen Krieges vor.⁴⁷ So ist beispielsweise völlig unklar, wie sich akademische Lehre unter diesen erschwerten Bedingungen überhaupt vollzog, ob etwa zur Sicherstellung eines grundlegenden Unterrichts verstärkt auf Extraordinarien oder Privatdozenten zurückgegriffen wurde, ob generell die propädeutische Vorbildung der Studenten schlechter oder die Studienzeiten kürzer waren, ob auf akademische Grade eher verzichtet wurde, ob also letztlich die Qualität der akademischen Lehre während des Krieges gelitten hatte.⁴⁸

Es sollte deutlich geworden sein, dass die deutschen Universitäten keineswegs alle in gleichem Maße vom Dreißigjährigen Krieg und seinen Begleitumständen berührt waren, mithin die in der Forschung noch immer pauschal behauptete Niedergangsthese nicht aufrechtzuerhalten ist. Ebenso wie der Dreißigjährige Krieg zu keiner Zeit alle Territorien und Städte des Heiligen Römischen Reiches im selben Umfang zerstört, verwüstet und entvölkert hatte,⁴⁹ gab es auch Universitäten, die mehr oder weniger stark – zudem zu unterschiedlichen Zeiten – vom Krieg betroffen waren. Dies hat

⁴⁶ Grundlegend Rainer C. Schwinges (Hrsg.), *Finanzierung von Universität und Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart*, Basel 2004.

⁴⁷ Die einzige Ausnahme bildet die Studie von Bernhard Zschka, *Die Lehrstühle der Universität Tübingen im Dreißigjährigen Krieg. Zur sozialen Wirklichkeit im vorklassischen Zeitalter*, Tübingen 1993, vgl. auch Ulrich Sieber, *Professor Johann Martin Rauscher 1592–1655. Studien zur Geschichte der Universität Tübingen im Dreißigjährigen Krieg*, Köln 1968, vgl. auch den Beitrag von Susanne Häcker.

⁴⁸ Hierzu vgl. erste Überlegungen im Beitrag von Susanne Häcker.

⁴⁹ Dies ist das wichtigste Ergebnis der maßgeblichen Studie von Günther Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk*, 4. Aufl., Stuttgart/New York 1979, vgl. dazu ergänzend und kritisch Manfred Vasold, *Die deutschen Bevölkerungsverluste während des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 56 (1993), S. 147–164, und John Theibault, *The Demography of the Thirty Years War Re-revisited. Günther Franz and his Critics*, in: *German History* 15 (1997), S. 1–21.

bereits Howard Hotson in seiner einschlägigen Studie anhand einer sorgfältigen Analyse der Immatrikulationsfrequenzen deutlich gemacht.⁵⁰ Hotson ist dabei grundsätzlich in jedem Punkt zu folgen. Seine Ergebnisse sollen im Folgenden jedoch einerseits durch eine andere Form der Darstellung,⁵¹ andererseits durch ein aus dem erhobenen Zahlenmaterial der Matrikeln von Universitäten aus dem Heiligen Römischen Reich (*Tabelle I*) und aus mittel- und ostmitteleuropäischen Nachbarländern (*Tabelle II*) erweitertes statistisches Fundament⁵² noch etwas weiter differenziert sowie mit weiterführenden Perspektiven versehen werden.⁵³ Obwohl sich Kriege durchaus in der Entwicklung von Immatrikulationsfrequenzen widerspiegelt haben,⁵⁴ muss vorausgeschickt werden, dass die im Folgenden vorgestellten Ergebnisse anhand von bloßen Frequenzanalysen lediglich als – freilich sehr signifikante – Indikatoren für

⁵⁰ Hotson, *A dark Golden Age* (wie Anm. 5).

⁵¹ Hotson visualisierte die Frequenzentwicklungen deutscher Universitäten in Form von mehreren Graphiken. Im Folgenden sollen die genauen Immatrikulationszahlen aufgeführt werden.

⁵² Hotson stützte sich für seine Auswertung lediglich auf das Tabellenwerk von Eulenburg, *Die Frequenz der deutschen Universitäten* (wie Anm. 1), insbesondere die Tabellen S. 100 f., 290 ff. Entsprechend seiner kleindeutschen Geschichtsperspektive hat Eulenburg – und darauf aufbauend auch Hotson – lediglich die Universitäten in den territorialen Grenzen des Deutschen Reiches von 1871 behandelt und etwa diejenigen in den Habsburgischen Erblanden nicht mitberücksichtigt. Bei den Universitäten und Hohen Schulen außerhalb des Heiligen Römischen Reiches hat sich Hotson ausschließlich auf bereits vorliegende Matrikelanalysen beschränkt. Um ein vollständigeres Bild zu erzielen, wurden im Folgenden sämtliche verfügbare Matrikeleditionen herangezogen und die Immatrikulationen jahresweise ausgezählt. Berücksichtigt wurden einerseits diejenigen Universitäten in den Territorien und Städten des Heiligen Römischen Reiches (ohne Reichsitalien und den Burgundischen Reichskreis), die vom Kaiser oder dem Papst privilegiert waren, also auch im rechtlichen Sinne (Voll-)Universitäten waren, andererseits die vollprivilegierten Universitäten und die Hohen Schulen in der Eidgenossenschaft, den sieben Provinzen der nördlichen Niederlande, in den skandinavischen Reichen und im Polnisch-Litauischen Reich.

⁵³ Zur Quellengattung und ihren generellen Auswertungsperspektiven vgl. Matthias Asche/Susanne Häcker, *Matrikeln*, demnächst in: Ulrich Rasche (Hrsg.), *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen – Bestände – Forschungsperspektiven* [erscheint Wiesbaden 2011].

⁵⁴ Zum generellen Zusammenhang von Krieg und Frequenzentwicklung vgl. die exemplarischen Überlegungen zur Universität Rostock von Asche, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität* (wie Anm. 42), S. 208 ff.

einen Niedergang beziehungsweise eine Verschönerung einzelner Universitäten dienen können. Ohne vergleichende differenzierte Matrikelanalysen⁵⁵ muss die grundsätzliche Frage derweil noch ungeklärt bleiben, nämlich ob der – in der Summe – quantitative Rückgang der Immatrikulationszahlen während des Dreißigjährigen Krieges tatsächlich auf ein Absinken der absoluten Studentenzahlen oder aber auf eine geringere Mobilität der Studenten zurückzuführen ist, die auf ihrer *Peregrinatio academica* angesichts der kriegsbedingt unsicheren Reisewege eben nur noch eine Universität und keine weiteren mehr aufsuchten.

Die Ergebnisse von Hotson knapp zusammenfassend, können – auch unter Bezugnahme auf *Tabelle I* – folgende Beobachtungen gemacht werden: Bis zur Mitte der 1620er Jahre – also in der ersten Kriegsphase des sogenannten *Böhmisch-Pfälzischen Krieges* – waren die Frequenzen der Universitäten im Heiligen Römischen Reich kaum vom Krieg betroffen. Dies änderte sich erst im sogenannten *Dänisch-Niedersächsischen Krieg* (1625–1629), vollends aber mit dem Kriegseintritt Schwedens (1630) und Frankreichs (1635), was auch an den meisten – aber keineswegs an allen! – Universitäten in den späten 1630er und frühen 1640er Jahren zu einer erheblichen Rückläufigkeit der Immatrikulationen geführt hatte. Der signifikante Einbruch der Frequenzen in den Jahren um 1640 war die Folge einer generellen Ausweitung der Kriegsschauplätze, gewissermaßen eines permanenten ‚Kriegskorridors‘, der vom Nordosten des Reiches über Mittel- und Süddeutschland bis in die Ober- und Mittelrheinlande reichte, während die nordwestdeutschen Territorien und Städte oftmals im Windschatten des Krieges lagen. Erst um die Mitte der 1640er Jahre – mit dem Beginn der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück – wurden die unmittelbaren Kampfhandlungen punktueller und konzentrierten sich auf nur noch wenige Schauplätze. Die Folge war eine rasche Zunahme der Immatrikulationszahlen in den letzten Kriegsjahren, deren Frequenzen bereits im Laufe der 1650er Jahre wieder das Niveau der Vorkriegszeit erreichen, ja dieses zuweilen sogar noch übertreffen konnten.

⁵⁵ Auf eine Aufzählung der vorliegenden Matrikelanalysen wird an dieser Stelle verzichtet. Sie werden aber teilweise im Folgenden genannt.

An der generellen Frequenzentwicklung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich wird deutlich, dass der Dreißigjährige Krieg sehr wohl Auswirkungen auf die Quantitäten des Studentenbesuches hatte, diese allerdings in ihrer Intensität offenbar ganz wesentlich abhängig war von der tatsächlichen Präsenz des Krieges vor Ort.⁵⁶ Dies wird besonders deutlich, wenn nach der Bedeutung der konfessionellen Ausrichtung von Universitäten für die Kriegseinwirkungen gefragt wird. Demnach waren die Universitäten reformierten Bekenntnisses nicht nur als erste vom Krieg betroffen – namentlich Heidelberg und Marburg bereits in den frühen 1620er Jahren, zudem vermutlich auch Prag nach dem vollständigen Sieg über die reformierten und utraquistischen Stände in der Schlacht am Weißen Berge.⁵⁷ Die reformierten Universitäten waren auch bis zum Kriegsende auf Dauer derart marginalisiert, dass lediglich Kassel mit Mühe einen bescheidenen Lehrbetrieb aufrechterhalten konnte.⁵⁸ Erst im langen ‚Schreckensjahrzehnt‘ der 1630er und frühen 1640er Jahre wurden auch mehrheitlich die Frequenzen der lutherischen und katholischen Universitäten stärker vom Krieg in Mitleidenschaft gezogen.⁵⁹ Hier ist jedoch einerseits in geographischer und andererseits in konfessioneller Hinsicht deutlich zu unterscheiden: Die Universitäten in den Räumen verdichteter Kriegspräsenz – also in Sachsen und Thüringen (ohne Erfurt als Zentrum der schwedischen Kriegsverwaltung im Reich!), in Franken, Bayern und Schwaben sowie in den Ober- und Mittelrheinlanden – erlebten seit den 1630er Jahren die stärksten Frequenzeinbrüche. In der lutherischen Universitätslandschaft in Mitteldeutschland (Leipzig, Wittenberg, Jena) waren die Immatrikulationen sogar bereits in den 1620er Jahren leicht rückläufig,⁶⁰ wohingegen für die katholischen Universitäten in diesem Zeitraum zunächst noch kaum Frequenzeinbrüche festzustellen sind. Mit der allmählichen Verlagerung des Hauptkriegsschauplatzes nach Süddeutschland änderte sich dies jedoch so grundlegend, dass es nunmehr für alle südlich des Mains

⁵⁶ Hotson, *A dark Golden Age* (wie Anm. 5), S. 247 ff.

⁵⁷ Dies kann bislang nur als Analogieschluss vermutet werden, da es keine Matrikel-edition für die Prager Universität seit den 1620er Jahren gibt.

⁵⁸ Ebd., S. 236 ff.

⁵⁹ Ebd., S. 239 ff.

⁶⁰ Hierzu vgl. auch den Beitrag von Wenke Richter.

Der Dreißigjährige Krieg

gelegenen Universitäten – selbst für das anfangs noch vom Krieg verschonte linksrheinische Straßburg – seit den 1630er Jahren dauerhaft zu erheblichen Frequenzeinbußen kam, mithin diese Universitäten wohl auch am unmittelbarsten vom Kriegsgeschehen betroffen waren. Demgegenüber blieben die Immatrikulationszahlen an den beiden lutherischen Universitäten an der Ostseeküste den gesamten Dreißigjährigen Krieg über – abgesehen von kurzzeitigen Einbrüchen in den späten 1620er und späten 1630er Jahren – tendenziell stabiler. Anders als die *Viadrina*, die ja unmittelbar an der schwedischen Heerstraße entlang der Oder lag, herrschte unter dem Schutz schwedischer Truppen seit 1631 dauerhaft in Greifswald sowie zumindest zeitweise in Erfurt eine gewisse innere Stabilität, die auch den Universitäten zugute kam. Am bemerkenswertesten ist jedoch die Frequenzentwicklung an den Universitäten in Nordwestdeutschland – einer katholischen Universitätslandschaft, zu der neben Köln die kleine Jesuitenuniversität Paderborn zählte und in der mit Osnabrück sogar eine Neugründung während des Krieges versucht wurde – und im Südosten des Reiches (Wien, Benediktineruniversität Salzburg, Jesuitenuniversität Graz). Alle genannten Universitäten blieben von fremden Besatzungsmächten und Plünderungen weitgehend verschont, waren mithin ganz offenkundig ausgesprochene Kriegsprofiteure, deren Immatrikulationsverläufe während der gesamten dreißig Kriegsjahre im Durchschnitt – im Falle von Wien und Graz in den 1630er und frühen 1640er Jahren sogar signifikant – höher waren als in der Vorkriegszeit.

Obwohl die akademische Welt bereits seit den Anfängen des europäischen Universitätswesens im Hochmittelalter hochmobil war und die Professoren und Studenten gerade im Konfessionellen Zeitalter stets besonders empfindlich auf Veränderungen des Bekenntnisstandes von Universitäten reagierten,⁶¹ erfuhr die akademi-

⁶¹ Zum Überblick vgl. Matthias Asche, „Peregrinatio academica“ in Europa im Konfessionellen Zeitalter. Bestandsaufnahme eines unübersichtlichen Forschungsfeldes und Versuch einer Interpretation unter migrationsgeschichtlichen Aspekten, in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 6 (2005), S. 3–33, und Ders., Von Konfessionseiden und gelehrten Glaubensflüchtlingen, von Konvertiten und heterodoxen Gelehrten. Mobilitätsphänomene konfessionell devianter Professoren zwischen obrigkeitlicher Duldung, Landesverweis und freiwilligem Abzug, in: Henning P.

sche Mobilität durch den Dreißigjährigen Krieg eine nochmalige Dynamisierung, die sich nicht zuletzt auch aus den Unsicherheiten des Krieges selbst ergab.⁶² So sind zweifellos immer wieder bestimmte Studentengruppen aufgrund der lokalen Präsenz des Krieges in ihren Heimatregionen von üblichen Reisewegen abgewichen, sodass möglicherweise auch die traditionell von ihnen bevorzugten Universitäten bewusst gemieden wurden.⁶³ Auf diese Weise konnten die in besonderer Weise von der Präsenz und den Folgen des Krieges betroffenen Universitäten an Attraktivität verlieren, wohingegen andere, eher vom Krieg verschont, davon profitieren konnten. Dieses Phänomen der kriegsbedingten *Ausweichuniversitäten* ist bislang kaum von der Forschung thematisiert worden.⁶⁴ Die einzige Ausnahme bildet eine Studie zu den Studenten aus der Kurpfalz und den angrenzenden, überwiegend reformierten Territorien der pfälzischen Wittelsbacher, wodurch immerhin Einblicke in das Bildungsverhalten einer spezifischen regionalen Besucherklientel unter den Bedingungen des Verlust ihrer reformierten Landes- beziehungsweise Bezugsuniversität Heidelberg für die Zeit nach der Vertreibung des ‚Winterkönigs‘ aus der Rheinpfalz möglich sind.⁶⁵ Demnach war die Entscheidung der studierwilligen protestantischen Pfälzer für eine alternative Universität in den fast drei Jahrzehnten, als die Heidelberger Universität entweder katholisch oder geschlossen war, einerseits durch geographische, andererseits durch konfessionelle Kriterien geprägt: Da es seit der Mitte der 1620er Jahre mit Ausnahme der gewissermaßen im Kasseler Exil

Jürgens/Thomas Weller (Hrsg.), Religion und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa, Göttingen 2010, S. 375–400, jeweils mit weiterführender Literatur.

⁶² Hierzu vgl. den Problemaufriss von Dems, Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit. Einleitende Beobachtungen zum Verhältnis von horizontaler und vertikaler Mobilität in der kriegsgeprägten Gesellschaft Alteuropas im 17. Jahrhundert, in: Ders. u.a. (Hrsg.), Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, Berlin 2008, S. 11–36, vgl. auch Ders., Von Konfessionseiden und gelehrten Glaubensflüchtlingen (wie Anm. 61), S. 393 ff.

⁶³ Dies vermutet beispielsweise auch Wenke Richter in ihrem Beitrag.

⁶⁴ Hinweise auf dieses Phänomen finden sich etwa auch bei Hotson, A dark Golden Age (wie Anm. 5), S. 252 ff.

⁶⁵ Alexander Persijn, Pfälzische Studenten und ihre Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges. Studien zu einem pfälzischen Akademikerbuch, Diss. Mainz 1959.

befindlichen Universität Marburg keine Hochschule rein reformierten Bekenntnisses gab, wichen die pfälzischen Studenten entweder an die geographisch am nächsten liegenden lutherischen Universitäten Straßburg (zwischen 1623 und 1652 insgesamt 67 Immatrikulationen) und Tübingen (11) – zumindest bis in die frühen 1630er Jahre – aus oder nahmen mit der Ausbildung an einer der reformierten Hohen Schulen (34 in Herborn, 24 in Bremen, 19 in Kassel) vorlieb, wo sie freilich keine akademischen Grade erwerben konnten.⁶⁶ Wesentlich bedeutender für die pfälzischen Studenten waren während des Dreißigjährigen Krieges jedoch die höheren Bildungsanstalten außerhalb des Heiligen Römischen Reiches, mithin die reformierten Universitäten und Hohen Schulen in der Eidgenossenschaft (81 in Basel, 29 in Genf)⁶⁷ und dann – nach der Verlagerung des Kriegsschauplatzes nach Süddeutschland – vor allem in den Niederlanden. Insbesondere die Universitäten Leiden (128) und Groningen (58) – in geringerem Maße auch Utrecht (15) und Franeker (14) – waren seit den frühen 1630er Jahren als Ausweichuniversitäten ausgesprochene Kriegsprofiteure,⁶⁸ wohingegen die weit entfernten lutherischen Universitäten an der Ostsee für die pfälzischen Studenten keine Rolle spielten. Über die wichtige Studie zu den Ausweichuniversitäten der pfälzischen Studenten hinaus wären weitere Forschungen zu vergleichbaren regionalen Besuchergruppen, die ihre Landes- beziehungsweise ihre maßgeblichen Bezugsuniversitäten im Dreißigjährigen Krieg verloren hatten, wünschenswert. Hierbei könnten etwa Erkenntnisse zu den reformierten Studenten aus der Landgrafschaft Hessen-Kassel und den benachbarten reformierten Wetterauer Grafschaften nach 1624 oder zu den protestantischen und utraquistischen Studenten aus den Ländern der Wenzelskrone nach der verheerenden Niederlage der böhmischen Stände in der Schlacht am Weißen Berge gewonnen werden.⁶⁹ Im Falle der Studienortswahl der Böhmisches Brü-

⁶⁶ Ebd., S. 31 ff.

⁶⁷ Ebd., S. 23 ff.

⁶⁸ Ebd., S. 11 ff.

⁶⁹ Hierzu liegen bislang lediglich ganz knappe Überblicksstudien unter Bezugnahme auf bloße Matrikelauszählungen – jedoch ohne weiterführende Analysen – vor, vgl. Josef Vitězslav Šimák, *Studenti z Čech, Moravy a Slezska na německých univerzitách v XIV.–XVIII. století* [= Studenten aus Böhmen, Mähren und Schlesien

der nach 1620 ist bereits auf die große Bedeutung der niederländischen Universitäten als Bezugsuniversitäten hingewiesen worden.⁷⁰ Innerhalb des Heiligen Römischen Reiches gab es offenbar mehrere Ausweichuniversitäten, die durchgängig in der gesamten Zeit des Krieges bevorzugt aufgesucht wurden, was zumindest die Frequenzentwicklung einzelner Universitäten in *Tabelle I* nahelegt: Die Universität Wien, aber auch die Benediktineruniversität Salzburg und die Jesuitenuniversität Graz,⁷¹ dazu Köln im Nordwesten des Reiches, konnten, seit den 1620er Jahren kaum vom Krieg beeinträchtigt, nicht nur ihr Frequenzniveau aus der Vorkriegszeit halten, sondern – im Falle Wiens – sogar noch in den 1630er Jahren

an deutschen Universitäten vom 14.–18. Jahrhundert], in: *Časopis českého musea* 79 (1905), S. 290–297, 419–424; 80 (1906), S. 118–123, 300–305, 510–539, und Karel Hrdina, *Studenti z českých zemí na vysokých školách v cizině* [= Studenten aus den tschechischen Ländern an Universitäten im Ausland], in: *Věstník České Akademie věd a umění* 28/29 (1919/20), S. 32–66, sowie exemplarisch zu den Studenten aus der Grafschaft Waldeck: Albert Leiß, *Studierende Waldecker vom 13. bis zum 19. Jahrhundert*, in: *Geschichtsblätter für Waldeck und Pyrmont* 4 (1904), S. 1–78.

⁷⁰ Allein in an der friesländischen Universität Franeker hatten zwischen 1620 und 1648 51 Studenten aus Böhmen studiert, die seit den 1630er Jahren die theologische Ausrichtung der Böhmisches Bruderunität in der polnischen und oberungarischen Diaspora geprägt hätten, vgl. die Studien von Wilken Engelbrecht, *Die Bedeutung der friesischen Universität zu Franeker für die tschechischen Exulanten nach der Schlacht am Weißen Berg*, in: Piter Boersma u.a. (Hrsg.), *Philologica Frisica Anno 1999. Lêzingen fan it fyftjinde Frysk filologekongres 8, 9 en 10 desimber 1999, Ljouwert 1999*, S. 57–87, und Ders., *Význam Fríské akademie ve Franekeru pro pobělohorský exil* [= Die Bedeutung der friesischen Akademie zu Franeker für das Exil nach dem Weißen Berg], in: *Studia Moravica* 3 (2005), S. 23–54.

⁷¹ Bezüglich der Jesuitenuniversität Olmütz können derweil noch keine Rückschlüsse gezogen werden, zumal dem Verf. die Olmützer Matrikeledition, welche die Jahre zwischen 1576 und 1631 umfasst (František Cinek, *Matricula Academiae Olomucensis*, in: *Ročenka Cyrilometodějské Fakulty Bohoslovecké v Olomouci, Olomouci 1929*, S. 42–157), nicht vorgelegen hat. Eine Analyse des kurzen Nachtrags der Matrikeledition von Richard Zimprich, *Matricula academiae Olomucensis*, in: *Beiträge zur nordmährischen Sippen- und Volksforschung. Beilage zur Zeitschrift „Nordmährerland“*. Hefte für Kultur und Wirtschaft 1943, S. 1–8, 9–12, 21–23, bildet eine zu schmale Datengrundlage, da die Edition nur die Jahre 1632/36 betrifft. Allerdings deutet alles darauf hin, dass es sich bei Olmütz auch im Dreißigjährigen Krieg um eine fast ausschließlich auf katholische Studenten aus Schlesien, Mähren und Böhmen begrenzte Universität gehandelt hat, wohingegen Studentengruppen, die von außerhalb der Länder der Wenzelskrone stammten, quantitativ nicht ins Gewicht gefallen sind.

erheblich steigern. Belegen lässt sich die Funktion als Ausweichuniversität beim derzeitigen Forschungsstand allein für Graz, während für die anderen drei Universitäten – wie für die meisten anderen deutschen Hochschulen – bislang noch keinerlei Matrikelanalysen vorliegen.⁷² An der innerösterreichischen Landesuniversität – immerhin eine Jesuitenuniversität mit lediglich zwei Fakultäten (Theologie, Philosophie) – hatte sich seit den 1620er Jahren nicht nur die Zahl der Studenten aus den Habsburgischen Erblanden (Innerösterreich, Erzherzogtum Österreich, Tirol, Vorlande, Länder der Wenzelskrone) im Vergleich zum Vorkriegsjahrzehnt mehr als verdoppelt, sondern seit den 1630er Jahren hatten auch die Immatrikulationen von Studenten aus Bayern und Schwaben signifikant und kontinuierlich zugenommen. Die Gründe für die Attraktivität von Graz sind zweifellos in der geschützten Lage der Universitätsstadt – weit im Südosten und abseits der großen Kriegsschauplätze im Reich – zu suchen. Legt man die bloßen Frequenzzahlen zugrunde, haben auch weitere Universitäten zumindest phasenweise den Charakter von Ausweichuniversitäten getragen: im Süden des Reiches in den 1620er Jahren die katholischen Universitäten Mainz, Dillingen, Würzburg und Freiburg sowie die lutherischen Universitäten Straßburg und Tübingen, im Norden zeitweise auch die lutherischen Universitäten Rostock und Greifswald in der ersten Hälfte der 1630er Jahre. Dies müsste freilich noch durch Matrikelanalysen bestätigt werden.⁷³ Schwieriger zu

⁷² Eine differenzierte Matrikelanalyse gibt es freilich auch für die Universität Graz nicht. Allerdings ist in der Matrikeledition eine erste Auswertung unternommen worden, vgl. Johann Andritsch (Hrsg.), *Die Matrikel der Universität Graz*, Bd. 1, Graz 1977, S. XXIX; Bd. 2, Graz 1980, S. XXVI.

⁷³ Für die meisten dieser Universitäten gibt es keine Matrikelanalysen. Die einschlägige Studie zu Straßburg von Arthur Schulze, *Die örtliche und soziale Herkunft der Straßburger Studenten 1621–1793*, Frankfurt am Main 1926, ist bedauerlicherweise für diese Fragestellung weitgehend wertlos, da wegen des vollständigen Verlusts der Matrikel des Gymnasium Illustre vor dem Jahre 1621 einerseits keine Vergleichszahlen für die Vorkriegszeit vorliegen, andererseits Schulze aber auch keine nach Jahren, Jahrfünften oder Jahrzehnten getrennten Analysen der regionalen Herkunft unternommen, sondern lediglich den Gesamtzeitraum zwischen 1621 und 1650 undifferenziert ausgezählt hat, vgl. ebd., S. 8 ff. Immerhin wird deutlich, dass die Universität Straßburg im Dreißigjährigen Krieg eine enorme Anziehungskraft auf die oberdeutschen und rheinischen Reichsstädte besaß, zudem neben den Studenten aus protestantischen Territorien links und rechts des Oberrheins bis nach Schwa-

ermitteln sind die zahlreichen personellen Austauschvorgänge zwischen benachbarten Universitäten gleichen Bekenntnisses, wie sie sich etwa als Folge der Pest oder von direkten Kriegshandlungen im Umfeld einer Universitätsstadt zweifellos sehr häufig ereignet haben. Wegen der hohen Dichte und der engen geographischen Nachbarschaft der mitteldeutschen Universitäten lutherischen Bekenntnisses müssen solche Austauschvorgänge zwischen Leipzig, Wittenberg, Jena und Helmstedt sehr häufig gewesen sein.⁷⁴

Nicht nur für die pfälzischen Studenten befanden sich allerdings die bedeutendsten Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges außerhalb des Heiligen Römischen Reiches: Während die Universitäten und Hohen Schulen in der Eidgenossenschaft allenfalls zu Beginn des Krieges eine begrenzte Attraktivität für Studenten reformierten Bekenntnisses besaßen,⁷⁵ profitierten vor

ben, Franken und Hessen sowie durchaus auch in den mitteldeutschen Raum und in die Habsburgischen Erblande ausstrahlte, wohingegen nördlich des Rheins die Attraktivität Straßburgs stark nachließ. Zudem besaß die Straßburger Universität während des Dreißigjährigen Krieges einen auffallend hohen Anteil von adligen Studenten, vgl. ebd., S. 120 ff. Anhand einer Stichjahresanalyse wird deutlich, dass der regionale Einzugsbereich der Rostocker Universität zumindest in den Jahren 1625, 1635, 1640 und 1645 erheblich größer als vor dem Krieg gewesen war, mithin auch jenseits der traditionellen Besucherklintel – mecklenburgische Landeskinder sowie Studenten aus Schleswig-Holstein, Pommern, Brandenburg und den welfischen Territorien – nunmehr auch vermehrt lutherische Studenten aus mitteldeutschen Territorien und auch Hessen kamen, vgl. Asche, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität* (wie Anm. 42), S. 552 ff.

⁷⁴ Über diese Austauschvorgänge zwischen den mitteldeutschen Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena und Erfurt sind wohl demnächst von der Dissertation von Wenke Richter einige Ergebnisse zu erwarten, vgl. derweil lediglich Dies., *Der Dreißigjährige Krieg und die Alma Mater. Vergleich der Immatrikulationen*, in: *Journal der Universität Leipzig* 2006/VII, S. 39–41, zudem ihr Beitrag in diesem Band.

⁷⁵ Von den vier reformierten Hochschulen in der Eidgenossenschaft – der Volluniversität Basel sowie den kleineren, frequenzschwachen Hohen Schulen in Zürich, Bern, Lausanne und Genf, die als Theologische Akademien im übrigen keine Juristischen und Medizinischen Fakultäten besaßen – liegen bislang keine Matrikelanalysen vor, vgl. lediglich zu Genf die d. Verf. nicht zugängliche akademische Qualifikationsschrift von Bernhard Troesch, *Origines géographiques et sociales des étudiants immatriculés à l'Académie de Genève (1559–1798)*, *Mémoire compl. licence sciences sociales*, Genève 1969. Eine Auszählung der Matrikeledition von Louis Junod (Hrsg.), *Album Studiosorum Academiae Lausannensis 1537–1837. Dressé d'après les registres officiels et d'autres documents*, Bd. 2, Lausanne 1937, durch d. Verf. hat ergeben, dass zwischen 1621 und 1650 – abgesehen von den 29 pfälzischen

allem die niederländischen Universitäten von den unsicheren Verhältnissen im Heiligen Römischen Reich, was auch die Entwicklung ihrer Frequenzzahlen zeigt (*Tabelle II*). Zur ersten Blütezeit der nordniederländischen Universitäten in den 1620er bis 1640er Jahren, mithin im Windschatten des Dreißigjährigen Krieges, wurde schon viel gearbeitet,⁷⁶ wobei die beiden ältesten Universitäten – Leiden in der Provinz Holland (gegr. 1575) und Franeker in der Provinz Friesland (gegr. 1585) – bereits vor 1618 gewissermaßen eine geistige Drehscheibenfunktion vornehmlich für protestantische Studenten⁷⁷ und Glaubensflüchtlinge aus ganz Europa eingenommen hatten.⁷⁸ Die Gründung beider Universitäten – zudem

Studenten, die von Persijn, Pfälzische Studenten (wie Anm. 65), ausgezählt wurden – insgesamt lediglich fünf Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich an der Hohen Schule im frankophonen Lausanne studiert hatten, mithin praktisch nicht ins Gewicht fallen. An den Hohen Schulen in Bern und Zürich mögen zwar deutsche Studenten eine etwas größere Gruppe gebildet haben, allerdings fehlen Matrikelditionen für diese beiden – ähnlich Lausanne – frequenzschwachen Bildungsanstalten.

⁷⁶ Zur Gesamteinordnung vgl. Heinz Schneppen, *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben von der Gründung der Universität Leiden bis ins späte 18. Jahrhundert*, Münster 1960, S. 5 ff., zudem – ohne differenzierte Matrikelauswertungen – zu Utrecht: Gerhard Wilhelm Kernkamp, *Buitenlandse studenten aan de Utrechtse Academie in vroegere eeuwen*, in: *Historia. Maandschrift voor geschiedenis* 2 (1936), S. 128–132; zu Franeker: Wilken Engelbrecht, *De betekenis van de Friese Hogeschool te Franeker als toevluchtsoord voor protestantse studenten uit Centraal-Europa*, in: Cecilia Bálint u.a. (Hrsg.), *Het belang van kleine talen in een nieuw Europa. Verzameling van internationale bijdragen tot de neerlandistiek ter gelegenheid van het tienjarig bestaan van de Vakgroep Nederlands/A kis nyelvek jelentősége egy új Európában. A Néderlandisztika Tanszék tízéves jubileuma alkamából rednezett kongresszus előadásainak gyűjteménye*, Budapest 2005, S. 222–244, jeweils mit weiterführender Literatur.

⁷⁷ In Leiden und Franeker wurde den Studenten bei der Immatrikulation kein – andernorts durchaus üblicher – Konfessionseid abgefordert, weshalb sich neben Calvinisten und Reformierten auch in großer Zahl Lutheraner und Angehörige evangelischer Freikirchen – möglicherweise auch Katholiken – hier einschreiben konnten, vgl. Henrike L. Clotz, *Hochschule für Holland. Die Universität Leiden im Spannungsfeld zwischen Provinz, Stadt und Kirche 1575–1619*, Stuttgart 1998, S. 131.

⁷⁸ In den Matrikeln der niederländischen Universitäten finden sich im gesamten 17. Jahrhundert viele Studenten, die mit dem Zusatz *gratis quia exul et pauper* oder *ob patriae calamitatem* eingeschrieben waren. Bei diesen handelt es sich ganz offensichtlich um Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, dem Heiligen Römischen Reich, Polnisch-Litauischen Reich und den Ländern der Stephanskronen, aber auch Kriegs-

der theologischen Akademie Middelburg in der Provinz Seeland (gegr. 1611) sowie der Universitäten Groningen (gegr. 1615) und Utrecht (gegr. 1636) – zeigt sie sogar in besonderer Weise als Produkte und Profiteure des Krieges, namentlich des Achtzigjährigen Krieges der sieben aufständischen Provinzen mit Spanien.⁷⁹ Die anhaltende Blütezeit der nordniederländischen Universitäten, die sich auch in der Frequenzentwicklung ausdrückte, belegt eindrucksvoll, dass in Kriegszeiten gegründete Hochschulen durchaus Erfolgsmodelle sein konnten. Die regionale Zusammensetzung der Studentenschaft an den niederländischen Universitäten ist aufgrund von Matrikelanalysen weitgehend bekannt.⁸⁰ Demnach hatten allerorts während des Dreißigjährigen Krieges die Immatrikulationen von Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich kontinuierlich und signifikant zugenommen: In Leiden verdoppelten sie sich von 1588 (1601/25) auf 3166 (1626/50),⁸¹ ähnlich auch in Groningen, wenn auch niedrigerem Niveau.⁸² In Franeker hatten sich – verglichen mit dem Vorkriegsjahrzehnt 1611/20 (73) – in

flüchtlinge. An der Universität Groningen gab es für diese Freiplätze in der Burse, vgl. Willem Jozef Andries Jonckbloet (Hrsg.), *Gedenkboek der Hoogeschool te Groningen, ter gelegenheid van haar vijfde halve eeuwfeest*, Groningen 1864, S. 406 ff.

⁷⁹ Die konfessionelle Frontstellung der nordniederländischen Universitäten zu denjenigen in den Spanischen Niederlanden und in der Franche-Comté ist signifikant, vgl. etwa Clotz, *Hochschule für Holland* (wie Anm. 77), S. 133 ff.

⁸⁰ Zu Leiden: Herman T. Colenbrander, *De herkomst der Leidse studenten*, in: *Pallas Leidensis MCMXXV*, Leiden 1925, S. 273–303, zudem M. Hans Würzner, *Duitse studenten in de 17^e eeuw te Leiden*, in: *Jaarboekje voor geschiedenis en oudheidskunde van Leiden en Omstreken 67* (1975), S. 63–76; zu Franeker: Hilde de Ridder-Symoens, *Buitenlandse studenten aan de Franeker universiteit 1585–1811*, in: Goffe T. Jensma u.a. (Hrsg.), *Universiteit te Franeker 1585–1811. Bijdragen tot de geschiedenis van de Friese hogeschool*, Leeuwarden 1985, S. 73–89, zudem Georg Becker, *Die deutschen Studenten und Professoren an der Akademie zu Franeker*, Soest 1942; zu Groningen: Franck Smit, *Buitenlandse studenten te Groningen 1614–1815*, in: Arend Hendrik Huussen jr. (Hrsg.), *Onderwijs en onderzoek. Studie en wetenschap aan de academie van Groningen in de 17^e en 18^e eeuw*, Hilversum 2003, S. 261–282; d. Verf. hat zudem die *Utrechter Matrikeledition* ausgezählt: *Album Studiosorum Academiae Rheno-Traiectinae 1636–1886. Accedunt nomina curatorum et professorum per eadem saecula*, Utrecht 1886.

⁸¹ Zahlen nach Colenbrander, *De herkomst der Leidse studenten* (wie Anm. 80), S. 292 ff.

⁸² Zahlen nach Smit, *Buitenlandse studenten* (wie Anm. 80), S. 269 ff.

den 1620er und 1630er Jahren zunächst die Immatrikulationen verdoppelt (154 beziehungsweise 134), ehe sie sich in den 1640er Jahren sogar vervierfachten (290).⁸³ Dass auch an der jüngsten der niederländischen Universitäten, der erst 1636 gegründeten Utrechter Hochschule, die Immatrikulationen von Studenten aus dem Reich überproportional zunahmen – 1636/40 (6), 1641/45 (26) und schließlich 1646/50 (53)⁸⁴ – zeigt nochmals eindrucksvoll, dass gerade in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, die von besonderer Zerstörung und Verwüstung gekennzeichnet war, die niederländischen Universitäten offenbar als sichere Zufluchtsorte galten. Bereits vor Ausbruch des Krieges waren die niederländischen Universitäten aus geographischen und konfessionellen Gründen Bezugsuniversitäten, mithin gewissermaßen die Landesuniversitäten für Studenten reformierten Bekenntnisses aus Ostfriesland sowie den reformierten Territorien und Städten in Westfalen und am Niederrhein. Unter den Bedingungen des Krieges konnten jedoch seit den 1620er Jahren sukzessive weitere regionale Besuchergruppen aus Territorien jenseits der Weser erschlossen werden. Besonders im letzten Kriegsjahrzehnt besuchten nicht nur Studenten reformierten Bekenntnisses aus Hessen und den Wetterauer Grafschaften sowie aus den Oberrheinlanden, sondern in namhafter Zahl auch lutherische Studenten aus dem Norden und Nordosten des Reiches, zudem protestantische Schlesier bevorzugt die niederländischen Universitäten.⁸⁵

Wie die Universitäten in den Habsburgischen Erblanden und die Benediktineruniversität Salzburg für katholische Studenten aus

⁸³ Ausgezählt durch d. Verf. wurde Becker, Die deutschen Studenten und Professoren (wie Anm. 80).

⁸⁴ Ausgezählt durch d. Verf. wurde das Album Studiosorum (wie Anm. 80).

⁸⁵ So stammten beispielsweise zwischen 1601 und 1625 100, im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts aber schon 152 Leidener Studenten aus den Habsburgischen Erblanden, wobei fast alle Schlesier waren, vgl. Colenbrander, De herkomst der Leidse studenten (wie Anm. 80), S. 292 ff. In Franeker verdreifachte sich die Zahl der Studenten aus den nord- und nordostdeutschen Territorien und Städten jenseits der Weser zwischen 1621/30 (26) und 1641/50 (86), vgl. die Auszählung d. Verf. von Becker, Die deutschen Studenten und Professoren (wie Anm. 80), zudem neuerdings Inge Mager, Studium im Krieg – Studium im Frieden. Die Beziehungen zwischen den Universitäten Helmstedt und Leiden im frühen 17. Jahrhundert, in: Helwig Schmidt-Glintzer (Hrsg.), Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810. Vorträge zur Ausstellung „Das Athen der Welfen“, Wiesbaden 2011, S. 111–139.

dem Süden des Heiligen Römischen Reiches und die niederländischen Universitäten für protestantische Studenten aus dem Nordwesten und Westen fungierten auch einige Hochschulen entlang der Ostseeküste für Studierwillige aus den lutherischen Territorien und Städten im Nordosten und Osten des Reiches als Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges (*Tabelle II*).⁸⁶ Während die dänische Landesuniversität im Vorkriegsjahrzent 1611/20 nur selten von Studenten aus den Territorien und Städten des Heiligen Römischen Reiches aufgesucht wurde (11 Immatrikulationen), nahm die Bedeutung Kopenhagens zwischen den 1620er und 1640er Jahren beständig zu (1621/30: 38; 1631/40: 46; 1641/50: 66).⁸⁷ Die deutschen Studenten in Kopenhagen zwischen 1621 und 1650 stammten vor allem aus den Territorien in der weiteren Nachbarschaft des Königreichs Dänemark, namentlich aus den vereinigten Herzogtümern Schleswig-Holstein (mit Lübeck und Hamburg; 24), aus Mecklenburg (19), Pommern und den welfischen Territorien (je 11) sowie aus Brandenburg (10), aber auch aus dem mitteldeutschen Raum (32), wohingegen die Anziehungskraft der dänischen Universität für west- und süddeutsche Studenten schon deutlich geringer war. Nachgewiesen wurden zudem immerhin insgesamt 21 deutsche Studenten, die als Hofmeister in der Kopenhagener Matrikel eingeschrieben waren.⁸⁸ Der Charakter einer kriegsbedingten Ausweichuniversität war offenbar an der preußischen Landesuniversität Königsberg sogar noch stärker aus-

⁸⁶ Zur Gesamteinordnung vgl. Thomas Otto Achelis, Deutsche Studenten auf nordischen Universitäten während des 30jährigen Krieges, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 39 (1957), S. 191–208. Die von ihm ermittelten Immatrikulationszahlen von deutschen Studenten für die Jahre 1618 bis 1648 – neben Königsberg auch Kopenhagen (160), Dorpat (89) und Uppsala (50), vgl. ebd., S. 193 ff. – weichen von anderen Zählungen geringfügig ab. Achelis zählt in dieser Phase an den drei Universitäten (ohne Königsberg) 60 Studenten aus Sachsen und Thüringen, 43 aus Pommern, 31 aus Mecklenburg, 19 aus den welfischen Territorien und 11 aus Schleswig-Holstein, dazu 17 aus dem herzoglichen Ostpreußen und dem königlich-polnischen Westpreußen, vgl. ebd., S. 196 f.

⁸⁷ Ausgezählt durch d. Verf. aus der Kopenhagener Matrikel: Sophus Birket Smith (Hrsg.), *Kjøbenhavns Universitets Matrikel*, Bd. 1, Kjøbenhavn 1890.

⁸⁸ Thomas Otto Achelis, Deutsche Studenten als Hofmeister in Skandinavien während des Dreißigjährigen Krieges, in: *Zeitschrift für Niedersächsische Familienkunde* 32 (1957), S. 129–139. Demgegenüber war nur ein deutscher Hofmeister während des Krieges an der Universität Uppsala eingeschrieben.

geprägt. Deren regionales Besucherprofil wurde für den Untersuchungszeitraum bereits in einer älteren Matrikelanalyse ermittelt, wenngleich die Ergebnisse sehr unsystematisch und unübersichtlich präsentiert wurden.⁸⁹ Dennoch wird deutlich, dass die zuvor in ihrer Ausstrahlung fast ausschließlich auf Landeskinder und benachbarte Westpreußen und Balten begrenzte Universität Königsberg im Zeitraum zwischen 1619/49 eine bemerkenswerte frequentielle Blütephase erlebte, die mit einer signifikanten Zunahme von Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich einherging, die vornehmlich aus allen lutherischen Territorien und Städten Norddeutschlands – von Ostfriesland und Oldenburg im Westen bis Brandenburg und Pommern im Osten – stammten. Aber auch aus den westfälischen und niederrheinischen Territorien, aus dem mitteldeutschen Raum, aus Schlesien und den Lausitzen fanden Studenten den Weg nach Kopenhagen, wobei seit den 1630er Jahren nochmals eine Steigerung des auswärtigen Studentenbesuches erkennbar ist.⁹⁰

Inwieweit eine bloße Analyse von Frequenzentwicklungen ohne differenzierte Matrikelanalysen allenfalls ein Indikator für kriegsbedingte Ausweichuniversitäten sein kann, zeigen hingegen die Beispiele der Universitäten im Schwedischen und im Polnisch-Litauischen Reich. Trotz gewisser Frequenzsteigerungen während des Dreißigjährigen Krieges spielten die Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich quantitativ weder an der alten schwedischen Landesuniversität in Uppsala, noch an den kleinen Universitäten Dorpat/Tartu in der Provinz Estland (gegr. 1632) und Åbo/Turku in der Provinz Finnland (gegr. 1640) eine Rolle: Uppsala war bis weit in die 1630er Jahre eine fast ausschließlich von Landeskindern besuchte Universität,⁹¹ was noch in weit höherem Maße auch für

⁸⁹ Johannes Lehmann, *Die örtliche und soziale Herkunft der Königsberger Studenten 1544–1649*, Diss. Leipzig 1929.

⁹⁰ Ebd., S. 80 ff.

⁹¹ So etwa zuletzt noch Simone Giese, *Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und „peregrinatio academica“ des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung*, Stuttgart 2009, S. 259 ff. Im Jahrzehnt 1621/30 immatrikulierten sich in Uppsala insgesamt 24, aber 1631/40 lediglich noch 13 und 1641/50 schließlich wieder 19 Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich, vgl. Jan Sundin, *Främmanda studenter vid Uppsala universitet före andra världskriget. En studie i studentmigration* [= Ausländische Studenten an der Universität Uppsala

Åbo galt.⁹² Lediglich an der Universität Dorpat war in den 1630er und 1640er Jahren eine gewisse Anzahl von Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich immatrikuliert.⁹³ Die erhöhten Frequenzen der meisten nord- und ostmitteleuropäischen Universitäten zwischen den 1620er und 1640er Jahren scheinen vielmehr auf ein anderes Phänomen hinzudeuten, was freilich ebenfalls mit dem Dreißigjährigen Krieg zusammenzuhängen scheint, wie das Beispiel der alten polnischen Landesuniversität Krakau zeigt: Offenbar haben während des Krieges bestimmte regionale Studentengruppen, die traditionell auf die deutschen und mitteleuropäischen Universitäten ausgerichtet waren,⁹⁴ diese aufgrund der Unsicherheiten des Krieges nicht mehr so zahlreich aufgesucht wie noch in den Jahrzehnten zuvor, sondern haben – wie im Falle der Studenten aus dem Polnisch-Litauischen Reich – vermutlich wegen unsicherer Reisewege vorwiegend an Bildungsanstalten in ihrer Heimat studiert.⁹⁵

vor dem zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur Studentenmigration], Uppsala 1973, S. 30 ff. Noch geringere Zahlenwerte hat S. Otto Brenner, Deutschstämmige Studenten an der Universität Uppsala von 1599–1817, in: *Genealogie* 6 (1962), S. 69–77, ermittelt: 1621/30: 17; 1631/40: 9; 1641/50: 14.

⁹² Eine Durchsicht der Matrikeledition von Vilhelm Gabriel Lagus (Hrsg.), *Album studiosorum Academiae Aboensis MDCXL–MDCCCXXVII (1640–1827)*, Bd. 1, Helsingfors 1895, durch d. Verf. hat ergeben, dass für die Jahre 1640 bis 1648 – jenseits der dominierenden finnischen und schwedischen Studenten – nur vereinzelt Karelier, Ingermanländer, Balten und Preußen nach Åbo zum Studium gekommen sind. Sundin, *Främmanda studenter* (wie Anm. 91), S. 41, nennt für die 1640er Jahre nur einen deutschen Studenten.

⁹³ Arvo Tering (Hrsg.), *Album academicum der Universität Dorpat (Tartu) 1632–1710*, Tallinn 1984, S. 20 f., zählt für die 1630er Jahre 53, für die 1640er Jahre jedoch nur noch 39 Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich. Ähnliche Zahlen hat auch Georg von Rauch, *Reichsdeutsche Studenten an der schwedischen Universität Dorpat*, in: *Baltische familiengeschichtliche Mitteilungen* 3 (1933), S. 6–11, ermittelt: 1632/40: 47; 1641/50: 33. Dabei handelte es sich vor allem um Studenten aus Pommern und Mecklenburg, aber auch einigen aus den mitteldeutschen Territorien.

⁹⁴ Zu diesen zählen insbesondere neben den Studenten aus dem Polnisch-Litauischen Reich auch Balten, Preußen, Böhmen, Mährer, Ungarländer und Skandinavien, vgl. Asche, „*Peregrinatio academica*“ (wie Anm. 61), S. 26 ff., mit weiterführender Literatur.

⁹⁵ Bis 1642 wurde die Universität Krakau zu 99% von Landeskindern besucht, deren absolute Zahl sich in den 1630er Jahren nochmals signifikant erhöhte. Die sehr wenigen ausländischen Studenten stammten aus Schlesien, Mähren und Ungarn, vgl.

Ebenso wie der Dreißigjährige Krieg katastrophale Auswirkungen eben nicht gleichermaßen auf alle Teile des Heiligen Römischen Reiches hatte,⁹⁶ muss das abschließende Urteil über die Folgen des Krieges für die deutschen Universitäten insgesamt wesentlich differenzierter ausfallen, als dies die ältere Forschung suggeriert. Von einer pauschalen These des Niedergangs der Universitäten im Heiligen Römischen Reich kann jedenfalls keine Rede sein, und selbst wenn die zeitgenössischen Quellen scheinbar eine eindeutige Sprache sprechen, ist zumindest Vorsicht angebracht.⁹⁷ Zweifellos war der Dreißigjährige Krieg *the greatest disruption experienced by this university system since the reformation*,⁹⁸ aber das deutsche Universitätswesen erlebte zu keiner Zeit eine der Reformationsjahrzehnte der 1520er bis 1540er Jahre sowie der Reformzeit um 1800⁹⁹ vergleichbare Existenzkrise, auch wenn sich phasenweise die Besucherfrequenzen an zahlreichen Hochschulen bedrohlich verringert hatten und

die Matrikelanalyse von Irena Kaniewska, *La conjoncture étudiante de l'Université de Cracovie aux XVII^e et XVIII^e siècles*, in: Julia u.a., *Les universités européennes* (wie Anm. 4), S. 135–151, hier S. 141 f. Ebenfalls ganz unbedeutend war der Besuch von ausländischen Studenten als päpstliche Seminaristen an den beiden ohnehin frequenzschwachen Jesuitenuniversitäten Braunsberg/Braniewo im Ermland und Wilna/Vilnius in Litauen. Eine Auszählung ihrer Matrikel – vgl. Georg Lühr (Hrsg.), *Die Matrikel des päpstlichen Seminars zu Braunsberg 1578–1798*, Königsberg 1925, und Jan Poplatek, *Wykaz alumnów seminarjum papieskiego w Wilnie 1582–1773* [= Liste der Alumnus des päpstlichen Seminars in Wilna], in: *Ateneum wileńskie* 11 (1936), S. 218–282 – durch d. Verf. hat ergeben, dass zwischen 1618 und 1648 in Braunsberg 29, in Wilna sogar lediglich 4 Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich eingeschrieben waren.

⁹⁶ Hierzu vgl. die Literaturhinweise in Anm. 49.

⁹⁷ Hierzu vgl. etwa die grundsätzlichen Überlegungen von John Theibault *The Rhetoric of Death and Destruction in the Thirty Years' War*, in: *Journal of Social History* 27 (1993), S. 271–290.

⁹⁸ Hotson, *A dark Golden Age* (wie Anm. 5), S. 235 f.

⁹⁹ Hierzu vgl. etwa die Überblicksdarstellungen von Matthias Asche, *Frequenzeinbrüche und Reformen. Die deutschen Universitäten in den 1520er bis 1560er Jahren zwischen Reformation und humanistischem Neuanfang*, in: Walther Ludwig (Hrsg.), *Die Musen im Reformationszeitalter. Akten der Tagung der Stiftung Luthergedenkstätten in der Lutherstadt Wittenberg 14.–16. Oktober 1999*, Leipzig 2001, S. 53–96, und Ders., *Das „große Universitätssterben“ in den Jahrzehnten um 1800. Zu Reformbedürftigkeit und Reform(un)fähigkeit deutscher Universitäten im Zeichen von Aufklärung und Utilitarismus*, in: Rainer Pöppinghege/Dietmar Klenke (Hrsg.), *Hochschulreformen früher und heute. Autonomie oder gesellschaftlicher Gestaltungsanspruch?* [erscheint Essen 2011], jeweils mit weiterführender Literatur.

der akademische Lehrbetrieb zuweilen erheblich beeinträchtigt war, was sich durchaus auch in den Selbstzeugnissen von Professoren und Studenten widerspiegelt.¹⁰⁰ Zudem war mit dem Dreißigjährigen Krieg kein über das zeitgenössische Maß hinausgehender allgemeiner Wandel der akademischen Mentalitäten und Habitusformen im Sinne einer ‚Verrohung der studentischen Sitten‘ einhergegangen. Dies hat Marian Füssel in seinem Beitrag überzeugend als ein Konstrukt zeitgenössischer protestantischer Theologen herausgearbeitet, das sodann in der Tradition des moralischen Sittendiskurses von der Kirchengeschichtsschreibung des 19. Jahrhundert und dann vor allem von den Studenten- und Korporationshistorikern um 1900 wirkmächtig verbreitet wurde,¹⁰¹ was die generelle Dekadenz-These der kleindeutsch-protestantischen Universitätshistoriker vom allgemeinen Niedergang des deutschen Universitätswesens seit dem Dreißigjährigen Krieg in trefflicher Weise zu stützen vermochte. Vielmehr ist hingegen zu betonen, dass deviantes Verhalten der Studenten stets ein ganz wesentlicher Bestandteil des akademischen Lebens gewesen ist. Dies mag sich zwar vor dem Hintergrund des Krieges durchaus dynamisiert haben. Aber vor allem hatte bereits zuvor – in der Zeit um 1600, also noch vor Kriegsbeginn – an protestantischen Universitäten der kulturhistorisch bedeutsame Emanzipationsprozess des freien, mithin außerhalb der internatsartigen Bursen bei Privatpersonen wohnenden Studenten eingesetzt, der unter anderem auch zur obrigkeitfreien Organisation in Form von Landsmannschaften (*Studentennationen*) geführt hatte,¹⁰² wo gruppen- und standesspezifische Verhaltens-

¹⁰⁰ Erste Überlegungen zu diesem noch gänzlich unerschlossenen Forschungsfeld im einleitenden Beitrag von Thomas Kossert.

¹⁰¹ Zur historiographischen Einordnung vgl. Stefan Gerber, „Burschenschaft, was warst du?“ Entstehungsbedingungen der Burschenschafts- und Korporationsgeschichtsschreibung im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: 200 Jahre burschenschaftliche Geschichtsforschung – 100 Jahre GfbG. Bilanz und Würdigung. Jahressgabe der Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung e.V., Koblenz 2009, S. 39–57.

¹⁰² Hierzu vgl. knapp die Lexikonartikel von Asche, Akademische Freiheit (wie Anm. 37), und Ders./Stefan Gerber [Art.] Studentenverbindungen, in: ebd. 12 (2010), Sp. 1166–1175, jeweils mit weiterführender Literatur.

Der Dreißigjährige Krieg

und Sozialisationsformen der Studenten, wie der berüchtigte *Pennalismus*,¹⁰³ besonders gepflegt wurden.

Bereits wenige Jahre nach dem Ende des Krieges bewies sich die bemerkenswerte Regenerationsfähigkeit der deutschen Universitäten, die ja in ihrem Kern einen Personenverband darstellten, wodurch sie als Institutionen relativ flexibel auf Umbrüche reagieren konnten: Nicht nur wurde die alte Universitätslandschaft durch die Wiedereröffnung Heidelbergs und der beiden hessischen Landeshochschulen vollständig restituiert und sogar durch Neugründungen im katholischen Bamberg (1648), im reformierten Duisburg (1655) und schließlich im lutherischen Kiel (1665) nochmals erweitert,¹⁰⁴ sondern die meisten Universitäten hatten bereits im Laufe der 1650er Jahre ihre Frequenzhöhe aus der Vorkriegszeit wieder erreicht oder gar überschritten.¹⁰⁵

¹⁰³ Grundlegend Marian Füssel, Riten der Gewalt. Zur Geschichte der akademischen Deposition und des Pennalismus in der frühen Neuzeit, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 32 (2005), S. 605–648.

¹⁰⁴ Einen knappen vergleichenden Überblick gibt etwa Robert J. W. Evans, *German Universities after the Thirty Years War*, in: *History of Universities* 1 (1981), S. 169–190.

¹⁰⁵ Dies belegt ein Vergleich der Immatrikulationsfrequenzen der Jahrzehnte 1611/20 und 1651/60, vgl. *Tabelle I*. Demnach gingen die Universitäten im Nordwesten des Reiches und die katholischen Hochschulen in den Habsburgischen Erblanden (ohne Freiburg) und Salzburg, zudem auch einige in Nord- und Mitteldeutschland (Leipzig, Jena, Greifswald) in frequentieller Hinsicht offenbar sogar gestärkt aus dem Krieg hervor. Abgesehen von Frankfurt an der Oder, Helmstedt, Wittenberg, Heidelberg, Freiburg, Ingolstadt, Altdorf und Dillingen hatten ansonsten alle Universitäten ihr Frequenzniveau aus der Vorkriegszeit wieder erreicht.

Tabelle I: Anzahl der durchschnittlichen jährlichen Immatrikulationen an Universitäten im Heiligen Römischen Reich 1611–1660

| Universität <i>(konfessionelle Ausrichtung)</i> | 1611 – 1620 | 1621– 1625 | 1626 – 1630 | 1631 – 1635 | 1636 – 1640 | 1641 – 1645 | 1646 – 1650 | 1651 – 1660 |
|---|----------------|---------------|----------------|----------------|----------------|----------------|----------------|----------------|
| nordwestdeutsche Universitäten (Westfalen und Niederrheinlande) | | | | | | | | |
| Köln (kath.) | 202 | 204 | 223 | 223 | 231 | 214 | 263 | 345 |
| Paderborn (kath.) (gegr. 1614) | – | (...) | (...) | (...) | (18) | 37 | 44 | 69 |
| Matrikeltotalverluste für die Universitäten Rinteln (gegr. 1621; luth.) und Osnabrück (gegr. 1632; 1633 geschl.; kath.) | | | | | | | | |
| nordostdeutsche Universitäten | | | | | | | | |
| Frankfurt an der Oder (luth. mit einz. ref. Professoren) | 373 | 371 | 148 | 184 | 79 | 211 | 301 | 258 |
| Rostock (luth.) | 238 | 270 | 163 | 291 | 187 | 221 | 236 | 210 |
| Greifswald (luth.) | 94 | 135 | 74 | 109 | 80 | 89 | 159 | 99 |
| mitteldeutsche Universitäten (mit Helmstedt) | | | | | | | | |
| Leipzig (luth.) | 675 | 599 | 682 | 440 | 243 | 312 | 625 | 729 |
| Wittenberg (luth.) | 558 | 446 | 420 | 333 | 136 | 223 | 398 | 480 |
| Helmstedt (luth.) | 429 | 299 | (107) | 124 | 267 | 285 | 292 | 252 |
| Jena (luth.) | 318 | 300 | 252 | 258 | 157 | 184 | 297 | 499 |
| Erfurt (kath. mit einz. luth. Professoren; 1631/35 luth.) | 69 | 53 | 60 | 95 | 42 | 52 | 44 | 59 |
| südwestdeutsche Universitäten (Ober- und Mittelrheinlande) | | | | | | | | |
| Straßburg (luth.) (ab 1621) | – | 196 | 233 | 153 | 51 | 123 | 145 | 161 |
| Tübingen (luth.) | 189 | 198 | 159 | 113 | 37 | 59 | 99 | 157 |
| Heidelberg (ref.; 1620/33 kath.; 1632/52 geschl.) | 184 | 14 | (49) | (48) | – | – | – | (89) |
| Freiburg (kath.) | 135 | 195 | 156 | 59 | 23 | 8 | 67 | 74 |
| Mainz (kath.) | 58 | 34 | 84 | (...) | 16 | 33 | 45 | 88 |
| Matrikeltotalverluste für die Universitäten Trier (kath.) und Molsheim (gegr. 1618; kath.) | | | | | | | | |
| süddeutsche Universitäten (mit den hessischen Universitäten) | | | | | | | | |
| Ingolstadt (kath.) | 240 | 238 | 189 | 89 | 148 | 150 | 101 | 145 |
| Altdorf (luth.) (ab 1623) | – | (185) | 158 | (61) | 118 | 104 | 85 | 134 |
| Dillingen (kath.) | 152 | 183 | 137 | 42 | 31 | 46 | 28 | 96 |
| Marburg (ref.; 1624/50 luth.) (1650/53 geschl.) | 144 | 66 | 104 | (77) | (34) | (...) | (...) | (127) |
| Gießen (luth.) (1624/50 geschl.) | (114) | (...) | – | – | – | – | (192) | 89 |
| Würzburg (kath.) | 83 | 106 | 79 | (...) | 40 | 65 | 70 | 121 |
| Kassel (ref.) (gegr. 1633; 1652 geschl.) | – | – | – | (60) | 20 | 20 | 27 | (41) |
| Universitäten in den habsburgischen Erblanden (ohne Freiburg; mit Salzburg) | | | | | | | | |
| Wien (kath.) | 118 | 126 | 175 | 252 | 263 | 310 | 258 | 281 |
| Salzburg (kath.) (ab 1639) | – | (...) | (...) | (...) | (124) | 151 | 155 | 168 |
| Graz (kath.) | 109 | 161 | 145 | 132 | 113 | 148 | 190 | 197 |
| Olmütz (kath.) | (...) | (...) | (...) | (107) | (143) | (...) | (...) | (...) |
| keine Matrikeledition für die Universität Prag (utraquistisch/ref.) für das 17. Jahrhundert | | | | | | | | |

Der Dreißigjährige Krieg

kursiv: Frequenzeinbrüche während des Dreißigjährigen Krieges gegenüber dem Vorkriegsjahrzehnt (1611/20) um mindestens 50%

gefettet: Frequenzsteigerungen während des Dreißigjährigen Krieges gegenüber dem Vorkriegsjahrzehnt (1611/20)

(Klammern): (lückenhafte Überlieferung) bzw. Matrikelverlust (...)

Auswertungsgrundlage

Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 [ND Berlin 1994], Tabellen S. 100 f., 290 ff.; ergänzend zu Graz: Johann Andritsch (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Graz, Bd. 1, Graz 1977; S. XXIX; Bd. 2, Graz 1980, S. XXVI; zu Kassel: Wilhelm Falckenheiner, Die Annalen und die Matrikel der Universität Kassel, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde N.F. 18 (1893), S. 190–326, hier S. 283–308; zu Salzburg: Virgil Redlich (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Salzburg 1639–1810, Bd. 1, Salzburg 1933; zu Wien: Franz Gall (Bearb.), Die Matrikel der Universität Wien, Bde 4/5, Wien u. a. 1974/75. Die Olmützer Matrikeledition, welche die Jahre zwischen 1576 und 1631 umfasst (František Cínek, *Matricula Academiae Olomucensis*, in: *Ročenka Cyrilometodějské Fakulty Bohoslovecké v Olomouci*, Olomouci 1929, S. 42–157), konnte nicht ausgewertet werden, dagegen der Nachtrag von Richard Zimprich, *Matricula academiae Olomucensis*, in: Beiträge zur nordmährischen Sippen- und Volksforschung. Beilage zur Zeitschrift „Nordmährerland“. Hefte für Kultur und Wirtschaft 1943, S. 1–8, 9–12, 21–23, der allerdings nur die Jahre 1632/36 betrifft.

Tabelle II: Anzahl der durchschnittlichen jährlichen Immatrikulationen an Universitäten außerhalb des Heiligen Römischen Reiches 1611– 1660

| Universität (konfessionelle Ausrichtung) | 1611 – 1620 | 1621 – 1630 | 1631 – 1640 | 1641 – 1650 | 1651 – 1660 |
|--|----------------|----------------|----------------|----------------|----------------|
| Universitäten und Hohe Schulen in der Eidgenossenschaft | | | | | |
| Basel (ref.) | 110 | 89 | 64 | 67 | 77 |
| Genf (ref.) | 38 | 39 | 25 | 23 | 34 |
| Lausanne (ref.) | 15 | 13 | 19 | 17 | <u>25</u> |
| keine Matrikeleditionen für die Hohen Schulen in Bern (prot.) und Zürich (prot.) | | | | | |
| Universitäten und Hohe Schulen in den sieben Provinzen der nördlichen Niederlande | | | | | |
| Leiden (ref.) | 267 | 423 | 490 | 526 | <u>524</u> |
| Groningen (ref.) (gegr. 1615) | (67) | 69 | 87 | 97 | <u>114</u> |
| Franeker (ref.) | 60 | 84 | 108 | 132 | <u>113</u> |
| Utrecht (ref.) (gegr. 1636) | – | – | (9) | 121 | <u>126</u> |
| Universitäten im Dänischen und im Schwedischen Reich | | | | | |
| Kopenhagen (luth.) | 116 | 147 | 133 | 170 | <u>183</u> |
| Uppsala (luth.) | 68 | 154 | 166 | 185 | <u>177</u> |
| Åbo (luth.) (gegr. 1640) | – | – | (249) | 61 | 60 |
| Dorpat (luth.) (gegr. 1632; 1655/65 in Reval) | – | – | (41) | 42 | 25 |
| Universitäten im Polnisch-Litauischen Reich | | | | | |
| Krakau (kath.) (bis 1642) | 232 | 251 | 317 | (302) | (...) |
| Königsberg (luth.) | 178 | 201 | 282 | 330 | 158 |
| Braunsberg (kath.) | 8 | 10 | 7 | 6 | 5 |
| Wilna (kath.) | 3 | <i>1</i> | <i>1</i> | <i>1</i> | 2 |

kursiv: Frequenzeinbrüche während des Dreißigjährigen Krieges gegenüber dem Vorkriegsjahrzehnt (1611/20) um mindestens 50%

gefettet: Frequenzsteigerungen während des Dreißigjährigen Krieges gegenüber dem Vorkriegsjahrzehnt (1611/20)

(Klammern): (lückenhafte Überlieferung) bzw. Matrikelverlust (...)

Auswertungsgrundlage

Zu Åbo: Vilhelm Gabriel Lagus (Hrsg.), Album studiosorum Academiae Aboensis MDCXLI–MDCCCXXVII (1640–1827), Bd. 1, Helsingfors 1895, S. VI; zu Basel: Hans Georg Wackernagel (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Basel, Bd. 3, Basel 1962, S. 599 ff.; zu Braunsberg: Georg Lühr (Hrsg.), Die Matrikel des päpstlichen Seminars zu Braunsberg 1578–1798, Königsberg 1925; zu Dorpat: Arvo Tering (Hrsg.), Album academicum der Universität Dorpat (Tartu) 1632–1710, Tallinn 1984, S. 20f.; zu Franeker: Andreae Fockema/Johannes Sybrandus/Theodorus Josephus Meijer (Hrsg.), Album studiosorum Academiae Franekerensis (1585–1811), Franeker 1968; zu Genf: Sven Stelling-Michaud (Hrsg.), Le Livre du Recteur de l'Académie de Genève (1559–1878), Genève 1959; zu Groningen: Album Studiosorum Academiae Groninganae, Groningen 1915; zu Königsberg: Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 [ND Berlin 1994], Tabellen S. 100 f., 290 ff.; zu Kopenhagen: Sophus Birket Smith (Hrsg.), Kjøbenhavns Universitets Matrikel, Bd. 1, Kjøbenhavn 1890; zu Krakau: Irena Kaniewska, La conjoncture étudiante de l'Université de Cracovie aux XVII^e et XVIII^e siècles, in: Dominique Julia/Jacques Revel/Roger Chartier (Hrsg.), Les universités européennes du XVI^e au XVIII^e siècle. Histoire sociale des populations étudiantes, Bd. 1, Paris 1986, S. 135–151, hier S. 146; zu Lausanne: Louis Junod (Hrsg.), Album Studiosorum Academiae Lausannensis 1537–1837. Dressé d'après les registres officiels et d'autres documents, Bd. 2, Lausanne 1937; zu Leiden: Guilhelmus du Rieu (Hrsg.), Album Studiosorum Academiae Lugduno-Batavae 1575–1875, Den Haag 1875; zu Uppsala: Aksel Andersson/Alfred Bernhard Carlsson/Josef Sandström (Hrsg.), Uppsala universitets matrikel, Bd. 1, Uppsala 1900/11; zu Utrecht: Album Studiosorum Academiae Rheno-Traiectinae 1636–1886. Accedunt nomina curatorum et professorum per eadem secula, Utrecht 1886; zu Wilna: Jan Poplatek, Wykaz alumnów seminarjum papieskiego w Wilnie 1582–1773, in: Ateneum wileńskie 11 (1936), S. 218–282.

Projekte

Anja Bröchler

Wahre Geschichten – Frühe Berichte über die Eroberungen
Amerikas im 16. Jahrhundert
(Dissertationsprojekt)

Ich werde nur darüber schreiben, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, verspricht der Conquistador Bernal Díaz del Castillo in seiner Historia, die er programmatisch *verdadera*, die wahre Geschichte der Eroberung Mexikos nennt. Diesen Anspruch, nur darüber zu schreiben, was sie selbst als Augenzeugen gesehen und erlebt haben, lösen die Autoren der Amerikaberichte selten ein. Mit anderen Formen der Berichterstattung über ferne Länder und deren Bewohner, wie dem Reisebericht, teilen sie ein besonderes Verhältnis zur beschriebenen Realität. Der *eye-witness* als I-witness charakterisiert es das Wortspiel von Clifford Geertz ironisch. Conquistaberichte versprechen oft bereits im Titel eine wahre Geschichte, doch die Forschung hat ihren Wahrheitsgehalt immer wieder problematisiert. Das im 16. Jahrhundert aus europäischer Sicht neu gefundene Amerika sei ein erfundenes Amerika. Die Darstellung insbesondere auch der indigenen Bewohner sei ein von Phantasie, antiken und mittelalterlichen Vorstellungswelten und kolonialen Herrschaftsinteressen geleitetes Konstrukt. Dementsprechend dominieren diskursanalytische Studien zu Alterität und Aneignung den Forschungsstand.

Für die Amerikaberichte des 16. Jahrhunderts jedoch erweist sich die Frage des „Wahrnehmens“ gerade auch hinsichtlich der Bedeutung etwas „für wahr zu nehmen“ als bedeutsam. Die neue Welt ist nicht nur in Amerika umkämpftes Territorium, sondern auch in den zeitgenössischen Debatten und Publikationen. Aus eigener Erfahrung berichten zu können, ist dabei ein wichtiges Faustpfand in den Auseinandersetzungen mit anderen Berichten, die teils offen, teils indirekt geführt werden. Oft motivieren erst die – in den Augen der jeweiligen Autoren – falschen und die Wirklichkeit verzer-

renden Darstellungen anderer, die eigene Version zu schreiben. Wobei die eigene Authentizität, welche die Ich-Erzähler der Berichte beanspruchen, gleichzeitig ein Mittel in der Auseinandersetzung über ganz andere Dinge ist. In dieser durchaus taktischen Beziehung zur erzählten Realität liegt ein wichtiger Ansatzpunkt zur Analyse früher Amerikaberichte.

Die Arbeit untersucht sechs Erfahrungsberichte, die aus unterschiedlichen Funktionen heraus von den Conquistas berichten. Der Begriff des Erfahrungsberichts ist dem der in der Forschungsliteratur gebräuchlichen des *Augenzeugen*-, des *Reiseberichts*“ oder der *Chronik* vorzuziehen. Denn die Verfasser der Berichte waren nicht nur „Zeugen“, sondern Handelnde, d. h. aktive Eroberer. Sie waren keineswegs „Reisende“, auch wenn es zeitgenössische völkerrechtliche Überlegungen gab, die Eroberungen aus dem *ius peregrinandi et degendi*, dem Recht freien Reisens und Handelns abzuleiten. Und auch die Chronik als eine Form der Geschichtsschreibung trifft weniger zu, da es sich um singuläre Berichte handelt, die über ihre eigene Erfahrung schreiben. Zu allen drei Erzählformen besitzen die Erfahrungsberichte jedoch Überschneidungen. Gänzlich ungeeignet ist die manchmal verwendete Kategorie der Soldatenchronik, da die Bezeichnung Soldaten für Conquistadoren irreführend und unzutreffend ist.

Die Berichte erzählen von den Erfahrungen einer Begegnung und Beziehungen zu Menschen fremder Kulturen unter den Bedingungen einer gewaltsamen Kulturkonfrontation. Erzählte Gewalt, sowohl in Form ausgeübter als auch erlittener Gewalt, ist ein grundlegendes Merkmal der Berichte. Das erste Kapitel untersucht deswegen die Frage der Gewalt anhand zweier Berichte über die Eroberung Mexikos (1519–21), den Briefen von Hernando Cortés und der *Historia Verdadera* von Bernal Díaz del Castillo. Cortés und Díaz schreiben über Gewalt im Krieg zu einer Zeit, in der sich das Denken über den Krieg, nicht zuletzt durch die Entdeckung Amerikas, im Umbruch befindet. Insbesondere aufgrund der wirkmächtigen Kritik der Missionsorden an der exzessiven Brutalität der Conquistadoren werden Fragen, wie sich Gewalt und Herrschaft der Eroberungen legitimieren, kontrovers diskutiert. In den beiden Berichten der Eroberung Mexikos wird dargestellte Gewalt

deswegen nicht unreflektiert erzählt, sondern Cortés und Díaz schreiben mit Blick auf eine politische, juristische und religiöse Diskussion. Für die Frage der Gewalt ist dieser taktische Umgang aufschlussreich, weil sowohl reale Gewalt erzählt wird als auch damit normative Standards definiert werden. In einer Zeit, in der die Regeln im Krieg ungeschrieben sind und in einer Situation einer Kulturkonfrontation in einer neuen Welt, in der sich noch keine sozialen Regeln des Krieges etablieren konnten, geben die Berichte von Cortés und Díaz einen Einblick in die erzählte Praxis der Gewalt und ihrer Begründung.

Das zweite Kapitel untersucht die Erfahrungen der gewaltsamen Kulturkonfrontation aus einer anderen Perspektive. Hans Staden und Alvar Núñez Cabeza de Vaca erleben die Conquistas als Überlebende. Sie müssen sich in existenzieller Weise mit den ihnen fremden Kulturen auseinandersetzen. Es geht um ihr Leben. Beide Berichte erzählen von *failed conquests*, gescheiterten Eroberungen. Sie geraten in Gefangenschaft und müssen auf sich gestellt um ihr Überleben kämpfen. Hans Staden und Alvar Núñez Cabeza de Vaca erleiden Gewalt und schreiben daher aus einer lebensbedrohlichen Perspektive: als unfreiwillige Grenzgänger erzählen sie von ihrem Überleben in einer ihnen feindlichen Welt. Zwar sind sie nicht die einzigen Grenzgänger, aber kaum andere schreiben so eindringlich, spannend und auch anrührend wie Cabeza und Staden.

Zu beiden Erfahrungsberichten gibt es eine umfangreiche Forschungsliteratur, jedoch keine vergleichenden Arbeiten. Zu unterschiedlich erscheint ihr Kontext: Hans Staden, ein hessischer Büchschütze in spanischen sowie portugiesischen Diensten und Protestant. Cabeza, ein spanischer Hidalgo, Conquistador und Katholik. Zudem stehen beide in der Forschung für sehr unterschiedliche Erfahrungen mit den ihnen fremden semi-nomadischen Kulturen. Hans Staden gilt als Protagonist einer negativen Einschätzung und Darstellung der brasilianischen Tupinambá, die er als Kannibalen beschreibt. Cabeza wird hingegen zum Protagonisten eines authentischen Schreibens. Er gilt als geläuterter Conquistador, der aufgrund seiner Erfahrungen die Conquista und vor allem die Gewalt gegenüber der indigenen Bevölkerung kritisiert. Mithilfe des asynchronen Vergleichs lässt sich die Stereotypi-

sierung der Berichte hinterfragen und beide als erfolgreiche Grenz-
gänger zwischen den Kulturen analysieren.

Erfahrungsberichte über Amerika besitzen eine retrospektive Di-
mension. Insbesondere wenn die eigene Gegenwart kritisch gese-
hen wird, erfährt die fremde Kultur eine positive Wertschätzung.
Das vierte Kapitel vergleicht die Geschichten von Jean de Léry
und Pedro de Cieza de León, die aus einer kritischen Bewertung
ihrer politischen und religiösen Gegenwart heraus, die fremde Kul-
tur als einen positiven Gegenentwurf beschreiben. Der hugenotti-
sche Pastor Léry stellt seine Amerika-Erfahrung in den Dienst ei-
ner Kritik an den politischen, religiösen und moralischen
Zuständen in Frankreich. Angesichts der blutigen Auseinanderset-
zungen der spanischen Conquistadoren in Ciezas kolonialer Ge-
genwart im Vizekönigreich Peru, schreibt Cieza bewundernd über
die gute Ordnung der vorspanischen politischen und kulturellen
Organisation und Herrschaft des Inkareichs. Aber anders als Mi-
chel de Montaigne, der seinen guten Wilden ohne eigene Amerika-
erfahrung als Gesellschaftskritik entwerfen konnte, geht Lérys und
Ciezas taktisches Schreiben nicht vollständig auf. Die eigene Erfah-
rung weist ihnen auch die Grenzen ihres Kulturvergleichs. Nicht
alle Differenzen zur eigenen Kultur lassen sich für die Autoren re-
lativieren und tolerieren.

Im Prisma der sechs Autoren bricht sich das Narrativ von Alterität
und Aneignung. Denn die Ich-Erzähler schreiben wahre Geschich-
ten und sind Teil des Beziehungsgeflechts zwischen alten und neu-
en Welten, insbesondere was die politischen und religiösen Debat-
ten des 16. Jahrhunderts betrifft.

Robert Oldach

Stadt und Festung Stralsund: Studien zur Organisation und Wahrnehmung schwedischer Militärpräsenz in Schwedisch-Pommern 1721–1807 (Dissertationsprojekt)

Durch die Übertragung von Methoden und Fragestellungen der Sozial-, Alltags-, Kultur- und Geschlechtergeschichte auf die historische Forschung hat die Militärgeschichte der Frühen Neuzeit neue Perspektiven und Impulse gewonnen. Das Ziel neuer militärgeschichtlicher Untersuchungen muss es sein, die verfassungsrechtlichen, politischen und sozialen Auswirkungen der Existenz landesherrlicher Truppen zu erforschen sowie die Vorstellung des Militärs als Ort widerspruchloser Disziplin zu hinterfragen. Durch diese Aufgabenstellung angespornt, hat die Forschungstätigkeit eine starke Zunahme erfahren und es wurden in den letzten drei Jahrzehnten eine Vielzahl themen- und regionalbezogener Untersuchungsergebnisse vorgelegt. Hiervon jedoch fast ausgenommen sind die dem Reiche Schweden im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nach 1721 verbliebenen Besitzungen, die, obwohl sie seit dem Friedensvertrag zu Osnabrück 1648 der Krone Schweden als erbliche Lehen zugefallen waren, weiterhin nach pommerschem und Reichsrecht regiert wurden.¹ Nach dem Großen Nordischen Krieg waren das schwedische Pommern, das Fürstentum Rügen sowie die Stadt und Herrschaft Wismar die einzigen Überbleibsel des ehemaligen schwedischen Großreiches auf dem europäischen Festland und damit ein wesentliches Element des schwedischen Selbstverständnisses, nach wie vor dem Reigen der

¹ Ausnahmen hierbei sind die Forschungen Herbert Langers zur frühen Schwedenzeit in Pommern und zum Festungsbau in Schwedisch-Pommern. Siehe u. a. Herbert Langer, *Schwedenbauten*-Festungswesen in Vorpommern während des 17. Jahrhunderts, in: Christoph Schmelz, Jana Zimdars (Hrsg.), *Innovationen im Schwedischen Großreich. Eine Darstellung anhand von Fallstudien*, Hamburg 2009, S. 397–417. Maren Lorenz beschäftigt sich in ihrer Dissertation in einem besonderen Maße auch mit Schwedisch-Pommern. Maren Lorenz, *Das Rad der Gewalt. Militär und Zivilbevölkerung in Norddeutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (1650–1700)*, Köln u.a. 2007.

europäischen Großmächte zuzugehören. Der Kanzleipräsident Arvid Horn fasste diesen Umstand mit wenigen Worten zusammen: *So klein Pommern auch ist, so bringt es uns doch mehr Ansehen als bald das halbe Schweden. All die Aufmerksamkeit, die Frankreich und die evangelischen Mächte in Deutschland uns schenken, beruht auf Pommern.*²

Das Dissertationsprojekt hat die schwedischen Truppen in Schwedisch-Pommern im Zeitraum zwischen 1721 und 1807 zum Gegenstand. Eine zentrale Rolle nimmt hierbei die Stadt Stralsund ein, die infolge des Friedensvertrages zu Stockholm vom 21.1./1.2.1720 durch den Verlust Vorpommerns südlich der Peene und Stettins sowie nach der Schleifung der Festung Wismar im Großen Nordischen Krieg die einzige Festung Schwedens in den deutschen Besitzungen war. Der gewählte Endpunkt der Untersuchung ist die Übergabe der Festung an die französischen Truppen durch den Magistrat der Stadt am 20.8.1807.

Die richtungsweisenden Fragestellungen beziehen sich sowohl auf die Organisation des schwedischen Militärs einerseits wie andererseits auf das Verhältnis zwischen Militär und Zivilgesellschaft in Schwedisch-Pommern. Welche Organisations- und Sozialstruktur wiesen die *tyska* (deutschen) Regimenter auf und welche Rolle spielten sie innerhalb der schwedischen Militärmacht? Von der Organisation ausgehend stellt sich sodann die Frage, wie wurde das schwedische Militär von der Zivilgesellschaft wahrgenommen und welche Berührungs- und Konfliktfelder bestanden? Hierbei kann das Projekt methodisch bereits auf zahlreiche einschlägige Untersuchungen zu anderen Militärsystemen zurückgreifen und sich explizit auf die Theorien *soziale Militarisierung* (Büsch), *Urbanisierung des Militärs* (Gräf) und *Sozialdisziplinierung* (Oestreich) richten. Hierbei steht die Untersuchung vor dem Problem, dass, obwohl dem »Stehenden Heer« gemeinhin eine bedeutende Rolle in der Entwicklung zur modernen Gesellschaft zugeschrieben wird, Schwedisch-Pommern ein stark ständisch geprägtes Gemeinwesen mit einem großen Handlungsspielraum gegenüber Schweden, dem General-

² Kyra T. Inachin, *Die Geschichte Pommerns*, Rostock 2008, S. 103.

gouverneur und dem Militär blieb.³ Die Ursache hierfür war die Garantieklausel im Friedensvertrag zu Osnabrück, mit der die schwedische Krone verpflichtet worden war, die ihr als Lehen übertragenen deutschen Territorien nach den althergebrachten Privilegien, Freiheiten und Rechten zu regieren.⁴ Im Jahre 1720 wurde die besondere Stellung der Stände erheblich ausgebaut und erst zum Ende des Untersuchungszeitraums, insbesondere durch die Regierung Gustav IV. Adolfs, ist der Trend zu erkennen, Schwedisch-Pommern in den schwedischen Staatsverband zu integrieren, wobei dem Militär eine besondere Rolle zukam.⁵ Somit stellt sich die Frage, in welchem Maße es im Untersuchungszeitraum unter den gegebenen Verhältnissen im Sinne einer Militarisierung zu einem *dominierenden Ausgreifen des Militärs und der Militärverwaltung über ihren eigenen Wirkungsbereich hinaus*⁶ kam? Welche Auswirkungen hatten hierbei die Frihetstid, der Staatsstreich in Schweden von 1772, das Ende des Alten Reiches 1806 sowie der Siebenjährige Krieg und der Krieg von 1806 bis 1807? Welche Möglichkeiten der Obstruktion hatten die Landstände gegenüber Projekten des Militärs, welche tatsächliche Wirksamkeit entfalteten diese bei einem zunehmend stärker werdenden Machtanspruch der Krone nach 1772? Stralsund hatte als größte Stadt Schwedisch-Pommerns und durch die ausdrückliche Bestätigung der Privilegien die Führungs-

³ Den Landständen soll es »mit Leichtigkeit« gelungen sein, die als nachteilig erscheinenden Verordnungen der schwedischen Regierung zu verhindern. Michael North, *Geschichte Mecklenburgs und Vorpommerns*, München 2008, S. 58.

⁴ Helmut Backhaus, *Reichsterritorium und schwedische Provinz. Vorpommern unter Karl XI. Vormündern (1660–1672)*, Göttingen 1969, S. 139.

⁵ Michael Roberts, *Frihetstiden*, Stockholm 1995, S. 29–35; Marco Pohlmann-Linke, *Landesherrschaft und Verwaltung in Vor- und Hinterpommern nach dem Stockholmer Friedensvertrag 1720*, in: Ivo Asmus (Hrsg.), *Gemeinsame Bekannte: Schweden und Deutschland in der Frühen Neuzeit*, Münster 2003, S. 347–361; Lars Dalgren, *Sverige och Pommern 1792–1806. Statskuppen 1806 och dess förhistoria*, Uppsala 1914.

⁶ Michael Hochedlinger, *Rekrutierung – Militarisierung – Modernisierung. Militär und ländliche Gesellschaft in der Habsburgermonarchie im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus*, in: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, Hamburg 2000, S. 332–333; Bernhard R. Kroener, *Militär in der Gesellschaft. Aspekte einer neuen Militärgeschichte in der Frühen Neuzeit*, in: Thomas Kühne, Benjamin Ziemann (Hrsg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn u.a. 2000, S. 290–291.

rolle innerhalb des städtischen Teils der Landstände inne, war Regierungssitz und schwedische Festung und verfolgte daher das Militär betreffend besondere Zielsetzungen, die nicht grundsätzlich von allen übrigen Landstädten und der Ritterschaft getragen wurden. Wann und warum herrschte unter den Landständen bei Themen, die das Militär betrafen, Dissens? Wie erfolgte die Sicherstellung der Finanzierung des Unterhalts und des beständig wiederkehrenden Bedarfs an Ausrüstungsgegenständen? Inwiefern kam es hierbei im Sinne des Merkantilismus zu einer umfassenden Wirtschaftsförderung systemrelevanter Wirtschaftszweige?⁷

Aus der geschilderten Konstellation und den daraus abgeleiteten zentralen Fragen können anhand der Militärpräsenz zunächst Antworten über die Herrschafts- und Machtausübung Schwedens in Schwedisch-Pommern gewonnen werden. Die dahinter stehenden Strukturen des Militärs sowie der Zivilverwaltung werden durch Beispiele und Statistiken auf ihre Möglichkeiten und Grenzen analysiert, Handlungsspielräume und Handlungsmuster der Zeitgenossen werden ausgelotet. Der Diskurs über die Theorien, die die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Militär und Zivilgesellschaft bisher hervorgebracht haben, kann so vor dem Hintergrund der stark politisierten Ständegesellschaft in Schwedisch-Pommern eine wichtige Erweiterung erfahren. Allgemein ist zu betonen, dass das Untersuchungsthema ein bisher nicht bearbeitetes Desiderat der Geschichte Pommerns darstellt und eine Lücke in der Geschichtsschreibung Schwedens schließt.

Zunächst erfolgt ein knapper Abriss über die Geschichte Stralsunds und Pommerns unter der besonderen Berücksichtigung der Beziehungen zu Skandinavien. Der Zeitraum zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und dem Großen Nordischen Krieg wird mit Hinblick auf die Militärpräsenz sowie auf die Verfassungsstruktur der Provinz wie auch der Stadt Stralsund dargestellt. Der Hauptteil beginnt mit der Untersuchung der Organisation und Sozialstruktur des Militärs in Schwedisch-Pommern zwischen 1721 und 1807,

⁷ Fritz Blaich, *Die Epoche des Merkantilismus*, Wiesbaden 1973; *Untersuchungen zur Uniformtuchherstellung Preußens* bei Hans Hausserr, *Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit. Vom Ende des 14. bis zur Höhe des 19. Jahrhunderts*, 3. Aufl., Köln-Graz 1960, S. 263.

wobei von den rechtlichen Voraussetzungen ausgegangen wird. Aus schwedischen Militärverordnungen, der Korrespondenz des Oberkommandanten von Stralsund sowie der Regimentschefs mit dem Kriegskollegium in Stockholm können grundlegende Erkenntnisse über das Wesen und die Stellung der deutschen Regimenter innerhalb des schwedischen Militärwesens und gegenüber den Landständen, insbesondere Stralsunds, gezogen werden. Im nachfolgenden Teil, der sich die Untersuchung der Wahrnehmung des Militärs in der Gesellschaft zum Ziel gesetzt hat, werden im Hinblick auf die besonderen Rahmenbedingungen in Schwedisch-Pommern das Einquartierungswesen, die Jurisdiktion, die Werbung, die Desertion, die Erwerbstätigkeit der Militärangehörigen und die städtische Wirtschaft sowie der Festungsbau untersucht und deren Konfliktfelder analysiert.

Zur Untersuchung des nunmehr kurz vor Vollendung stehenden Projekts über die Organisation und Wahrnehmung der schwedischen Militärpräsenz in Schwedisch-Pommern war ein intensives Quellenstudium sowohl in schwedischen wie auch deutschen Archiven vonnöten. Dabei gestaltet sich die Quellensituation insgesamt sehr positiv. Die Quellen im Riksarkivet Stockholm sowie dem Krigsarkivet haben die vergangenen Jahrhunderte unbeschadet überstanden. Auch die relevanten Bestände im Stadtarchiv Stralsund liegen trotz des Luftangriffs auf Stralsund vom 6.10.1945 in weiten Teilen noch vor. Dies gilt aber leider nicht für die Garnisonskirchenbücher, die bei der Bombardierung vollkommen vernichtet worden sind.⁸ Im Landesarchiv Greifswald befinden sich vor allem Quellen über die Arbeit der Generalgouverneure und der schwedisch-pommerschen Regierung.⁹ Von hoher Relevanz ist zudem die Rep. 31, durch die nicht nur mehrere Jahrzehnte der Kriegsgerichtsbarkeit, sondern aufgrund der Überschneidung der Tätigkeit des Auditeurs mit der des Regimentsschreibers auch eine Fülle weiterer aussagekräftiger Regimentsinterna dokumentiert

⁸ Helmut Backhaus, Zum Verlust schwedisch-pommerscher Archive, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte*, 15 (1988), S. 116–128.

⁹ Helmut Backhaus, Vorpommersches Landesarchiv i Greifswald. Arkiv och samlingar från den svenska tiden, in: *Arkiv hemma och ute, Årsbok för Riksarkivet och Landsarkiven* (1995), S. 87–101.

werden können, die sonst verloren gegangen wären. Die fehlende Korrespondenz der Stralsunder Garnisonsregimenter mit dem Kriegskollegium kann in den entsprechenden Beständen im Riksarkivet erschlossen werden. Personenspezifische Informationen für die Mannschaften sind in den durchgängig vorhandenen Generalmusterrollen und für das Offizierskorps in den »Meritförteckningar« (Dienstverzeichnissen) sowie in den »Ackordförteckningar« (Verzeichnisse der Offizier und der von ihnen bei Beförderungen erlegten Geldsummen) zu finden. Diese Bestände liegen für den Untersuchungszeitraum im Krigsarkivet Stockholm vor.¹⁰ Dort befinden sich auch die Regimentsakten für die vier in Schwedisch-Pommern aufgestellten werbenden Garnisonsregimenter.

¹⁰ Helmut Backhaus, *Pommerska cameralia i krigsarkivet*, in: Lars Otto Berg u. a. (Hrsg.), *Arkivvetenskapliga Studier, Femte Samlingen*, Stockholm 1981, S. 11–21.

Rezensionen

Marian Füssel, *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*, München 2010, 128 S., 4 Karten, 2 s/w Abb., 8,95 Euro [ISBN 978-3-406-60695-3].

Thomas Babington Macaulay glaubte ihn zu kennen: Friedrich den Tyrannen ohne Furcht, Glauben und Erbarmen, und suggerierte daher 1842 dem Publikum: Die durch seine verwerfliche Handlungsweise hervorgerufenen Übel waren noch in Ländern spürbar, in denen der Name Preußen ein unbekannter Begriff war; und damit Friedrich einen Nachbar ausplündern konnte, den zu verteidigen er versprochen hatte, kämpften Männer schwarzer Hautfarbe an der Küste von Coromandel, und skalpierten Männer roter Hautfarbe sich gegenseitig an den großen Seen Nordamerikas.¹ Die grandiose Geschichtslüge des britischen Essayisten (die übrigens Friedrich Wilhelm IV. nicht daran hinderte, diesem 1853 den *Pour le Mérite* für Wissenschaften und Künste zu verleihen) könnte den Hintergrund für Marian Füssels vortrefflich gelungenen Versuch bilden, den Siebenjährigen als Weltkrieg des 18. Jahrhunderts darzustellen: im globalen Zugriff auf knappsten Raum, eben den, den ihm der Verlag in seiner Wissen-Taschenbuchreihe im Quartformat zugestand. Dennoch erzählt der Autor seine Sache faktenreich und detailliert, ausgewogen und auf dem aktuellen Forschungsstand. Sein Stil ist flüssig, seine Sprache flott. Wo sie punktuell zu flott wirkt, darf man das seinem Bemühen um kritische Distanz zum Stoff zugute halten – zum Beispiel, wenn er (S. 45) den „Choral von Leuthen“ dem Mythenarsenal des preußisch-protestantischen Militarismus zuweist, wo vielleicht angemessener von einer religiös fundierten Militärtradition die Rede sein sollte.

¹ Thomas Babington Macaulay, *Friedrich der Große. Ein historischer Essay*, eingeleitet und korrigiert von Alexander von Hase. Aus dem Englischen übertragen von Christian Wessels, Berlin 1971, S. 56 (Erstausgabe unter dem Titel *Frederic the Great*, 1842).

Bereits der erste Satz der Einleitung pointiert: Der Siebenjährige Krieg begann am 9. Juli 1755 am Monongahela-Fluss in der Nähe des heutigen Pittsburgh, wo eine britische Einheit von Franzosen und Indianern aufgerieben wurde. Auf dem europäischen Kriegsschauplatz fielen die ersten Schüsse auf den Balearen, als der Duc de Belle-Isle im Februar 1756 den menorcinischen Stützpunkt Port Mahon angriff. Dann führte Preußen am 29. August 1756 seinen Präventivschlag gegen die Kaunitz-Koalition in Sachsen aus, und Ende 1756 war mit Kampfhandlungen zwischen Briten, Franzosen und Indern um den Besitz von Kalkutta die Welt endgültig in Brand gesetzt. Sie kam nach bösen sieben Jahren wieder zu Ruhe und Frieden, den 1762 Preußen/Russland/Schweden, dann Anfang 1763 Großbritannien/Frankreich sowie Spanien und schließlich Preußen/Österreich/Sachsen schlossen, wobei sie ohne viel Federlesen das Reich einbezogen. Ein erst 1767 beigelegtes Nachspiel des weltweiten Ringes bildete der britisch-indianische Krieg 1763 bis 1765, in dem die von Ottawa-Häuptling Pontiac geführten Stämme zur Akzeptanz der weißen Neuverteilung ihrer Gebiete gezwungen wurden. Dieser gewaltige Stoff wird in zehn Kapitel geordnet, die mit einer Skizzierung des Staatensystems des 18. Jahrhunderts beginnen, dann das Entstehen der Kriegskoalitionen analysieren, um weiter das Kampfgeschehen rund um den Erdball und schließlich die Friedensschlüsse nachzuzeichnen. Im Anschluss daran verknüpft Füßel, methodisch voll auf der Höhe, die Ereignisgeschichte des Kriegs mit drei strukturanalytischen Aspekten: der Kultur des Kampfes, der Erinnerungskultur des Konflikts, und der Frage nach dem Waffengang als Labor der Moderne und Motor der Globalisierung. Eine Zeittafel, vier Karten, zwei Bilder²,

² Gezeigt werden die Gemälde von Benjamin West, *The death of General Wolfe* von 1771, und von Carl Röchling, *Friedrich der Große in der Schlacht von Zorndorf vor der Front des Regiments von Bülow* von 1904, die Füßel zu Recht als historische Referenzbilder mit Symbolkraft für bestimmte Ereigniszusammenhänge bezeichnet. Röchlings Werk besitzt freilich einen doppelten Boden. Es zeigt den König in der Zorndorfer Bataille vor der Front des Füsilierregiments Nr. 46, wie er zu Fuß mit dessen Leibfahne in der Hand avanciert, um die Truppe durch sein Beispiel vorwärts gegen die Russen zu reißen. Auf den Gesichtszügen des Gefreitenkorporals an seiner Seite spiegelt sich fassungslose Bewunderung – in der Tat ein Bild, das wie kaum ein anderes das Charisma des Roi connetable gestaltete

klug ausgewählte Literatur und ein Orts- und Personenindex lassen dem Leser nichts zu wünschen übrig.

Der Siebenjährige Krieg gleicht einem jener überlangen Filme, die die Aufmerksamkeit des Betrachters durch die beständig wechselnde Folge von Höhen und Tiefen einer unentwirrbar dichten und verwickelten Handlung gefangennehmen.³ In dieser Perspektive (aus einer italienischen Friedrich-Biographie) vermehrt Füssels Ansatz einerseits die Verwicklungen, wie er andererseits die Wirrnis ordnet. Er vermittelt ein komplexes Ursachen-, Verlauf- und Folgen-Verständnis des globalen Konflikts, das die engeren Dimensionen speziell der post- oder anti-borussistischen Sichtweisen sprengt. Als am Kriegsende die von Habsburg/Frankreich/Russland/Spanien geschmiedeten antipreußisch-britischen Bündnisse in West und Ost zerbrachen, während sich Potsdam in Europa bzw. London im Rest der Welt durchgesetzt hatten, war das weder selbstverständlich noch wundersam gewesen. Das Resultat lag vielleicht in der preußischen Antwort auf die von Wien seit 1749 angestrebte Koalition zur Rückeroberung Schlesiens begründet, eben der Westminster-Konvention vom 16. Januar 1756. Diese wird von Füssel allerdings *more consueto* als friederizianischer Kurzschluss gewertet, der jene Koalition recht eigentlich zusammenführte. Aber gerade sein globaler Ansatz zeigt auch, dass sich die politischen, ökonomischen und militärischen Potenzen der Konventionsmächte zu Lande und auf dem Wasser lange genug insgesamt stärker als die ihrer Gegner erwiesen. Alles andere war eine Frage von Zeitgewinn und Raumbeherrschung, des kriegerischen Könnens und der soldatischen Fortune sowie speziell des preußischen Durchhaltevermögens, das Friedrich der Große zum Staunen der

und somit zu einer verdichteten Darstellung des gesamten Siebenjährigen Krieges werden konnte (Füssel, S. 104). Schade nur, dass sich damals die Bülow-Füsiliere bereits auf der Flucht vor dem nachdrängenden Gegner befanden und sich davon auch durch das Beispiel des königlichen Fahnenträgers nicht mehr abbringen ließen: Die Auflösung ist bereits zu groß geworden, in dem dichten Staube wird der König kaum bemerkt, und ungehört geht seine Stimme in dem ihn umtosenden Lärm unter (Kriegsgeschichtliche Abteilung (Hrsg.), *Geschichte des siebenjährigen Krieges*, bearb. von den Offizieren des großen Generalstabes, Bd. 8 Berlin 1910, S. 137).

³ Mario Rivoire, *Friedrich der Große und seine Zeit*, hrsg. von Enzo Orlandi. Aus dem Italienischen übersetzt von Brigitte Grossmann, Wiesbaden 1965, S. 49.

Rezensionen

Welt wie zur Verzweiflung seiner GegnerInnen bewies. Jeder seiner Siege bestärkte ihn darin. Keine seiner Niederlage hat es nachhaltig geschwächt, bis Habsburger wie Bourbonen am Ende ihrer Kräfte waren und die Petrowna tot. Daher blieb Schlesien damals bei Preußen. Großbritannien dominierte seitdem, mehr oder weniger lange, in Nordamerika, Westindien, Afrika und auf dem indischen Subkontinent. Diese Zeche durften Franzosen, Spanier und Sachsen sofort bezahlen.

Gehen dem Autor derlei Schlussfolgerungen aus der Lektüre seines Buches zu weit? Davon unbeschadet bleibt das Lob, dass ihm mit seiner sachkundigen Arbeit ein schöner Wurf gelungen ist, der die akademische Lehre vom ancien régime bereichern wird. Schade nur, dass seinerzeit Macaulay nicht ein solches Buch zur Hand haben konnte.

Jürgen Kloosterhuis

Gundula Gahlen, Das bayerische Offizierskorps 1815 – 1866, (= Krieg in der Geschichte, Bd. 63), Paderborn u.a. 2011, 775 S., 88 Euro [ISBN 978-3-506-77045-5].

Gundula Gahlen legt eine militärische Sozialgeschichte basiert auf einer prosopographischen Samplebildung vor, indem sie 636 Lebensläufe bayerischer Offiziere, ca. 10 Prozent des gesamten Korps im Untersuchungszeitraum, exemplarisch auswertet. Auf dieser durchaus legitimen Grundlage analysiert sie die beruflichen Rahmenbedingungen (Umfang, Alter, Aufstiegschancen), die rechtlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, die sozialen, regionalen und konfessionellen Herkunftsverhältnisse, die Bildungs- und Zugangswege, das Heiratsverhalten und schließlich die geistigen Grundlagen und das gesellschaftliche Leben der fokussierten Personengruppe – kurz, alle Facetten einer Offizierskorps-Struktur in der Umbruchzeit zwischen den Napoleonischen Kriegen und der deutschen Einigung preußischer Provenienz.

Die Arbeit gefällt durch ihre saubere Form und eine Darstellung auf hohem sprachlichen Niveau, die durch instruktive Grafiken

und Tabellen gestützt wird. Allenfalls hätte es auf den Rezensenten professioneller gewirkt, wenn Gahlen bei den mit *Offizier-* gebildeten Substantiven auf ein Fugen-s verzichtet hätte (doch steht der Duden auf ihrer Seite und der des Lektorats). Ihre Quellen schöpft sie aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv/Kriegsarchiv in München – v. a. aus dem Bestand Offizierpersonalakten – und darüber hinaus aus der Serie Militärischer Verordnungsblätter, dem sogenannten Alten Bestand, dem Bestand Kriegsministerium und der Handschriften-Sammlung. Am folgenden Verzeichnis gedruckter Quellen und Literatur betreibt, dass es eben nicht sauber zwischen den beiden Text-Sorten so trennt, wie es einmal zwischen Primär- und Sekundärliteratur üblich war. Umso erfreuter ist auf den Anhang zu verweisen: mit seinen sorgfältig gearbeitet 105 Grafiken und 123 Tabellen, den Offizier-Kurzbiographien von A (wie Adelsheim) bis Z (wie Zoller) und einem Personenindex.

Gahlens inhaltliche Ergebnisse überzeugen. Demnach wurde das bayerische Offizierkorps zur Zeit des Deutschen Bundes von verschiedenen gegenläufigen Tendenzen geprägt, nachdem sein vom *ancien régime* bezeichneter Vorgänger weitgehend für Napoleon und insbesondere in Russland 1812 zugrunde gegangen war. Kurz nach 1815 erschien das bayerische Offizierkorps sozial heterogen, mehr bürgerlich als adelig, aus mittleren bis niederen Gesellschaftsschichten bzw. dem Unteroffizierstand, ohne Vermögen und Bildung, mit ungleichen Karrierechancen. Die nachfolgende Phase war von keiner eindeutigen Entwicklung etwa in Richtung Verbürgerlichung gekennzeichnet. Stattdessen entstanden *Wellenbewegungen*, die den Adelsanteil oder zumindest den des Bildungsbürgertum im Korps durchaus gezielt zu stärken versuchten. Durch Karrieresteuerung wurde auf größere Homogenität hingearbeitet, obwohl sich dabei im Vormärz insgesamt mangels größerer Aufstiegschancen keine weiteren Spielräume eröffneten. Der Bildungsstand war keineswegs höher als im preußischen Offizierkorps (und sollte erst nach 1866 deutlich steigen).

Nach 1848 ließen sich als konstante Trends beobachten: die Einbindung des Heeres in die konstitutionelle Ordnung, die Verschlechterung der materiellen Grundlagen der Offiziere sowie die

Rezensionen

zunehmende Nachwuchsbeschränkung auf Landeskinder. Insgesamt hemmten bis 1866 ökonomische Zwänge und außermilitärische Faktoren die Ausformung eines [inwiefern homogen? sozial?] homogenen, militärisch effizienten Offizierkorps, das nichtsdestotrotz einen beachtlichen Beitrag zur Integration von Bevölkerungskreisen aus den Neubayerischen Gebieten wie zum Beispiel Franken zu leisten vermochte. In der Folge von 1870/71 kam es dann auf der Basis des gemeinsamen Erfolgserlebnisses zum immer engeren Anschluss an die insoweit moderneren preußischen Verhältnisse – bei gleichzeitiger Tendenz zur exklusiven Abkapselung des Offizierkorps von der es umgebenden Zivilgesellschaft.

Abgesehen von diesen interessanten, neuen und teilweise überraschenden Einzelergebnissen besticht die Studie von Gundula Gahlen durch ihre empirische Materialgewinnung. Sie erscheint wie eine soziale Feldforschung auf Personalaktenbasis und deren nachgerade mathematisch-exakte Umsetzung in historische Information. Dies ermöglicht der Autorin einen präzisen Soll-/Ist-Abgleich der Strukturen eines *mittelstaatlichen* Offizierkorps in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das insgesamt als Funktionselite ohne Strukturdominanzen und innere Kohärenzen erscheint.

Vielleicht stellt gerade Gahlens konsequent betriebener Systemvergleich mit dem *ganz anders gearteten* preußischen Offizierkorps immer drängender die Frage, inwieweit die bisherigen Kenntnisse von dessen Strukturen erneut überprüft werden müssen, um einen am Ende wirklich belastbaren Vergleich durchführen zu können. Könnte das womöglich zu dem Ergebnis führen, dass die preußischen Verhältnisse vor der Heeresreform der 1860er Jahre in bestimmten Punkten weit mehr den bayerischen Verhältnissen gleichen – so, wie diese nach 1871 enger und enger an die etwas früher gewandelten preußischen Verhältnisse herangeführt wurden?

Jürgen Kloosterhuis

Rezensionen

Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Bestandsgruppen-Analyse Generaldirektorium, Geheimes Staatsarchiv PK, Berlin 2008 (= Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Arbeitsberichte 9), 457 S., 25 Euro [ISBN 978-3-923579-10-5].

Ute Dietsch (Bearb.), Familienarchive und Nachlässe im Geheimen Staatsarchiv preußischer Kulturbesitz. Ein Inventar, Geheimes Staatsarchiv PK, Berlin 2008 (= Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Arbeitsberichte 8), 700 S., 28 Euro [ISBN 978-3-923579-09-9].

Vor kurzem sind in der bewährten Schriftenreihe *Arbeitsberichte* des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin zwei weitere Bände erschienen, die auch dem Militärhistoriker nützlich sein werden.

Jürgen Kloosterhuis liefert eine Übersicht über die Bestände des Generaldirektoriums, jener zentralen Regierungsbehörde, die von 1722 bis 1806 die große Säule der preußischen Landesverwaltung darstellte. In der Regel werden zu jeder Abteilung bzw. Repositur behörden- bzw. bestandsgeschichtliche Informationen geliefert, es folgen eine Formalbeschreibung und eine Inhaltsanalyse sowie ggf. Verweise auf Parallelbestände und zum Abschluss Literaturhinweise. Von besonderem Interesse ist das Militärdepartement (S. 300–306), das sowohl die Bestände der Invaliden- und Invalidenkassen-Sachen als auch das Generalverpflegungsdepartement und das Ost- und Westpreußische Magazindepartement umfasst. Mit einem umfangreichen Register (Personen, Familien, Länder, Orte, Gewässer) hält der Benutzer einen wertvollen Wegweiser durch den ergiebigen Dschungel der Verzeichnungseinheiten des Generaldirektoriums in den Händen.

Ute Dietsch hat ein Inventar vorgelegt, in dem die im Staatsarchiv in zum Teil ganz unterschiedlichen Beständen aufbewahrten Nachlässe und Familienarchive erfasst sind. Ein vorzügliches Register, das nicht nur nach Namen, sondern auch nach Beruf, Stand und

Rezensionen

Tätigkeitsprofil, den schnellen Zugriff ermöglicht. Einen sehr großen Abschnitt bilden die Militärs, die in die drei Gruppen *Alte Armee* (vor 1806), *Neue Armee* (nach 1806) sowie *Marine, Schutztruppe, Flieger* (19. Jahrhundert, 1. Hälfte 20. Jahrhundert) gegliedert sind. Jeder Eintrag enthält neben den Lebensdaten Angaben zum letzten Dienstgrad, Bestandsinformationen, eine Übersicht auf die enthaltenen Themen sowie Literaturhinweise. Ein Schmunzeln entlockt dem Rezensenten die Rubrik *Abenteurer*, unter welcher der mutmaßliche Massenmörder Adolf Seefeld⁴ sowie Friedrich Freiherr von der Trenck subsumiert worden sind. Sucht man beispielsweise nach dem Militärreformer Ernst von Rüchel (General, 1754–1823), wird man auf einen 0,30 laufende Meter umfassenden Bestand aus der VI. Hauptabteilung verwiesen. Das entsprechende Findbuch dazu verzeichnet unter anderem Material zu den Stichworten Autobiographie, Tagebuch, Kadettenangelegenheiten, Beobachtungskorps in Schlesien, Potsdamer Kommandantursachen, Bericht über eine Gesandtschaftsreise nach Petersburg, Tätigkeit als Gouverneur von Königsberg, Pillau und Memel, eigene und fremde militärische Denkschriften oder Stellungnahme zu militärischen Plänen des Königs. Hinzu kommen zehn Literaturverweise.

Wie auch der Band von Kloosterhuis wird dieses Hilfsmittel wichtige Dienste (nicht nur) für den militärhistorisch Interessierten bieten.

Ralf Pröve

⁴ Seefeld wurde 1935 wegen Mordes von zwölf Knaben nach deren sexuellen Missbrauch angeklagt und 1936 zum Tode verurteilt.

Rezensionen

Christoph Kampmann, Katharina Kraus, Eva-Bettina Krems, Anuschka Tischer (Hrsg.), Bourbon – Habsburg – Oranien. Konkurrierende Modelle im dynastischen Europa um 1700, Köln u. a. 2008, 301 S., 44,90 Euro [ISBN 978-3-412-20152-4].

Mit dem vorliegenden Sammelband verfolgen die Herausgeberinnen und der Herausgeber das Ziel, in einem vergleichenden Zugriff die dynastischen Modelle vor allem der Häuser Bourbon, Habsburg und Oranien um 1700 in kulturgeschichtlicher Perspektive zu untersuchen. Zwei Fragen standen dabei im Mittelpunkt: Zum einen sollte geklärt werden, inwieweit durch einzelne Herrscher dynastische Modelle initiiert und inszeniert wurden und welche politische und gesellschaftliche Wirksamkeit diese Modelle entfalteten. Zum anderen sollte der Frage nachgegangen werden, inwieweit diese Modelle auch längerfristig Wirkung zeitigten. Thematisch zielt der Band dabei nicht in erster Linie auf Fragen der politischen Kultur, sondern untersucht ausgehend von der Prämisse, dass Politik Kunst und Kunst Politik sei (S. 7), Aspekte von Architektur, Kunst, Musik und Literatur als Medien herrschaftlicher Machtentfaltung.

Von grundlegender Bedeutung für die Betrachtung erwies sich – so die Herausgebenden in ihrer Einleitung – die Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen den Dynastien. Ein Aspekt, den sie vor allem für das Zeitalter Ludwigs XIV. betonen. (5 f.) Wobei – so die Herausgebenden in der Einleitung weiter – gerade angesichts neuerer Arbeiten zu Frankreich nicht mehr einseitig auf die Vorstellung eines *Modell Versailles* abgehoben werden sollte, das in der Mitte des 17. Jahrhunderts das *Modell Italien* mit Blick auf die Ausgestaltung einer höfischen Repräsentationskultur ablöste. Vielmehr galt es, die Repräsentationskulturen innerhalb eines *konkurrenzgeprägten multilateralen, eines europäischen dynastischen Netzes* zu analysieren. (S. 6) Das im Titel des Bandes genannte Jahr 1700 hat dabei weniger als starrer Fix- sondern vielmehr als grober Orientierungspunkt für eine Phase zu gelten, in der die drei untersuchten Dynastien im christlichen Europa von dominierendem Einfluss

waren – wenngleich dies, das sei hier angemerkt, vor allem für Zentraleuropa und weniger für Nord- und Osteuropa Geltung beanspruchen kann.

Der zwangsläufig begrenzte Rahmen eines Sammelbandes bringt es mit sich, dass man sich bei einem derart ambitionierten Programm auf einzelne Aspekte beschränken muss. Im vorliegenden Fall sind dies drei – die allerdings in der Gliederung des Bandes nicht eigens gekennzeichnet wurden: Es geht erstens um die Konstituierung dynastischer Modelle. Zweitens werden Konkurrenzen und Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen dynastischen Modellen betrachtet. In einem dritten Teil beschäftigen sich verschiedene Beitragende schließlich mit Prozessen bewusster Rezeption und kreativer Aneignung.

Neben der Einleitung umfasst der Band 18 Aufsätze, auf die hier nur punktuell eingegangen wird. Zunächst betrachtet Klaus Malettke, wie zur Zeit König Ludwigs XIV. die noch junge Dynastie der Bourbonen historiografisch legitimierte und dynastisch einbettet wurde, indem die Abstammung von Ludwig IX. dem Heiligen herausgestellt wurde. Welche Bedeutung der Historiografie als Faktor in der Legitimation zukam, zeigt auch Thomas Brockmann am Beispiel Habsburgs, wobei hier eine Rückkopplung an antike Figuren unternommen wurde. Reingard Eßer und Frank Druffner untersuchen in ihren Beiträgen, in welcher Weise Historiografie und Kunst genutzt wurden, um in legitimatorischer Absicht die Herkunft Wilhelms III. von Oranien und dessen Verbindungen mit der Dynastie der Stuarts darzustellen und zu inszenieren. Beide Beiträge verdeutlichen besonders gut, wie in dynastischen Umbrüchen »neue Bilder« gefunden werden mussten. Im Fall Wilhelms III. setzte man vor allem auf die Stilisierung seiner Person. Hierfür spielte offenbar gerade eine Abgrenzung gegenüber der Inszenierung Ludwigs XIV. eine entscheidende Rolle, wenngleich der versuchte Gegenentwurf weit weniger erfolgreich war.

Katharina Kraus stellt im Anschluss (und gewissermaßen in abgrenzender Ergänzung zum Beitrag von Klaus Malettke) für Ludwig XIV. heraus, dass dieser nicht mehr nur in der Tradition seiner Dynastie und in der Folge Ludwigs des Heiligen inszeniert wurde.

Dabei ergaben sich gerade in dem in dynastischer Hinsicht unbedeutenden Ort Versailles Möglichkeiten für neue, auf seine Person fokussierte Inszenierungsstrategien von Herrschaft. Nachgezeichnet wird dies sowohl an der architektonischen Gestaltung als auch an der (bildlichen) Ausstattung der Räume. Ganz anders stellt sich dies im Falle Habsburgs dar. Hier herrschte – wie Hellmut Lorenz zeigt – ein strikter »*Traditionalismus*« vor, eine *architektonische Traditionspflege* (S. 105), die dazu führte, dass im Baukomplex der Wiener Hofburg nur an den Rändern architektonisch neue Elemente Eingang fanden. Hinzu trat, dass die Befestigungsanlagen seit der Türkenbelagerung symbolisch derart aufgeladen waren, dass eine Abtragung lange nicht zur Debatte stand. Im Fall der Wiener Hofburg im 18. Jahrhundert kam – wie Lorenz betont – ein wohlbedachtes Nebeneinander von Alt und Neu zum Tragen, aus dessen Zusammenspiel gleichwohl eine repräsentative Herrschaftsarchitektur entstand. (S. 105)

Dieses Miteinander von Alt und Neu betont auch Ulrich Schütte für den brandenburg-preußischen Fall. Dass diese Balance aber mitunter in Bewegung geriet, zeigt Schütte einerseits am Beispiel der Standeserhöhung der Hohenzollern zu Königen in Preußen: Denn nun konnte ein alleiniger Bezug auf die Geschichte der Dynastie nicht mehr hinreichend sein und so zeigten sich dann etwa im Berliner Stadtschloss auch Verschiebungen hin zu »moderner« Bauformen. Mit König Friedrich II. verweist Schütte andererseits auf einen zweiten Bruch. Bedeutsam war hier gerade der Umstand, dass Friedrich II. kaum etwas zur dynastischen Konstanz beitrug, da er schon 1741 nicht mehr an eigene Nachkommen dachte. Gleichwohl arbeitete er gezielt an seinem Nachruhm. Wobei Schütte sowohl Friedrichs *politisch-militärischen Gewaltakte zur Sicherung und Ausweitung des preußischen Staates wie auch die Propagierung einer rationalen Staatsidee [...] als Kompensation eminenten dynastischer Defizite* und zugleich als entscheidenden Faktor für Friedrichs *kriegerisch begründete[s] fürstliche[s] Selbstverständnis* deutet. (S. 124) Auch Thomas W. Gaehtgens untersucht das brandenburg-preußische Beispiel. Im Vergleich der Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. betont er besonders die fortschreitende Privatisierung des repräsentativen Bauens.

In der Gruppe der Beiträge, die sich mit Konkurrenzen und Wechselbeziehungen zwischen den Dynastien befassten, liegt ein klarer Fokus auf den Themen Krieg und Frieden. Martin Wrede betont in seinem Beitrag die Bedeutung der Selbstinszenierung Kaiser Leopolds I. als Türken Sieger. Wobei Wrede aufzeigt, dass die Etikettierung als Bezwinger der Türken gerade in dynastisch vergleichender Perspektive als allseits genutzte Strategie greifbar wird und dies weitgehend unabhängig von der jeweils zu verzeichnenden militärischen Leistung. Dass die Türkenabwehr als Element der Herrschaftsinszenierung gerade bei den Habsburgern eine prominente Rolle spielte, verdeutlicht auch der Beitrag Hendrik Zieglers. Er betont darüber hinaus, dass der Einsatz dieser Figuration nicht nur vom Hause Habsburg selbst getragen, sondern ebenfalls als Argument in den Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Reichsparteien genutzt wurde.

Diesem Zusammenspiel zwischen dem Kaiser und ausgewählten Reichsfürsten widmet sich vertiefend auch der Beitrag von Ulrike Seeger. Die Koalitionen im Krieg spiegelten sich – wie die Autorin zeigen kann – dabei durchaus in den nachträglichen Inszenierungen der Siege wider, wenngleich hier als ergänzendes Element auch dynastische Bezüge der betrachteten Reichsfürsten hinzutraten.

Mit konkurrierenden Legitimationsstrategien von Kaiser Leopold I. und Ludwig XIV. beschäftigt sich Anuschka Tischer. Sie betrachtet vor allem das Zusammenspiel von Strategien der Kriegsbegründung und dem Ideal des Frieden bringenden bzw. sichernden Herrschers. Tischer stellt klar heraus, dass dabei dem legitimatorischen Potenzial eines friedenswahrenden Herrschers gerade langfristig zentrale Bedeutung zukam. Christoph Kampmann bemerkt im Hinblick auf die Rolle des Friedensstifters, dass deren erfolgreiche Initiierung immer auch mit einem politischen Führungsanspruch verbunden war. Ein derartiger Führungsanspruch zeigte sich, wie der Beitrag von Michael Rohrschneider darlegt, nicht zuletzt auch in Streitigkeiten um Präzedenz im diplomatischen Zeremoniell der Friedenskongresse.

Die im dritten Teil des Bandes versammelten Beiträge widmen sich schließlich der Rezeption dynastischer Modelle und deren Trans-

formationen im Zuge der *kreativen Aneignung* (S. 11) Die Beiträge in diesem Teil fallen allerdings ein wenig auseinander, was sich wohl nicht zuletzt dadurch ergibt, dass in diesem Abschnitt der räumliche Ausgriff über die drei im Titel genannten Dynastien am deutlichsten ausfällt. Mitunter tritt aber auch die sonst als verbindendes Element dienende Fokussierung auf Medien der Repräsentation in den Hintergrund. So etwa im Beitrag von Jörg Ulbert, in dem gezeigt wird, dass die französische Angst vor einer habsburgischen Umklammerung Frankreichs auch noch am Vorabend des Spanischen Erbfolgekrieges handlungsleitend für die französische Politik war. Hier zeigt sich – so Ulbert – die langfristige und gegenüber wirtschaftlichen, demografischen und militärischen Gegebenheiten dominante Bedeutung tradierter Bedrohungsmuster für die Strategien politischen Handelns. Wouter Troost verweist für den Fall von Habsburg und Oranien in eine ähnliche Richtung: Denn selbst wenn beide Dynastien angesichts der Gesamtlage quasi zu »*natiirlichen Verbündeten*« wurden, führte die Dominanz tradierter Vorstellungen – die hier sehr eng mit konfessionellen Positionen verbunden waren – zu einer andauernden Distanz. Gerade diese beiden Beiträge hätten es erlaubt, auch übergreifend stärker nach der Bedeutung verschiedener politischer Kulturen für das Verständnis der Bedingungen und Logiken militärischen Handelns und herrschaftlicher Repräsentation zu fragen.

Eva-Bettina Krems untersucht für den Fall der Wiedereinsetzung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern die Repräsentationskultur der Wittelsbacher zwischen Habsburg und Bourbon. Dabei stellt sie heraus, dass es gerade im Vergleich zwischen verschiedenen Dynastien nicht um ein einziges typisiertes Modell gehen kann, sondern immer von divergierenden Herrschaftsmodellen auszugehen ist, innerhalb derer die Person des Herrschers, die Dynastie und das Territorium situationsabhängig unterschiedlich gewichtet wurden. Daraus ergibt sich letztlich, dass auch künstlerisch verschiedene Repräsentationsmodelle nebeneinander stehen konnten. Im Falle Max Emanuels sei – so Krems – aber angesichts der sechs Kinder ganz traditionell das dynastische Kapital in Anschlag gebracht worden.

Rezensionen

Dietrich Erben befasst sich in seinem Beitrag abschließend aus kunsthistorischer Perspektive mit den methodischen Implikationen, die mit der Frage nach konkurrierenden Modellen verbunden sind. Hierbei verweist er in systematisierender Absicht auf die Differenz zwischen Modell und Vorbild und betont, dass sich ersteres dadurch auszeichne, dass der Rezeptionsvorgang hier nicht nur *im Sinne des kunstgeschichtlichen Vorbildes auf formale und inhaltliche Einzelaspekte rekurriert, sondern auf die Gesamtheit exemplarischer Mitteilungen und darüber hinaus das Nachahmungspotential des Modells mit bedenkt*. (S. 296) Diese methodischen Überlegungen werden zugleich am Beispiel des Invalidendoms in Paris gut nachvollziehbar und ausgesprochen überzeugend vorgeführt.

Gerade dieser letzte Beitrag zeigt eindringlich, welches Potential die im Sammelband verfolgten Fragen bieten. Insgesamt bleibt dann auch festzuhalten, dass der Band eine Reihe anregender Beiträge versammelt, wengleich sich mitunter inhaltlich eine größere wechselseitige Bezugnahme und gelegentlich auch eine stärker methodisch ausgerichtete Frageperspektive angeboten hätten. Grundsätzlich liegt hier aber ohne Frage ein interessanter Vorstoß in Richtung einer vergleichenden Betrachtung dynastischer Repräsentationsmodelle vor.

Ulrike Ludwig

Volker Schobeß, *Friedrich der Große und die Potsdamer Wachtparade 1740–1786*, Berlin 2009, 215 S., 49,80 Euro [ISBN 978-3-89626-833-4].

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung eines 1997 erschienenen Bandes zur Potsdamer Wachtparade. Autor Volker Schobeß knüpft durch diese Überarbeitung unmittelbar an sein Werk *Die Langen Kerls von Potsdam* an und möchte laut eigenem Anspruch *nicht nur der kriegerischen Zeit Friedrichs des Großen [...], sondern auch dem Leben in der Soldatenstadt Potsdam* (S. 9) nachgehen. Zu diesem Zweck und um die Betrachtung der friderizianischen Garde-Truppen mit dem europäi-

schen kriegspolitischen Geschehen zu verknüpfen, bettet der Verfasser die Darstellungen in seinem Buch in den Kontext preußischer Großmachtbestrebungen und militärischer Behauptung ein. Als wesentlicher Ausgangspunkt für die folgenden Betrachtungen dient demnach die Frage: *Warum errang die preußische Armee, trotz knapper Ressourcen und einer relativ geringen Personalstärke, so große Siege?* (S. 9).

Mit dieser Perspektive auf die Entwicklung der preußischen Armee in der Zeit der Schlesischen Kriege lassen sich dann auch folgerichtig Fragen nach der sozialen Gliederung und Hierarchisierung im Heer, nach dem leistungsorientierten Habitus der adligen Offiziere, Organisations- und Ordnungsprinzipien sowie die Untersuchung von logistischen Aspekten und militärischen Wertungsmustern verknüpfen. Das erklärte Ziel von Volker Schobeß besteht vor allem darin, die Geschichte der Potsdamer Garde-Truppen, besonders des königlichen Regiments Nr. 15, mit der Entwicklung der preußischen Militärmacht zusammenzuführen und die kultur- wie organisationsgeschichtlichen Ursachen dafür zu klären. Hierbei steht die Vermittlung der militärhistorischen Befunde – nicht aber die wissenschaftliche Analyse – im Vordergrund.

Dazu gliedert der Autor sein Werk in zehn Kapitel, die sich jeweils mit der Person des Königs, der Aufstellung und Struktur der Garde, den militärischen Erfolgen und Niederlagen sowie den Offizieren der preußischen Armee als militärischer Elite auseinandersetzen. Im ersten Kapitel *Friedrich der Große und die Potsdamer Wachtparade* schildert Schobeß die Erwartungen an den jungen Kronprinzen, der sich zunächst als Philosoph zeigte und nach dem Tod seines Vaters das preußische Militär noch personell verstärkte. Die Struktur der Regimenter wurde verändert, indem das Garde-Grenadier-Regiment Friedrich Wilhelms I. aufgelöst und in den neuen Garde-Einheiten mit Soldaten und Offizieren aus ebenfalls langgedienten und prestigeträchtigen Regimentern vereint wurde. Dass der ehrgeizige König seine Truppen auch militärisch einsetzen konnte, zeigte er dann in drei Kriegen um das Territorium Schlesiens. Mut, Einsatz und Kampfeswille der Gardetruppen waren in den Schlachten für den zunächst unerfahrenen Feldherrn

von entscheidendem Vorteil. Niederlagen und Siege, besonders im Siebenjährigen Krieg 1756–1763, haben dann, so Schobeß, schließlich den überragenden Feldherrn Friedrich „den Großen“ geformt, dem es gelang, die Lineartaktik erfolgreich gegen den Feind einzusetzen und *den Höhepunkt damaliger Feldherrenkunst* zu erreichen. (S. 37)

Der Autor widmet dementsprechend *Geschichte und Prinzip der Schiefen Schlachtordnung* einigen Raum in der Darstellung, um die Entwicklung der Taktik von der Antike bis in die Zeit Friedrichs hinein nachzuzeichnen (S. 41–44). Das folgende Kapitel zur *Potsdamer Wachtparade* (S. 46–58) behandelt die Geschichte des königlichen Leibregiments Nr. 15 und stellt die Lebensbedingungen der Soldaten und Offiziere in ihren Quartieren in Potsdam, die Sonderregelungen für die Gardisten und die Anforderungen an die Ausbildung der Elite-Truppe dar. Schobeß beschreibt die enge Verbindung zwischen König und Leibbataillon und erwähnt die im Militär mit immenser Bedeutung belegten Rituale und Symbole dieser Einheit, die sich dadurch ebenfalls von den übrigen Verbänden abhob. Zudem skizziert er die Situation der Einquartierung, den alltäglichen Dienstablauf und die verschiedenen Tätigkeiten der Militärangehörigen. In diesem Zusammenhang verweist der Autor bereits auf die vielfältigen Berührungspunkte zwischen Armee- und Zivilangehörigen, welche im anschließenden Kapitel zur *Garnisonstadt Potsdam* Erwähnung finden. In diesem Abschnitt werden die ökonomischen Folgen der Unterbringung der Militärangehörigen für die Stadt Potsdam und die Entwicklung der Gewerbebranche aufgezeigt.

In dem folgenden Kapitel *Der bunte Rock – Minen und Manöver* folgt zunächst eine heereskundliche Einführung in die Montierung sowie die Gliederung der Gardetruppen. Schobeß erläutert hier die Handhabung der Waffen, die Pflege der Montur, die Bedeutung des blauen Rockes auch als Kleidungsstück außerhalb des Militärdienstes, und verweist schließlich auf die besondere Position der Regimentschefs bzw. der Kommandeure (S. 77). Diese waren nicht nur die militärischen Befehlshaber in ihren Einheiten, sondern verwalteten auch die Finanzen und regelten die militärische Recht-

sprechung über Soldaten und Offiziere des Regiments. Die gute Behandlung der Soldaten und die durch das Elitebewusstsein geprägte Regimentskultur, so Schobeß, führte zu Zuverlässigkeit und Diensteifer des Regiments: *Das Vertrauensverhältnis zwischen dem König und seinen Gardebataillonen läßt sich aus der für die damalige Zeit geringen Fluchquote ermessen.* (S. 77)

Diese Voraussetzungen schufen anschließend die Bedingungen für die Behauptung der preußischen Truppen auch angesichts der militärischen Übermacht, besonders der österreichischen Truppen. Dem entsprechend wendet der Autor im folgenden Kapitel *Sein oder Nichtsein – der Siebenjährige Krieg* seine Aufmerksamkeit dem Verlauf des Siebenjährigen Krieges zu. Als Garde des Königs konnte sich das Leibbataillon Friedrichs in diversen Gefechten, vor allem aber in der verlustreichen und sieglosen Schlacht bei Kolin, bewähren. Hier führt Schobeß die Ausweglosigkeit der Situation, das Selbstverständnis der Elite-Truppen und das Schicksal der preußischen Armee als Ursachen für Widerstandskräfte des Bataillons an. Weitere verlustreiche Schlachten folgten, bis das *Mirakel des Hauses Brandenburg* durch den Tod der russischen Zarin Elisabeth 1762 das Blatt wendete und der Krieg schließlich durch den Frieden zu Hubertusburg beendet wurde.

In den folgenden Kapiteln wird die letzte Lebensphase des alternen Königs beschrieben, sein Gesundheitszustand ebenso wie der zunehmende Starrsinn des Monarchen (S. 114). Der erneute Kriegseinsatz preußischer Truppen im Bayerischen Erbfolgekrieg wird nur kurz erwähnt, die letzten Lebensminuten Friedrichs II. aus der Sicht der Offiziere und Familienmitglieder werden hingegen detailliert geschildert (S. 117). Daran reiht sich ein sehr ausführlicher Bericht von der Beisetzung, der testamentarischen Bestimmung zur Beerdigung sowie der Geschichte der Odyssee des Sarges, der bekanntlich nicht dem Wunsch des Königs gemäß in Sanssouci, sondern in der Garnisonskirche bestattet wurde. Dem folgt ein Kapitel zu den Offizieren des Königs, welchen Schobeß bescheinigt, das Rückgrat der preußischen Armee gebildet und in enger Beziehung zum Monarchen gestanden zu haben (S. 127). Die daraus resultierenden Rückschlüsse auf die Bedeutung der Adels-

familien und sozialen Bindungen werden von Volker Schobeß angeführt, aber nicht weiter vertieft.

Insgesamt handelt es sich bei der vorliegenden Publikation um ein informatives und gut lesbares Handbuch zur Geschichte der friderizianischen Armee, besonders zu jenen als *Potsdamer Wachtparade* bezeichneten Gardetruppen des Leibregiments Nr. 15. Der Band bietet zahlreiche Abbildungen zur Uniformierung und Skizzen von Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Die Bedeutung der Garderegimenter, die aufgrund ihrer engen Bindung zum König eine besondere Regimentskultur und damit ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein besaßen, hat Volker Schobeß sowohl innerhalb der preußischen Armee in ihrer Garnison als auch in zahlreichen Entscheidungsschlachten im Krieg zu Recht hervorgehoben. Hier kann jedoch kritisch angemerkt werden, dass durch die Einbettung der Geschichte der Garde in die Biographie des preußischen Königs zuweilen der eigentliche Gegenstand des Werkes hinter die Lebensbeschreibung Friedrichs *des Großen* zurücktritt. Die Darstellung folgt der hergebrachten Einteilung der Lebensphasen des Monarchen von der Kronprinzenzeit, über die Thronbesteigung durch Friedrich II. und die Herausbildung der friderizianischen Garden, bis hin zum Siebenjährigen Krieg und dessen militärischen Errungenschaften, um schließlich die letzten 23 Lebensjahre des preußischen Königs im Kapitel zum *Alten Fritz* zusammen zu fassen. Damit folgt die Darstellung der bereits von Friedrich Kugler, Otto Hintze und Johannes Kunisch vollzogenen Gliederung der Lebensphasen des Preußenkönigs. Insgesamt bietet der Band vor allem eine Zusammenstellung von Schlachtenbeschreibungen, zitiert bekannte Anekdoten über den König und widmet sich der ausführlichen Beleuchtung von Ursachen und Umständen der militärischen Schlagkraft Preußens.

Für den an Militärgeschichte interessierten Leser bietet das Buch einen durchaus interessanten Einblick in die Geschichte der Potsdamer Garnison, die Bedeutung des Militärs sowie der Garden im friderizianischen Preußen und zu den verschiedenen Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Dabei bleibt der Duktus der Darstellung stets beschreibend. An einigen Stellen wären Quellenangaben

Rezensionen

zu zitierten Briefen und Anekdoten wünschenswert und die kritische Bewertung der Lebensumstände von Soldaten, selbst in den Garde-Regimentern wertvoll für die Einordnung der *Potsdamer Wachtparade* in den gesellschaftlichen Rahmen. Doch vor allem das am Schluss des Bandes angeführte Kapitel zu den *Offizieren des Königs* (S. 127) bietet Anregungen für eine weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit den sozialen Strukturen und kulturellen Systemen, die den *Korpsgeist* der Regimenter förderten und ein Selbstverständnis wie jenes der Potsdamer Garde herauszubilden halfen.

Janine Rischke

Christiane Caemmerer, Jörg Jungmayr und Eef Overgaauw (Hrsg.), *Flugblätter von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart als kulturhistorische Quellen und bibliothekarische Sondermaterialien*, Frankfurt/M. 2010, 292 S., 49,80 Euro [ISBN 978-3-631-56122-5].

Entgegen der allgemeinen Annahme, dass es kaum noch unerschlossene Quellengattungen gebe und gerade Flugblätter zu einer eher bekannten gezählt werden können, zeigte im Jahr 2006 eine internationale Tagung der Staatsbibliothek zu Berlin Berlin, dass Erschließung, Erforschung und Bewahrung der Flugblätter ein eher modernes und noch weitgehend desiderates Feld sind. Den historischen wie auch philologischen Wissenschaften der Gegenwart bietet sich dadurch ein umfangreicher Quellenfundus. Nun ist der Tagungsband erschienen, der sowohl empirische, kulturhistorisch-philologische Untersuchungen als auch bibliothekswissenschaftliche Annäherungen an ein weit gedehntes, kulturwissenschaftliches Forschungsfeld bietet. Jedoch wird gerade in den empirischen Studien des Bandes die Bedeutung von Flugblättern im Zusammenhang von Herrschaft und Militär sowie vorsätzlicher Stereotypisierung im Kontext von kriegerischen Konflikten deutlich. Inhaltlich ist der Band in vier Themengruppen gegliedert, die sich über den Zeitraum der Frühen Neuzeit hinweg bis in die Zeitgeschichte hinein erstrecken. Die erste Gruppe der Beiträge be-

handelt dabei Spezialfragen bezüglich der Erschließung frühneuzeitlicher Flugblätter und Einblattdrucke, die einen sehr differenzierten Einblick in öffentliche Meinungsbildungsprozesse erlauben. In einer zweiten Themengruppe stellen die Autoren Modelle vor, wie Einblattmaterialien in Bibliotheken und Archiven erschlossen und nutzbar gemacht werden können. Denn gerade die Tatsache, dass es sich um *Ein*-Blatt handelt, prädestiniert diese Schriftengattung gerade für moderne Archivierungsformen wie der Digitalisierung. Dem eher inhaltlichen Aspekt der Flugblätter als Textsorte der Propaganda und Provokation widmet sich ein dritter Themenkomplex. Dabei zielt der Zeitbezug besonders auf die Verwendung der Flugblätter in Kriegszeiten der moderneren Geschichte. In einem letzten Themengruppenfeld werden in den Beiträgen die schönen Künste behandelt. So tritt die *transmediale Vermittlungs- und Integrationsfunktion* (S. IX) besonders hervor.

Im ersten Beitrag beschreibt John Roger Paas sehr eindrücklich die Genese und Resonanz auf das beliebte Flugblattmotiv des tatarischen Bogenschützen von 1664. Dieser soll ein Gefangener des kroatisch-ungarischen Grafen Nikolaus Zrinyi (1616–1664) gewesen sein und einen extrem langen, fast einem Pferd ähnelnden Hals gehabt haben. Das Motiv geht aber weit über eine beliebte Monstrosität hinaus. Paas stellt dieses Flugblattthema in den historischen Kontext der Türkenkriege und interpretiert das Bild wie den zugehörigen Text als eine typische Charakteristik der west-östlichen Auseinandersetzung, in der dem jeweiligen Gegner die Menschlichkeit abgesprochen wurde. Trotzdem stellt sich Paas die Frage nach dem publizistischen Ursprung des Motivs und kommt zu den Wurzeln des pferdeköpfigen Tataren. So stammt ein Vorbild von einer populären bildlichen Darstellung einer Missgeburt aus Madagaskar. Diese wiederum war die Kopie eines undatierten französischen Blattes und ist damit ein Beleg für die weitverzweigten Verbindungen von Printmedien in der Frühen Neuzeit.

Die *Pompa barroca* ist dagegen eine ganz andere kulturelle Erscheinung des 17. Jahrhunderts. Sie kann nur im Kontext einer zunehmenden Theatralisierung und Inszenierung des öffentlichen Lebens gesehen werden, die sich insbesondere in Festaufzügen und

Rezensionen

Prozessionen niederschlugen. Es wundert daher nicht, dass auch diese Motive zahlreich auf Flugblättern vertreten sind, wie Florent Gabaude in ihrem Aufsatz darlegt. Am Beispiel eines großformatigen Blattes der Berliner Staatsbibliothek des Jahres 1625, (welches das Leichenbegängnis des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach abbildet, erläutert Gabaude die Konstituierung gesellschaftlicher Ordnungen in Prozessionen, *ging es doch den Zeitgenossen in erster Linie um die Platzierung dem Rang und der Etikette entsprechend.* (S. 30)

Dem Militärischem kam dabei eine herausgestellte Rolle in dieser barocken Inszenierung zu. Neben dem Leichenwagen marschierten zwölf *Trabanten und Lakaien und sechs Hofmarschälle*“. Ihnen voran trugen vier Adelige auf Samtkissen die Insignien des Markgrafen: „*die Devise, die Rittersporen, das Schwert und das Regiment.* Dem Zug an sich gingen eine Abteilung mit vierzehn Fahnenträgern, Heerpaukern und Trompetern, *brandenburgische Beamte, Offiziere, Land- und Hofjunker folgen.* (S. 30)

Bemerkenswert erscheinen jedoch auch die Personen am Rande der Darstellung, wie Gabaude herausstellt. Denn an den Seiten des Prozessionszuges sind zahlreiche Heeresoffiziere zu sehen, denen die Ausführung der Inszenierung unterstellt gewesen war, womit nicht die Sicherheit des Zuges, sondern die Organisation an sich gemeint ist.

In der anschließenden Betrachtung von frühneuzeitlichen Neujahrsflugblättern der British Library arbeitet der Autor David Paisey sehr detailliert den Bezug von Flugblättern und Einblattmaterialien für das Forschungsfeld von Gesellschaft und Militär heraus.

So ist aus dem Jahre 1778 ein Neujahrsgruß des Pritschmeisters Georg Ungelehrt überliefert, der in teilweise komischen Versen die Gesellschaft charakterisiert, an die er die Neujahrswünsche adressiert: *denen Hoch- und Wohlgeborenen Herren Kriegsräthen und dann respektive allen erbaren, tapferen und rittermäßigen Herren und Schützen.* (S. 63)

Als Pritschmeister hatte Ungelehrt die Aufgabe, im Schützenhaus mit der Pritsche die Treffer der Schützen anzuzeigen. In einem

übertragenden Sinn wurde diese Funktion später auch dafür benutzt, die Vorzüge aber auch Verfehlungen der Schützen anzumerken. Sein Neujahrsgruß bietet somit eine kritische Beschau der damaligen *Schießhausgesellschaft*. (S. 63)

Die drei vorgestellten Beiträge bieten einen Einblick in die Aussagefähigkeit von Flugblättern und Einblattmaterialien der Frühen Neuzeit und ihrem Potential für die Geschichtsforschung. Trotzdem verharren gerade diese Drucke in der Forschung in einem wissenschaftlichen Dämmer-schlaf. Erst in den 1970er Jahren wurde damit begonnen, die umfangreichen Einblattmaterialien zu erschließen und zu katalogisieren. Gerade die Wirkungsmächtigkeit der Bild-Text-Kombination wäre jedoch für die Forschung interessant. Und erst allmählich gelangen Flugblätter und Einblattmaterialien nicht nur als illustratives Beiwerk sondern als anerkannte Quelle durch die zahlreichen Digitalisierungsmöglichkeiten sowie die elektronischen Datenbankrecherchen in den wissenschaftlichen Fokus.

Die Vielschichtigkeit des Quellenwertes auch für die neuere Geschichte wird daher in den weiteren Beiträgen allein an den Titeln deutlich: *Die Feindflugblattsammlung der Staatsbibliothek zu Berlin* (Christiane Caemmerer), *Flugblätter aus dem 2. Weltkrieg als Quelle zeitgenössischer Geschichtsschreibung* (Annemieke van Bockxmeer), *Die Illegale Flugblattsammlung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* (Stefan Roth und Herbert Exenberger), *Deutsche Autoren im Dienste der Amerikaner* (Jörg Jungmayr) oder *Britische Flugblätter im Zweiten Weltkrieg* (Tomasz Szarota).

Neben dem *Krieg mit Worten und Bildern* dienten Flugblätter und andere Einblattmaterialien aber auch der Erziehung und Information. In den Beiträgen *Allerlei für gute Kinder – Bilderbogen und ihre Bedeutung für die Kinderkultur im 19. Jahrhundert* (Carola Pohlmann), *Zum kulturellen Stellenwert von Theaterzetteln* (Gertrude Cepl-Kaufmann) und nicht zuletzt *Das Manifest als Einblattdruck in der ästhetischen Praxis der italienischen Futuristen* (Hubert van den Berg) stellen diese Funktionen in ihren Beiträgen ausführlich dar. Zudem analysiert Walter Delabar in seinem Beitrag *Burn-Warehouse-Burn* den Nutzwert des

Rezensionen

Flugblattes für die politische Agitation der Kommune I in den 1968er Jahren.

Der Band widmet sich zusätzlich den bibliothekarischen Problemfeldern der Flugblattforschung. Wie können diese Artefakte gesammelt, bewahrt, erschlossen und der Forschung besser zugänglich gemacht werden? Auch wenn die Digitalisierung hierbei eine große Hilfe darstellt, so bleibt die Speicherung der Daten offen – ist doch die Halbwertszeit von modernen Datenträgern wesentlich kürzer und letztlich problematischer, als gedacht. Der Band stellt unterschiedliche Wege vor, wie dies trotzdem gelingen kann und damit ein effizienter Zugriff auf Digitalisate möglich ist (Thomas Stäcker).

Abschließend würdigt der Band drei mögliche Wege der Digitalisierung und des Zugriffs, wie sie derzeit an der Bayerischen Staatsbibliothek München (Michaela Hammerl), in dem Projekt *1848 – Flugschriften im Netz* (Wilhelm R. Schmidt) und am Deutschen Historischen Museum (Heidemarie Anderlik) praktiziert werden.

Auch wenn zwischen der eigentlichen Tagung und der Veröffentlichung des Bandes eine gewisse Zeitspanne liegt, so hat doch die Aktualität der im vorgestellten Band abgedruckten Beiträge nicht darunter gelitten. Der Band zeigt eindrucklich die Vielfalt von Flugblättern als Quelle für kulturhistorische Forschungen sowohl der Frühen Neuzeit als auch der modernen Geschichtswissenschaft.

Stephan Theilig

Ankündigung

Militärische Wissenskulturen in der Frühen Neuzeit

*9. Jahrestagung des Arbeitskreises
„Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit“
vom 1. bis 3. Dezember 2011 in Göttingen*

Tagungsort: Paulinerkirche, Göttingen

(Stand Juli 2011)

Donnerstag, 1. Dezember 2011

12:30 bis 14:00
23. AMG-Vorstandssitzung

14:15 bis 14:30
Begrüßung durch die Veranstalter und Organisatoren
RALF PRÖVE (Erster Vorsitzender des AMG)
MATTHIAS ASCHE/MARIAN FÜSSEL (Organisatoren)

Sektion I: Wissenspeicher und Diffusion
Moderation: HORST CARL (Gießen)

14:30 bis 15:15
*Von der „Art de la Guerre“ zum System der Kriegs-Wissenschaften. Militärtheo-
retische Schriften und ihre Leser*
DANIEL HOHRATH (Berlin)

15:15 bis 16:00
Bibliotheken, ihre Sammler und Nutzer
MARTIN WINTER (Berlin)

16:00 bis 16:30
Kaffeepause

16:30 bis 17:15
Theorie und Praxis. Offiziersausbildungen im 17. und 18. Jahrhundert
THOMAS WEIBBRICH (Berlin)

17:15 bis 18:00

Kampf und Ethos – Militärische Chargen in der Versdichtung des 17. Jahrhunderts

WILHELM KÜHLMANN (Heidelberg)

18:30 bis 20:00

9. AMG-Mitgliederversammlung

Freitag, 2. Dezember 2011

Sektion II: Wissensträger und Professionen

Moderation: ANDREA PÜHRINGER (Grünberg)

9:00 bis 9:45

Krieg als Profession? Zur Differenzierung militärischer Funktionsrollen am Übergang zur Frühen Neuzeit

STEFANIE RÜTHER (Münster)

9:45 bis 10:30

„So viele Verwundungen und Zufälle.“ Zugänge zur Militärmedizin der Frühen Neuzeit

SABINE SANDER (Mainz)

10:30 bis 11:00

Kaffeepause

11:00 bis 11:45

Wissen in Reih' und Glied. Formen des Wissens einfacher Soldaten im Stehenden Heer

MICHAEL SIKORA (Münster)

11:45 bis 12:30

Feder contra Degen? Bildungshorizonte gelehrter Offiziere im 18. Jahrhundert

MARIAN FÜSSEL (Göttingen)

12:30 bis 14:30

Mittagessen

Sektion III: Wissenspraktiken und Distribution

Moderation: ULRIKE LUDWIG (Dresden)

14:30 bis 15:15

„Wie nützlich kann das Lehramt würdiger Feldprediger seyn!“ Preußische Feldprediger als Pädagogen in der Aufklärung

ANGELA STRAUB (Potsdam)

15:15 bis 16:00

Militärinvaliden als Schullehrer – ein hartnäckiger Mythos preußisch-deutscher Bildungsgeschichte

JENS BRUNING (Wolfenbüttel)

16:00 bis 16:30

Kaffeepause

16:30 bis 17:15

„Battre l’estrade.“ Militärische Aufklärung zwischen Geheimnis und Publizität

EWA ANKLAM (BRAUNSCHWEIG)

17:15 bis 18:00

Wissens- und Kulturtransfer durch importierte Militäreliten – das Beispiel der Hugenottenoffiziere

ULRICH NIGGEMANN (MARBURG)

18:30 bis 19:30

Verleihung des 1. Burkhardt- und Hannelore-Otto-Preises

Samstag, 3. Dezember 2011

Sektion IV: Wissensorte und Sozialisation

Moderation: MATTHIAS ASCHE (Tübingen)

9:00 bis 9:45

Der Troß als Sozialisationsinstanz

THOMAS KOSSERT (GÖTTINGEN)

9:45 bis 10:30

Das Regiment als Sozialisationsinstanz für den deutschen Hochadel

CARMEN WINKEL (Potsdam)

10:30 bis 11:00

Kaffeepause

11:00 bis 11:45

Von einer Militärakademie zur herzoglichen Vorzeigeuniversität – Institutionen, Personal und Lehrinhalte der Hohen Karlsschule in Stuttgart (1770–1794) im Wandel

FREDERIC GROB (TÜBINGEN)

11:45 bis 12:30

Zwischen adeliger Standesbildung und aufgeklärter Kriegswissenschaft – das Dresdener Kadettenkorps als Bildungsanstalt kursächsischer Offiziere im 18. Jahrhundert

ANDREAS DETHLOFF (ROSTOCK)

ca. 12:30 Ende der Tagung

Ankündigung

Dreißigjähriger Krieg online / The Thirty Years War online

*Ein internetgestütztes Informationsangebot
hrsg. von Thomas Kossert und Markus Meumann
Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit
<http://www.amg-fnz.de/dko>*

Das Manuskript einer Bibliographie aus der Hand und zum Druck zu geben, erfordert in aller Regel Mut, weil sich die Verantwortlichen der ständigen Versuchung nie ganz entziehen können, ihre Arbeit als noch verbesserungsfähig, als noch weiterer Recherchen bedürftig anzusehen.

(Heinz Duchardt: Bibliographie zum Westfälischen Frieden, 1996)

Die Erstellung gedruckter Bibliographien erscheint im Internet-Zeitalter zunehmend entbehrlich, da in elektronischer Form publizierte Literaturverzeichnisse den oben beschriebenen Nachteil gerade nicht aufweisen und auch nach ihrer Publikation jederzeit aktualisiert werden können. Der Nutzen onlinegestützter Literatur-Datenbanken ist daher mittlerweile in der Geschichtswissenschaft unbestritten, und auch im Bereich der Frühen Neuzeit sind inzwischen unzählige Themenportale, Einführungen und Bibliographien online verfügbar. Ausgerechnet der Dreißigjährige Krieg aber, der auch ein Jahrzehnt nach der Europaratsausstellung zum 350. Jahrestag des Westfälischen Friedens nichts von seiner Faszination für die Historische Forschung ebenso wie für die Öffentlichkeit bzw. zahlreiche sogenannte „interessierte Laien“ verloren hat, ist bislang durch keinerlei Online-Datenbanken oder sonstige Internetangebote erschlossen. Zwar wurde bereits 1999 ein internetbasiertes „Informationssystem Dreißigjähriger Krieg“ vorgeschlagen, die Verwirklichung eines solchen Projektes steht aber ebenso wie die Erstellung einer umfassenden Bibliographie zum Dreißigjährigen Krieg selbst bis heute aus.

Das Portal

Das Portal „Dreißigjähriger Krieg online“ des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. will daher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ein internetgestütztes Informationsangebot rund um den Dreißigjährigen Krieg bieten. Mittelfristiges Ziel ist es, anhand von Literaturhinweisen sowie online abrufbarer Einführungstexte und Forschungsergebnisse einen schnellen Einstieg in das Thema zu ermöglichen und zugleich durch die Bereitstellung digitaler Quelleneditionen, personenbezogener Informationen und aktueller Rezensionen der neueren Forschungsliteratur zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Dreißigjährigen Krieg anzuregen. Die wissenschaftliche Seriosität der bereitgestellten Daten wird dabei von den Herausgebern gewährleistet.

Momentan ist das Portal in drei Bereiche unterteilt. In der ersten Rubrik **Bibliographie** finden sich eine Datenbank neuerer Literatur sowie Regionalbibliographien, die das gedruckte Schrifttum erfassen. Diese soll schrittweise durch eine **Prosopographie** einzelner Heerführer und Offiziere sowie durch **Quelleneditionen** ergänzt werden. Flankiert werden diese drei Projektbereiche durch eine **Linksammlung** sowie eine aktuelle Übersicht laufender **Forschungsprojekte**, die die Aufnahme von Forschungen zum Dreißigjährigen Krieg erleichtern und zur Kontaktaufnahme zwischen interessierten Forschern anregen sollen.

Alle Interessenten sind herzlich zur Mitarbeit eingeladen, da nur so die Aktualisierung der Bibliographien wie auch eine sukzessive Erweiterung des Portals gewährleistet werden kann.

Bibliographie

Gängige historische Literaturdatenbanken wie die Jahresberichte zur deutschen Geschichte liefern mittlerweile über 1.000 Treffer bei Anfragen zum Stichwort „Dreißigjähriger Krieg“. Eine differenzierte Bibliographie der uferlosen Literatur zu diesem Thema scheint daher unerlässlich. Sie bildet das Herzstück der Internetplattform und soll sowohl die aktuelle als auch die bislang häufig nur schwer zu ermittelnde ältere Literatur erschließen.

Die neuere Literatur ist mit der 1996 erschienen Bibliographie zum Westfälischen Frieden und dem reichen bibliographischen Anhang des dreibändigen Kataloges anlässlich der Europaratsausstellung zum 350. Jubiläum des Westfälischen Friedens im Jahr 1998 bereits relativ gut erfasst.¹ Daher werden in einem ersten Schritt zunächst die Neuerscheinungen ab 1998 aufgenommen und in eine Datenbank eingespeist.

Daneben werden in Form von kommentierten Regionalbibliographien auch die oft schwer zugänglichen Ergebnisse regional- und lokalgeschichtlicher Forschungen erfasst. Dabei wird ein besonderes Augenmerk auf dem älteren Schrifttum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts liegen, das nicht selten wertvolle Quellenanhänge enthält, dabei aber mit modernen Findmitteln oft nur schwer auffindbar ist. Grundstein bildet die 2007 im Druck erschienene Bibliographie zu Sachsen-Anhalt, die zunächst durch eine Bibliographie zum südlichen Niedersachsen ergänzt werden soll.²

Alle, die aktuell an regionalen Studien zum Dreißigjährigen Krieg arbeiten oder daran gearbeitet haben, sind ausdrücklich aufgerufen, weitere „weiße Flecken“ auf der Landkarte zu schließen. Darüber hinaus sollen aber natürlich auch die bereits veröffentlichten Bibliographien laufend weitergeführt und ggf. auch ergänzt bzw. weiter vervollständigt werden. Auch einzelne Literaturhinweise an die Adresse der Herausgeber sind daher willkommen.

Prosopographie

Neben der Bibliographie wird das Portal nach und nach um eine bio-bibliographische Datenbank erweitert werden. Die Herausgeber schlagen vor, dabei zunächst Kriegsunternehmer und hohe Offiziere der beteiligten Armeen zu erfassen, zumal auch in diesem Bereich bislang grundlegende Forschungen fehlen. Ziel ist es dabei, weit über das Niveau von Wikipedia und anderen im Internet ver-

¹ Heinz Duchhardt (Hg.), Bibliographie zum Westfälischen Frieden (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 26), Münster 1996; Klaus Bußmann/ Heinz Schilling (Hg.): 1648. Krieg und Frieden in Europa, 3 Bde., München 1998.

² Markus Meumann, Forschungen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges im heutigen Sachsen-Anhalt. Eine kommentierte Bibliographie, in: Sachsen und Anhalt 25 (2007), S. 209–284.

fügbaren Biographien hinaus bio-bibliographische Angaben zu den wichtigsten Protagonisten des Krieges verfügbar zu machen. Mittelfristig ist daran gedacht, diese prosopographische Datenbank zu einer Art digitalem Personenlexikon auszubauen, für das dann wiederum weitere Autoren und Mitarbeiter gewonnen werden sollen, die ihre Beiträge namentlich zeichnen.

Quellen

Der dritte Projektbereich zielt auf die Bereitstellung und digitale Edition von Quellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Einen Schwerpunkt werden dabei „Selbstzeugnisse“ bzw. andere (auto-)biographische Zeugnisse sowie zeitgenössische Berichte über das Kriegsgeschehen bilden. Den Anfang macht dabei der Bericht des schwedischen Hoftrompeters Jöns Månsson Teitt über seine Kriegszüge mit Gustav II. Adolf 1621–1632.

Alle Forscherinnen und Forscher, die im Rahmen ihrer Arbeiten auf bislang unveröffentlichte autobiographische Zeugnisse oder Berichte über den Krieg und seine herausragenden Ereignisse wie Schlachten, Belagerungen oder Friedensschlüsse stoßen und diese online edieren möchten, werden hiermit gebeten, mit den Herausgebern in Kontakt zu treten.

Aufruf zur Mitarbeit

Die derzeitigen Projektbereiche sollen lediglich den Grundstein des Portals bilden. Je nach Interessen und Engagement der Beiträger ist eine Erweiterung der Plattform z. B. um aktuelle Forschungsergebnisse und Rezensionen sowie natürlich auch um weitere inhaltliche Schwerpunkte bei Daten- und Quellensammlungen jederzeit denkbar.

Die Herausgeber rufen daher alle Interessenten nachdrücklich dazu auf, sich mit entsprechenden Vorschlägen und Anregungen, aber auch mit Hinweisen auf eigene Publikationen sowie mit Materialien und Literaturhinweisen an der stetigen Erweiterung des Portals zu beteiligen.

Weitere Informationen

Dr. Markus Meumann

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Interdisziplinäres Zentrum Aufklärungsforschung

Franckeplatz 1

06099 Halle (Saale)

Tel. + 49 345 55 21 790

E-Mail: markus.meumann[at]izea.uni-halle.de

Thomas Kossert, M.A.

Georg-August-Universität Göttingen

Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte

Platz der Göttinger Sieben 5

37073 Göttingen

Tel. + 49 551 39 19 866

E-Mail: thomas.kossert[at]phil.uni-goettingen.de

Ankündigung

*Am 25./26. November 2011 wird das Bayerische
Armeemuseum in Kooperation*

*mit dem Institut für Geschichte der Universität Würzburg eine Tagung
zum folgenden Thema abhalten:*

Artillerie und Festungsbau in Franken, Bayern und Europa 1500–1800.

Im Zentrum der Vorträge dieser Tagung steht die Frage nach der Leistungssteigerung der frühmodernen Artillerie. Neuere Forschungen haben gezeigt, dass die lange Zeit vorherrschende Auffassung, wonach die waffentechnische Entwicklung von 1500 bis ca. 1750 stagnierte habe, nicht zutrifft. Tatsächlich hat diese Entwicklung schon im ausgehenden Mittelalter an Dynamik gewonnen und diese seither beibehalten; das war eine der wichtigsten Voraussetzungen für den fulminanten Aufstieg, den das westliche Europa in diesen Jahrhunderten nahm.

Die Frage, wie sich der technische Fortschritt im Bereich der Artillerie vollzog und welche Folgen und Wirkung er zeitigte und wie sich diese vor allem auch im Festungsbau niedergeschlagen haben, ist daher von großer historischer Bedeutung. Zu ihrer Erforschung haben sich Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen im Rahmen eines Projektes zusammengeschlossen, das sie mit dieser Tagung erstmals der Öffentlichkeit vorstellen.

Beginnen wird diese Tagung am Freitag, den 25. November um 14 Uhr, enden wird sie am Samstag, den 26. November voraussichtlich gegen 16 Uhr.

Veranstaltungsort: Neues Schloss, Paradeplatz 4, 85049 Ingolstadt.

Für weitergehende Informationen: www.armeemuseum.de

Information

Protokoll der Mitgliederversammlung

Sehr geehrte, liebe Mitglieder unseres Arbeitskreises, liebe Kolleginnen und Kollegen,

im Auftrag des Vorstands des *Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* e.V. darf ich mir erlauben, Sie herzlich zur 9. satzungsmäßigen Mitgliederversammlung für Donnerstag, den 1. Dezember 2011, um 18 Uhr 30, einzuladen. Sie findet im Rahmen der 9. AMG-Jahrestagung in Göttingen statt.

Die Tagesordnung sieht folgende Punkte vor:

- TOP 1: Verlesung und Genehmigung der Tagesordnung
- TOP 2: Genehmigung des Protokolls der 8. Mitgliederversammlung in Gießen 2009
- TOP 3: Bericht des Ersten Vorsitzenden
- TOP 4: Bericht der Schatzmeisterin
- TOP 5: Bericht der Kassenprüfer
- TOP 6: Entlastung des Vorstandes
- TOP 7: Neuwahlen zum Vorstand
- TOP 8: Neuwahl der Kassenprüfer
- TOP 9: Bericht über die Vorbereitungen der 10. AMG-Jahrestagung in Potsdam 2013
- TOP 10: Aussprache über Ort und Thema der 11. AMG-Jahrestagung 2015
- TOP 11: Satzungsänderungen (hierzu ergeht noch eine Rundmail an alle Mitglieder)
- TOP 12: Burkhardt- und Hannelore-Otto-Preise
- TOP 13: Allfälliges.

Ich verbleibe mit den besten Wünschen, auch im Namen der übrigen Vorstandsmitglieder,

gez. *Matthias Asche*

Autorenverzeichnis

Matthias Asche, Fachbereich Geschichtswissenschaft der
Eberhard-Karls-Universität Tübingen, E-mail:
matthias.asche[at]uni-tuebingen.de

Anja Bröchler, Historisches Seminar I
Abteilung für iberische und lateinamerikanische Geschichte
Universität zu Köln, E-Mail: anbroechler[at]arcor.de

Marian Füßsel, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der
Georg-August-Universität Göttingen, E-mail:
marian.fuessel[at]phil.uni-goettingen.de

Susanne Häcker, Tübingen, E-mail: zimtvogel[at]yahoo.de

Jürgen Klosterhuis, Geheimes Staatsarchiv Preußischer
Kulturbesitz Berlin, E-mail: gsta.pk[at]gsta.spk-berlin.de

Thomas Kossert, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte
der Georg-August-Universität Göttingen, E-mail:
thomas.kossert[at]phil.uni-goettingen.de

Herbert Langer, Greifswald

Ulrike Ludwig, Institut für Geschichte der TU Dresden, E-mail:
Ulrike.Ludwig[at]tu-dresden.de

Robert Oldach, Demmin, E-mail: robert.oldach[at]web.de

Ralf Pröve, Lehrstuhl für Militärgeschichte/Kulturgeschichte
der Gewalt, Universität Potsdam, E-mail: proeve[at]uni-
potsdam.de

Wenke Richter, Dresden, E-mail: richter-wenke[at]web.de

Janine Rischke, Lehrstuhl für
Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt, Universität
Potsdam, E-mail: rischke[at]uni-potsdam.de

Tobias Schönauer, Bayerisches Armeemuseum Ingolstadt, E-mail: tobias.schoenauer[at]armeemuseum.de

Stephan Theilig, Berlin, E-mail: stephan-theilig[at]web.de

Alexander Zirr, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, E-mail: zirr[at]hab.de

Veröffentlichungen des AMG

Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn 1996, 356 S., Euro 8.90 [ISBN 3-506-74825-4].

Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt am Main 1998 (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), 368 S., Euro 39.90 [ISBN 3-593-36101-9].

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:
„Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“:

Bd. 1: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, Münster u. a. 2000, 390 S., Euro 25.90 [ISBN 3-8258-4758-6].

Bd. 2: Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umriss eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster u. a. 2004, 256 S., Euro 25.90 [ISBN 3-8258-6000-0].

Bd. 3: Markus Meumann, Jörg Rogge (Hrsg.), Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2006, 416 S., Euro 40.90 [ISBN 3-8258-6346-8].

Bd. 4: Michael Kaiser, Stefan Kroll (Hrsg.), Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2004, 352 S., Euro 25.90 [ISBN 3-8258-6030-2].

Bd. 5: Matthias Rogg, Jutta Nowosadtko (Hrsg.) unter Mitarbeit von Sascha Möbius, „Mars und die Musen“. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 408 S., Euro 59.90 [ISBN 978-3-8258-9809-1].

Bd. 6: Sebastian Küster, Vier Monarchien – Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster u. a. 2004, 560 S., Euro 45.90 [ISBN 3-8258-7773-6].

Bd. 7: Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 672 S., Euro 59.90 [ISBN 3-8258-8052-4].

Bd. 8: Ursula Löffler, Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg, 17.-18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 256 S., Euro 24.90 [ISBN 3-8258-8077-X].

Bd. 9: Matthias Asche, Michael Herrmann, Ulrike Ludwig, Anton Schindling (Hrsg.), Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 344 S., Euro 29.90 [ISBN 978-3-8258-9863-6].

Bd. 10: Ewa Anklam, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Münster u. a. 2008, 312 S., Euro 29.90 [ISBN 978-3-8258-0585-2].

Bd. 11: (Ankündigung) Matthias Meinhardt, Markus Meumann (Hrsg.), Die Kapitalisierung des Krieges. Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Münster u. a., 408 S., Euro 39.90 [ISBN 978-3-643-10108-2].

Bd. 12: (Ankündigung) Diethelm Klippel, Jutta Nowosadtko (Hrsg.), Militär und Recht in der Frühen Neuzeit, Münster u. a.

Bd. 13: (Ankündigung) Horst Carl, Ute Planert, Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert, Münster u. a.



Jochen Maurer

Dienst an der Mauer. Der Alltag der Grenztruppen rund um Berlin

Berlin: Links 2011

272 S.

(= Beiträge zur Geschichte von Mauer und Flucht)

29,90 Euro

ISBN 978-3-86153-625-3

– Mit Unterstützung des MGFA –

Die Berliner Mauer und ihre Bewacher, die Grenztruppen der DDR, bildeten eine eigene, abgeschottete Lebenswelt. Diejenigen, die den Freiheitsdrang der DDR-Bürger unterbinden sollten, wurden bewusst ausgewählt und waren dennoch unter ständiger Kontrolle. Die Betrachtung eines konkreten Grenzregiments (GR 33 in Berlin-Treptow) erlaubt einen Einblick in den Alltag des Grenzdienstes, in eine Realität zwischen Macht und Ohnmacht, Zwang und politischer Überzeugung, Freiheitsdrang und Tod. Es geht dabei um die Rolle des Ministeriums für Staatssicherheit ebenso wie um die Motive der Grenzsoldaten und -offiziere für ihren Dienst. Behandelt wird auch das besondere Ausbildungsprogramm der Grenztruppen, die gezielt auf die Eroberung West-Berlins vorbereitet wurden. Hierbei konnte ein spezielles Häuserkampfobjekt auf einem Truppenübungsplatz der NVA außerhalb Berlins genutzt werden. Durch die Bewaffnung mit Granatwerfern und Artillerie entwickelten sich Grenztruppen insgeheim zu einer vierten Waffengattung neben den Land-, Luft- und Seestreitkräften, was in dieser Ausführlichkeit erstmals dargestellt wird.



Heiner Bröckermann

**Landesverteidigung und
Militarisierung. Militär-
und Sicherheitspolitik der
DDR in der Ära Honecker
1971 - 1989**

Berlin: Links 2011

968 S.

(= Militärgeschichte der DDR, 20)

49,90 Euro

ISBN 978-3-86153-639-0

Die geheime Militär- und Sicherheitspolitik der DDR in der Ära Honecker gehört zu den wenig erforschten Themen der jüngsten deutschen Geschichte. War die DDR eine »Friedensmacht«, wie es von der SED unablässig propagiert worden war? Und wie souverän war der Vorsitzende des Nationalen Verteidigungsrates Erich Honecker an der Spitze der »bewaffneten Organe« des zweiten deutschen Staates im Schatten Moskaus? Erstmals wird die DDR-Militärpolitik vor dem Hintergrund der internationalen Sicherheitspolitik und der Krisen von 1971 bis 1989 dargestellt. Die Organisationsgeschichte und die Entwicklung der Militär- und Sicherheitspolitik zwischen dem nach außen gerichteten Ziel der Landesverteidigung und dem nach innen zielenden Bestrebungen der Militarisierung der DDR-Gesellschaft stehen dabei im Mittelpunkt dieses neuen Standardwerkes zur Geschichte der DDR.



Die NVA und die Ungarische Volksarmee im Warschauer Pakt

Mit Beiträgen von Heiner Bröckermann, Pál Germuska, Gerhard P. Groß, Miklós Horváth, János Jakus, György Markó, Imre Okváth, Klaus Storkmann und Rüdiger Wenzke.

Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Potsdam, herausgegeben von Hans-Hubertus Mack, László Veszprémy und Rüdiger Wenzke

Potsdam: MGFA 2011
133 S.

(= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte, 15)

11,80 Euro
ISBN 978-3-941571-15-0

Fast 35 Jahre lang waren die Nationale Volksarmee der DDR (NVA) und die Ungarische Volksarmee (UVA) als »sozialistische Koalitionsarmeen« im Warschauer Pakt »brüderlich« verbunden. Der vorliegende Band wendet sich anhand ausgewählter Themenfelder sowohl dem Platz und der Rolle beider Armeen im östlichen Militärbündnis als auch ihren bilateralen Kontakten zu. Die ungarischen Autoren befassen sich u.a. mit der wissenschaftlichen Forschung zur Geschichte der UVA (György Markó), mit dem Platz Ungarns in der operativen Planung des Warschauer Paktes (Miklós Horváth) sowie mit der Entwicklung der UVA in den 1980er Jahren (János Jakus), mit ungarischen Rüstungslieferungen in die »Dritte Welt« (Pál Germuska) und den Aktivitäten der ungarischen Militäraufklärung (Imre Okváth). Der Band enthält zudem Untersuchungen zur Bilanz und zu den Perspektiven der NVA-Forschung (Gerhard P. Groß), zu den Beziehungen zwischen der NVA und der UVA (Rüdiger Wenzke), zu Entwicklungsproblemen der NVA in den 1980er Jahren (Heiner Bröckermann) und zur Militärhilfe der DDR für die »Dritte Welt« (Klaus Storkmann).



Rüdiger Wenzke

**Ab nach Schwedt! Die
Geschichte des DDR-Militär-
strafvollzugs**

Berlin: Links 2011

492 S.

(= Forschungen zur DDR-
Gesellschaft)

39,90 Euro

ISBN 978-3-86153-638-3

– Mit Unterstützung des MGFA –

»Ab nach Schwedt!« war eine Drohung, die Angst und Schrecken unter den Soldaten der Nationalen Volksarmee (NVA) auslöste. Der Name der kleinen Stadt an der Oder wurde ab 1968 zum Synonym für das einzige Militärgefängnis der DDR. 1982 entstand daraus die berühmte Disziplinareinheit der NVA. Erstmals liegt nun eine Arbeit vor, die die Geschichte des »Armeeknastes« anhand neuester Forschungsergebnisse wissenschaftlich darstellt. Der Autor beschreibt die Organisation des militärischen Strafvollzugs und gibt einen Einblick in den Alltag der Gefangenen. Ein umfangreicher Dokumentenanhang und ein Bildteil komplettieren die Studie.



Führung und Führungsmittel

Mit Beiträgen von Klaus-Jürgen Bremm, Torsten Diedrich, Winfried Heinemann, Thomas Hirschhäuser und Werner Rahn.

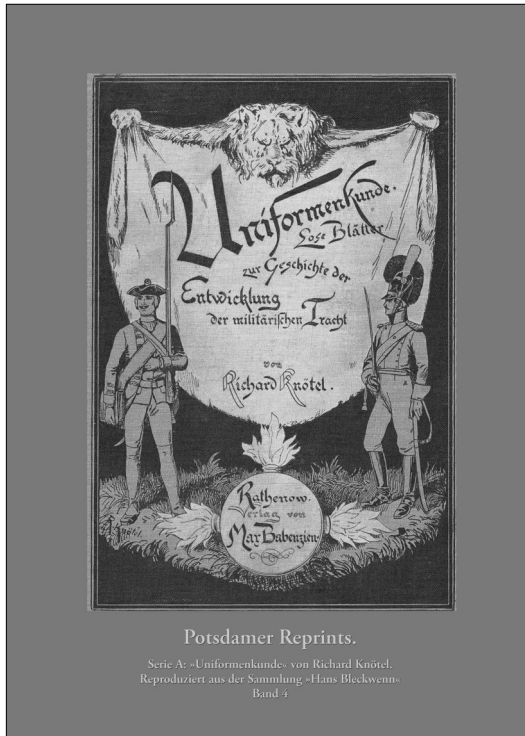
Im Auftrag der Deutschen Kommission für Militärgeschichte und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Potsdam, herausgegeben von Winfried Heinemann

Potsdam: MGFA 2011
VI, 103 S.

(= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte, 14)

10,80 Euro
ISBN 978-3-941571-14-3

Die Führung hoch technisierter Massenheere erfordert technische Mittel zur Nachrichtenübermittlung. Zugleich eröffnet die Nutzung der flexiblen Technologie drahtloser Kommunikation aber Möglichkeiten des Abhörens und Störens. Militärische Kommunikation steht zudem in steigender Konkurrenz zur Nutzung ziviler Massenkommunikationsmittel. Anhand von fünf Beispielen aus dem 19. und 20. Jahrhundert untersucht dieser Band grundsätzliche Probleme von Führung und Führungsmitteln.



Richard Knötel

Uniformenkunde. Band 4

Nachdruck der Originalausgabe
von 1893

Potsdam: MGFA 2011
132 S.

(= Potsdamer Reprints. Reproduktionen aus den historischen Beständen der Bibliothek des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Potsdam. Serie A: »Uniformenkunde« von Richard Knötel. Reproduziert aus der Sammlung »Hans Bleckwenn«, 4)

36,80 Euro

ISBN 978-3-941571-12-9

Die Bibliothek des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Potsdam, bietet eine in Deutschland einzigartige Spezialsammlung einschlägiger militärhistorischer Fachliteratur, darunter auch größere Altbestände. Hierzu zählen beispielsweise übernommene Privatbibliotheken aus den Nachlässen des Uniformkundlers Herbert Knötel d.J. (1893 bis 1963) oder des Heereskundlers Hans Bleckwenn (1912 bis 1990). Die vorliegende Publikation gehört zu einer Reihe mit Reproduktionen aus diesen und anderen militär- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Beständen.

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 15 (2011) Heft 1


Redaktion:

Urte Evert (urtea@gmx.de)
Steffen Leins (steffen.leins@uni-tuebingen.de)
Gundula Gahlen (g.gahlen@freenet.de)
Carmen Winkel (cwinkel@uni-postdam.de)

Redaktionsanschrift:

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V.
c/o Carmen Winkel, Uni Potsdam, Historisches Institut, Lehrstuhl für
Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt, Am Neuen Palais 10,
14469 Potsdam
E-Mail: cwinkel@uni-potsdam.de
URL: <http://www.amg-fnz.de/lit/zeitschrift.htm>

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Rezensionen richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler CD-ROM an die zuständigen RedakteurInnen unter den angegebenen Adressen. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder nach Rücksprache zu kürzen.



Die Geschichte der deutschen Universitäten in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges gehört traditionell nicht zu den bevorzugten Themen der historischen Forschung – weder der universitäts-, noch der militärgeschichtlichen. Dieses ausgesprochene Desiderat hat spezifisch historiographiegeschichtliche Gründe und ist noch heute für viele Verzerrungen und Einseitigkeiten bei der Darstellung dieser für das deutsche Universitätswesen durchaus zäsurhaften Epoche verantwortlich. Die in diesem Heft präsentierten exemplarischen Studien gehen auf Vorträge eines Workshops des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit auf Schloss Friedenstein in Gotha im Mai 2010 zurück und verstehen sich als eine erste Annäherung an ein noch weithin offenes, aber keineswegs ausgeschöpftes Forschungsfeld.